Biogr.
153
0

Biogr.
153 º

Thurnm
(Bürgi)

Bayerische Staatsbibliothek
<36647166530018

Glückliche
Heimkehr aus langer Irre.

Lebensgeschichte

des

Rudolf Bürgi aus Neftenbach

von

W. F. Thumm,
weil. Vorsteher des Töchterinstituts Wilhelmsdorf.

Dritte Auflage.

Christliches Verlagshaus
E. H. SCHACKE, Basel
25 Burgfelderstrasse 25

Basel.
Verlag von Jaeger & Kober
C. F. Spittlers Nachfolger.

263 A

[illegible]
DELLA
[illegible]

Glückliche
Heimkehr aus langer Irre.

Lebensgeschichte

des

Rudolf Bürgi aus Neftenbach

von

W. F. Thumm,

weil. Vorsteher des Töchterinstituts Wilhelmsdorf.

Dritte Auflage.

Basel.

Verlag von Jaeger & Kober

C. F. Spittlers Nachfolger.

1896.

J. n. 1259

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Pilgermissions-Buchdruckerei auf St. Chrischona bei Basel.
4. 1896.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Einleitung.

Wenn das Sprichwort: „Jedes Ding hat zwei Seiten" irgendwo Anwendung findet, so gewiß bei dem Lebenslauf, der hier dem freundlichen Leser angeboten wird; und zwar unterscheiden sich diese zwei Seiten so sehr voneinander, wie die Nacht vom Tage, der Tod vom Leben.

Der Mann, von dem hier erzählt wird, hat seine Lebensschicksale in äußerst mangelhaftem Deutsch, aber mit köstlicher Naivetät, noch mehr, mit unvergleichlicher Aufrichtigkeit und Treue bis zu seiner Verheiratung selbst beschrieben. Das Nachfolgende ist meist nur der Umguß des gegebenen Materials. Von seinen Irrgängen handelt der größere Teil des Büchleins, und der liebe Mann, der diese so offen darlegt, konnte diesen Blick um so leichter gestatten, als er fürs erste alle seine Missethat, Uebertretung und Sünde von seinem reichen Bürgen und Heiland Jesu Christo getilgt wußte, fürs zweite aber weil auch dieser Teil seiner Lebensgeschichte schon gar manche Seiten zeigt, wo auf sehr sprechende und eindrückliche Weise die suchende Liebe des guten Hirten sich darstellt, die nicht aufhört, dem verlorenen Schafe nachzugehen, **„bis daß Er's findet."**

Vorläufige Beurteiler haben die Erzählung unterhaltend gefunden, und wenn der liebe Leser sie auch so findet, ists der Verfasser schon zufrieden; dennoch, gewänne er weiter nichts aus ihr, so bereuten wir, auch nur eine Feder eingetunkt zu haben. Bürgi selbst bezeichnet den Zweck seiner mühsamen Lebensbeschreibung etwa auf folgende Weise: „Bis in mein achtzehntes Jahr war ich sehr schüchtern und unwissend; später wurde ich durch Not und hartes Leben aufgeweckt, und es entwickelte sich in mir mit gereifterem Urteil auch das Selbstbewußtsein und die Verteidigungskraft, allein ich wurde dabei ein lasterhafter Mensch. Da aber erschien die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes meines Heilandes, zerbrach mein hartes, ungläubiges Herz, machte es mürbe und nicht um der Werke willen der Gerechtigkeit, die ich gethan hatte,

sondern nach seiner Barmherzigkeit machte er mich auch selig. Ich bekam einen hellen Einblick in die Bedeutung und den Zweck aller meiner schweren Lebenserfahrungen und erduldeten Ungerechtigkeiten. Was mir als Unglück und Unschick lange Zeit dastand, das wurde jetzt Glück und Schick. Ich war der verlorene Sohn, der durch den von den Träbern nicht gestillten Hunger zum Vaterhaus und Vaterherz getrieben werden sollte. Nun möchte ich jedem, der auch so gefühllos, ungläubig und undankbar, auch so unglücklich, wie ich einst, dahin lebt, diese Geschichte in die Hand geben, daß er daraus lerne: **„Die Sünde ist der Leute Verderben,“** und **„Jesus nimmt die Sünder an.“**

Einem Einwurf dürfte begegnet werden, nämlich der Frage des Zweifels: „Ist auch alles wahr?“ Antwort: „Gewiß wahr!“ Bürgi war von Haus aus kein Prahler und Großsprecher, eher wortkarg und ernst. Viele der erzählten Erlebnisse hörten ihn seine nächsten Freunde bei verschiedenen Anlässen oftmals erzählen, und sie wunderten sich, wie niemals eine Erzählung der andern auch nur in Nebensachen widersprach. Wo seine Lebensgeschichte die Vaterlands- und Völkergeschichte berührt, ist er immer ganz genau, und jedes geschichtliche Handbuch bestätigt seine Angaben. Endlich trägt seine Erzählung das Gepräge strenger Wahrhaftigkeit auf der Stirne.

Die Abfassung seiner Lebensgeschichte war eine Arbeit seines Alters. Im Jahr 1844 fing er an, und einige Jahre vor seinem Tode wurde er fertig, etwa 1862. Gegen das Ende sagt er ungefähr: „Ich bin nun 65 Jahre alt und arm: Ich besitze nicht viel mehr auf der Erde, als meinen Namen und mein Heimatrecht; ich wäre aber noch zehnmal ärmer, wäre es mit mir beim Alten geblieben. Ich bin arm, aber froh und glücklich, ja es scheint mir, meine Armut habe mir zum Glück geholfen; denn sie hat mein treuer Gott benützt, mich zur edlen Freiheit der Kinder Gottes zu leiten.“

Daß noch viele Jünglinge aus Not und Sündenbanden zu dieser Freiheit geleitet werden, und hierzu auch dieses Büchlein etwas beitrage, wünscht

Der Verfasser.

1.

Sonnenuntergang am Morgen.

Der Bauersmann Rudolf Bürgi in Neftenbach, als er im Jahr 1794 seine Gattin von Bachenbülach heimholte, wurde für einen glücklichen Mann gehalten, und wirklich, sein „sonnenreiches, frohmütiges" Haus dort am Näfbache bei der Brücke barg für einige Jahre ein zufriedenes, hoffnungsvoll der Zukunft entgegen blickendes Ehepaar. Er, ein stattlicher, mit seltener Körperkraft ausgerüsteter Mann, war in holländischen Diensten als Soldat gestanden und hatte sich dort Welterfahrung und Kenntnis der französischen Sprache erworben. Gehörte er auch nicht zu den Reichen des Dorfes, so besaß er doch ein eigen Haus, Feld, Weinberge, Wiesen, Wald, Kraut- und Baumgarten, und den Stall füllte wohlgenährtes Vieh. Als nach einigen Jahren mehrere gesunde, fröhliche Kinder sich um das rüstige Elternpaar tummelten, mochte es sich so recht in seinem Vermögen fühlen, und aus den freudeerhellten Blicken die Frage leuchten: „Was fehlt uns noch zu unserm Glücke?" Daß der erstgeborene Sohn, Rudolf, diese Frage einst in einer Weise beantworten werde, wie er es nach 50 Jahren in seiner Lebensbeschreibung wirklich that, dachten die Eltern entfernt nicht. Es mußte etwas gefehlt haben, Bedeutendes sogar: denn nach wenig Jahren lag nicht nur die schöne Wirklichkeit, sondern auch die noch schönere, in Hoffnung aufgebaute Zukunft in Trümmern da. Der erstgeborene Sohn hat unter dem Schicksal des Elternhauses wohl am meisten gelitten, vielleicht

daraus auch am meisten gewonnen. Lange Zeit war ihm diese Führung ein bitterschweres Rätsel geblieben; die Stunde der Lösung kam, und für ihn hieß sie: „Friede auf Erden!“ Von ihm, seinem Lebensrätsel und dessen Lösung werden diese Blätter erzählen.

Neftenbach, in dem Rudolf Bürgi, der Sohn, den 21. März 1795 geboren wurde, ist ein stattliches, in breitem, fruchtbarem Thalgrunde, am rechten Ufer der Töß gelegenes Dorf, von Winterthur eine Stunde entfernt. Die ringsum liegenden Berge und Hügel sind zum großen Teil bewaldet, und an ihren Abhängen bringt der Weinstock seine edle Frucht zur Reife. Schon die Römer hatten sich hier niedergelassen und ein Kastell erbaut, von dem im Jahr 1780 die Grundmauern nebst vielen interessanten Altertümern aufgefunden wurden. Im Mittelalter stand das Dorf unter der Herrschaft der Freiherren von Wart, deren einer, Rudolf von Wart, 1308 bei dem Morde Kaiser Albrechts zugegen gewesen war, nicht aber selbst Hand angelegt hatte. Auch er fiel der Rache der grausamen Gemahlin Albrechts anheim. Jetzt gehört das Wartgut, der Sitz der alten Freiherren, zur Pfarrei Neftenbach. Wer, wie der Erzähler, das erste Mal bei heiterem Sonnenschein das schöne, fruchtbare Thal betritt, erhält den Eindruck: „Hier ist gut sein!“

Das hat Bürgi, der Vater, früher auch gedacht. Als aber die französische Revolution ihre Wellenschläge immer mehr auch dem Schweizerlande fühlbar machte, nahm der in einen großen Teil des Volkes eingedrungene Geist der Unzufriedenheit von seinem Herzen Besitz, und er stellte sich auf die Seite derer, die „Freiheit und Gleichheit“ zu ihrem Losungsworte erwählt hatten. Leider breitete dieser Geist der Auflehnung gegen altes Recht und Unrecht ihm und den Seinigen den ökonomischen Untergang. Der kleine „Ruedi“ sah noch die

glückliche Lage der Eltern; nicht lange zwar, und doch lange genug, um durch die Erinnerung an sie die Not seiner Jugend doppelt zu empfinden. Die Würden und Aemter, die der Vater durch die Staatsumwälzung im Jahr 1798 erhielt, bildeten keinen Ersatz für die häusliche Not, die durch die ausschließliche Beschäftigung des Vaters mit Politik herbeigeführt wurde. Er griff zu den Waffen und zog als Lieutenant in den Kanton Bern, wahrscheinlich, um unter dem tapferen Karl Ludwig Erlach die eingedrungenen Franzosen zurück zu werfen. Kaum war er von den dort erhaltenen zwei Wunden geheilt, zog er als Hauptmann an die Rheingrenze. Im Strudel der politischen Aufgeregtheit übersah er das Kleine, Naheliegende, die Sorge für sein Haus, und zum Schaffen von großem Neuem fehlte die Eintracht, ihm wohl auch der Beruf. Noch lag sein Haus so sonnenreich und frohmütig dort bei der Brücke, als vor vier Jahren, aber drinnen war's trübe, schwermütig. Auf die Schultern der Mutter war alle Last der häuslichen Sorge, wie der Arbeit allein niedergelegt. Ach, hätte sie zu jener Zeit den gekannt, der die Zuflucht der Verlassenen sein will, wie viel leichter und segenbringender hätte sie ihre Last getragen! So wurden ihre Thränen bald bittere Klagen über die Teilnahmlosigkeit ihres Mannes am Wohle der Seinen, und selbst an dem harmlosen Treiben der lieben Kinder konnte sie sich nicht mehr erfreuen, wie sonst ein Mutterherz so gerne thut. Sie sah hinaus in die trübe Zukunft und weinte, und mit ihr, nur eben weil die Mutter betrübt war, weinten auch die Kinder. Die Sonne des Glücks war am Untergehen.

Und doch, das war nur der Not Anfang. Das Kriegsgeschrei von den Nord- und Westgrenzen her kam immer näher. Das völkerbeglückende Heer Frankreichs hatte auch Neftenbach aufgefunden und sich da gesetzt, und von Norden zog im Anfang Mai 1799 eine österreichische Armee heran. Die

Einwohner des Dorfes nahmen unter Anführung des Oberst Ziegler die Partei der letzteren und vertrieben die Franzosen. Diese aber kamen in größerer Anzahl zurück, und das Dorf wurde der Schauplatz eines hitzigen Gefechtes. Den kleinen „Ruedi" konnte die fast verzweifelnde Mutter kaum innerhalb des Hauses festhalten; die Gefahr begriff er nicht, und doch interessierten ihn die kämpfenden Soldaten so sehr. Erst als gerade vor dem Hause ein Österreicher auf einen Franzosen anschlug, dieser aber, noch ehe der Österreicher losdrücken konnte, ihn durch den Hals schoß, begriff er die ernste Lage, und folgte dem Warnungsrufe der Mutter. Die Franzosen waren bald im Vorteil. Wer noch einen Ausweg zur Flucht fand, benützte ihn und nahm mit, so viel fortgeschafft werden konnte. Es war ein unbeschreiblicher Tumult, ein Jammer, dessen Töne das Flintengeknatter fast unhörbar machte. Bei Hauptmann Bürgi sah es besonders traurig aus; er war im Gefecht, und die Mutter mit den drei Kleinen wußte sich nicht zu raten. Es fiel ihr so schwer sich von ihrer Habe zu trennen, und doch, wollte sie sich nicht selber den zügellosen Horden preisgeben, so mußte rasch gehandelt, dem Zuge der Flüchtigen, diesem Strome des Jammers, sich angeschlossen werden. In einen Korb wurden einige Stücke des Hausrates, obenauf das jüngste Kind gelegt, und, diese Last auf dem Kopfe, die zwei andern Kinder an der Hand, so verließ auch sie die teure Heimat. Schon stieg die Flamme aus dem Hause der Frau Ziegler, aus Rache von den Feinden eingelegt, gen Himmel, und sieben der wenigen, zurückgebliebenen Männer waren getötet: da galt es Eile. Erst den andern Morgen erschien auch der Vater wieder, half den geängsteten Seinen und führte sie nach einigen Tagen wieder zurück in die verlassene Heimat. Sie trafen eine schreckliche Verheerung an: das ganze Dorf war ausgeplündert, und die Mutter Bürgi fand von dem Ihrigen nichts mehr,

als die vor der Flucht eingeweichte Wäsche. Ueber ihre traurige Lage nachsinnend saßen die Eltern in der Wohnstube, als vom Scheuertenn her ein unheimliches Ächzen und Poltern sich hören ließ. Es war Nacht; die Mutter dachte an Gespenster, und die zwei größeren Kinder schmiegten sich ängstlich an sie an; der beherzte Vater aber ging hinaus, um dem rätselhaften Geräusche auf den Grund zu kommen. Ach, da stak schon seit drei Tagen im Rohre der Putzmühle, wohin er sich vor den verfolgenden Franzosen geflüchtet hatte, ein österreichischer Soldat. Halb verhungert zog ihn der Vater heraus, erquickte ihn mit Speise und Trank und entließ ihn wieder zu seiner Armee. Die Franzosen zogen ab, und österreichisches Militär schlug in der Nähe des Dorfes ein Lager auf. Das war nun etwas für den kleinen vierjährigen Ruedi. Tränkten die Soldaten ihre Pferde, sah er zu und fühlte sich überglücklich, wenn ihn einer aufs Pferd hob und ins Lager hinaus reiten ließ. Er war bald ihr Freund geworden und teilte den Abscheu der Alten gegen die Gelagerten in keiner Weise. Draußen wurde er mit den Knaben des Marketenders bekannt; bei ihnen vergaß er eines Tages die Heimkehr ganz, teilte mit ihnen Brot und Strohlager und ließ die Seinen drei Tage in namenloser Angst und Sorge um ihn. Als sie schon verzweifeln wollten, ihn je wieder zu finden, sah ihn der Großvater seelenvergnügt mit einer Flasche in der Hand daherspringen; er wollte dem Marketender Wasser am Brunnen holen. Im Triumph führte der Großvater den verlorenen Sohn in die Arme der Mutter zurück. Es war das nicht sein letztes Verlorengehen und Wiedergefundenwerden.

Unter den stetigen Verfassungsänderungen der nächsten Jahre wurde Bürgi zum Gemeindepräsidenten gewählt, und wahrlich nicht zu seinem Heile. Während er alle Kraft und Zeit auf die Herstellung besserer Volkszustände verwendete,

versäumte er sein eigenes Hauswesen, das entschieden den Krebsgang eingeschlagen hatte. Seinen Plänen aber arbeitete nicht nur die mächtigste gegnerische Partei allezeit entgegen; einer seiner Feinde schoß selbst einmal bei hereingebrochener Nacht eine Kugel durchs Fenster nach ihm, die hart an seinem und seines Knaben Kopf vorbei in die Wand schlug. Nun kam die Mediationszeit herbei, da die von Napoleon I. unter dem Beirat von 56 Abgeordneten der Schweiz geschaffene neue Bundesverfassung dem Lande aufgedrungen wurde. In Neftenbach sollte der neuen Regierung den 20. März 1804 gehuldigt werden, was aber wegen Tumultes nicht geschehen konnte; denn die sogenannten Patrioten, oder Einheitsfreunde, zu denen auch Präsident Bürgi gehörte, war gegen sie gestimmt. Um diese Zeit hatte dieser 2000 Gulden Kantonalsteuer in Verwahrung, verreiste aber vor deren Ablieferung in Amtsangelegenheiten. Bei Nacht brach ein Dieb ein, schloß die Thüre der Schlafkammer, in der Frau und Kinder lagen und nahm die ganze Summe fort. Die Frau war Wöchnerin und zu schwach, sich vom Bette zu erheben, Rudolf aber lag krank in Fieberträumen neben ihr. Als der Diebstahl in der Gemeinde bekannt wurde, bot er den Feinden des Präsidenten einen willkommenen Anhaltspunkt, den ihnen verhaßten Mann zu stürzen. Er selber wurde als der Thäter angesehen und seines Amtes entsetzt. Wohl im Unmute über das ihm angethane Unrecht hielt er sich von nun an zu seinen Gesinnungsgenossen, die an den Ufern des Zürichsees sich mit bewaffneter Hand der neuen Ordnung der Dinge entgegensetzten. Ihr Fall war auch der seinige. Als die Rädelsführer der Empörung ihr Beginnen mit dem Leben gebüßt hatten, wurde auch er, obwohl noch nicht zur Haft gebracht, zu zweijährigem Gefängnis und sechsjähriger Suspension verurteilt. Nunmehr, und als auch ein Gesuch um Begnadigung rund abgeschlagen worden war, durfte er sich, da er seine

Strafe zu erleiden unter keinen Umständen willens war, in seinem von Horchern und Laurern stets umstellten Hause nicht mehr öffentlich sehen lassen; nur nachts und ohne Licht wagte er es öfters, bei den lieben Seinen einige Stunden zu verweilen.

Da man des Vaters trotz alles Eifers im Suchen nicht habhaft werden konnte, rächte sich der Haß an den schuldlosen Kindern, von denen der nun neunjährige Rudolf am meisten zu leiden hatte. Der Gang zur Schule wurde ihm ein wahrer Schmerzensweg. Unter dem Zuruf: „Wo ist dein Vater, der Schelm?" zerrte man ihn an den Ohren und Haaren, stieß ihn mit den Schuhen oder drückte und zwickte ihn an Händen und Armen, um desto gewisser ein Geständnis auszupressen. In der Schule behandelten ihn seine älteren Kameraden um nichts besser. Hätten sie ihn aber wie einen Wurm zertreten, Rudolf hätte sicher seinen Vater nicht verraten.

Welche Proben seine Standhaftigkeit zu bestehen hatte, davon nur ein Beispiel. Eines Abends, nach dem Nachtessen, legte er sich auf den Ofen und schlief bald ein. Die Mutter spann und netzte ihr Garn mit Thränen des Kummers, der Vater aber, gerade wieder heimlich zu Hause, war zu einem befreundeten Nachbar gegangen. Wie lange er schlief, wußte Rudolf nicht. Auf einmal faßte ihn eine rauhe Hand, riß ihn vom Ofen herab und stellte ihn vor den Tisch. Erschreckt und schluchzend sah der arme Knabe umher. Die Mutter saß totenbleich da, ihre Finger in Daumeneisen gezwängt, und vor ihm stand ein großer Mann in grüner Uniform, mit langem Schleppsäbel; draußen im Gang aber tönte Waffengeklirr. Bei Todesstrafe war der Mutter verboten, mit ihrem Knaben ein Wort zu reden; dieser aber sollte verraten, wo der Vater sich befände. Der heldenmäßige Inquisitor Major W. lud vor den Augen Ruedelis eine Pistole, riß ihn dann von der Bank, auf

die er sich im Schreck gesetzt hatte, herab und schrie ihn an: „Kerl, rette deine Seele! — wo ist dein Vater?" — R. „Ich weiß nicht!" W. (dem Knaben einen Stoß versetzend und drohender:) „Wo ist dein Vater?" — R. (heulend) „Ich weiß nicht!" Nun spannte W. den Hahn der Pistole, setzte die Mündung an Rudolfs Hals und schrie: „Besinne dich nicht lang, wo ist dein Vater?" Die Mutter war am Sinken; Rudolf aber, voll Entsetzen und Schrecken, schrie, was aus seinem Halse mochte. W. wurde etwas milder und sprach: „Sieh Bub, diese Pistole kann deine Seele von dem Körper trennen; bekenne, und du darfst leben!" Es half alles nichts, Rudolf konnte nichts als schreien, bis der rohe Inquisitor ermüdete, und die Pistole mit dem Wort: „Er hat halt den Kopf des Alten," zurückzog. Jetzt wurde Hausdurchsuchung angestellt und zwar mit einer Genauigkeit, die einer besseren Sache wert gewesen wäre. In den Heustock stach der Anführer der Patrouille seinen Säbel mit den grimmigen Worten hinein: „Meine Seele dürstet nach deinem Blut!" Der Vater stand draußen im nächtlichen Dunkel, hörte, was seine Häscher sprachen, und auch wie sie unverrichteter Dinge wieder abzogen. Nun war es für ihn notwendig, die Heimat eine Zeitlang zu meiden. Für Mutter und Kinder aber löste ein Tag des Trauerns und Weinens den andern ab.

Wo die Fundamente des Glücks so untergraben waren, wie im Elternhause Rudolfs, konnte der Einsturz nicht mehr lange auf sich warten lassen. Das Vermögen des Flüchtigen wurde mit Beschlag belegt, verkauft und verwendet; wozu? — wer mag das wissen!

Als der gottselige Paul Gerhard einst von Amt und Brot vertrieben wurde, konnte er singen:

Warum sollt ich mich denn grämen?
Hab ich doch Christum noch,
Wer will mir den nehmen?
Wer will mir den Himmel rauben,
Den mir schon Gottes Sohn
Beigelegt im Glauben?

Allein er hatte eben Christum und in Ihm den Himmel. Die Mutter Ruedis hatte beide nicht, und als die Heimat ihres Mannes verkauft war, besaß sie nichts mehr als ihr elterliches Vermögen, vier unmündige Kinder und ein erbittertes Herz über Härtigkeit und Grausamkeit der Menschen. Weil sie sich nicht unter Christi sanftes Joch beugte und ihr Kreuz nicht in seiner Gemeinschaft trug, wurde sie selber hart. Als ihre Bitte um Unterstützung für ihre Kinder nicht bald Erhörung fand, nahm sie diese an der Hand, ging mit ihnen zum Gemeindepräsidenten und stellte ihm ihre Lage und Not so eindringlich als möglich vor. Statt Mitleid erfuhr sie bittere Vorwürfe über das Betragen ihres Mannes; sie aber erklärte: „Habt ihr mir den Mann, und meinen Kindern den Vater vertrieben, für diese aber nichts behalten, nun, so versorget auch die Kinder!" ließ ihre vier Kinder stehen und kehrte in ihre Wohnung zurück. — Konnte hier ein Weib ihrer Kindlein vergessen? Ich denke doch nicht ganz.

Nach so vielen, vielen Jammertagen sollte noch eine Nacht folgen, schwerer als alles Vorhergegangene. Längere Zeit war der Vater abwesend; eines Abends trat er wieder bei seinen Lieben ein. Die Freude war von kurzer Dauer; denn der Vater erklärte fest und bestimmt, daß er nur gekommen sei, um Abschied für immer von ihnen zu nehmen. Welch ein Schmerz für Mutter und Kinder; Herzzerreißend war ihr Wehklagen, Weinen und Bitten, er möge doch lieber da bleiben und seine Strafe ertragen. Umsonst! er wollte seinen Feinden die Freude nicht bereiten, ihn auf solche Weise gedemütigt zu sehen. O,

hätte er gewußt, daß den Demütigen Gott Gnade giebt. Endlich stand er auf, bot jedem die Hand, und sagte ihnen Lebewohl für immer, ja für immer.

Es war Mitternacht halb zwölf Uhr. Bis zwei Uhr lagen Mutter und Rudolf mit den Angesichtern auf dem Tisch und weinten, bis der Quell der Thränen vertrocknet war, freilich nicht auch der des herben Wehes im Herzen. Wird dieser Nacht wohl bald der helle Tag des Trostes folgen?

2.

Im Thränenthal.

Wie dunkel und schwer sind die Nächte der Erdennot, wenn nicht der Aufgang aus der Höhe dem Leidenden erschienen ist. Findet der Glaube auch ringsum alles verschlossen, ein offenes Pförtchen himmelwärts bleibt ihm doch immer noch, und dabei weiß er zu singen:

Still, o meine Seele,
Was dich immer quäle,
Senk in Jesu Brust.
Werde stark durch Hoffen,
Was dich je betroffen
Trage du mit Lust.
Fasse dich ganz inniglich
Durch Geduld und Glauben feste;
Endlich kommt das Beste!

Das Kindesherz hat das Vermögen nicht, den Schmerz lang fest zu halten, und auch unser Rudolf meinte nach einiger Zeit, „das Gröbste" werde vorbei sein. Er sagt: „Ich dachte nicht, daß ich nur erst das Weinen gelernt, um es auf lange als Handwerk zu treiben. Für mich gab es lange keinen blauen

Himmel mehr." — Er selbst wurde bei einem Bauern als Knechtlein verdingt, die drei Geschwister aber von der Gemeinde verkostgeldet. Ob auch sein Dienstherr ein guter Mann war, trug ihm das doch nicht viel Vorteil ein. Die Frau war scharf wie Scheidewasser, und sie führte das Regiment. Rudolf war beim Pflügen der Treiber der Ochsen; diese hatten nur rauhes und wenig Futter, so gaben sie ihrem Regenten Arbeit genug, um so mehr, als er selbst in diesem Stück ihr Los teilen mußte. Ein Stücklein Brot mußte von morgens fünf bis mittags zwölf Uhr reichen, und kam endlich die Mittagssuppe, so war sie öfter „so lauter und schöne, daß man darin die freie Natur und die Vögel auf den Bäumen betrachten konnte;" was Wunder, wenn der kleine hungernde Fuhrmann öfter daherwankte, wie ein Betrunkener.

Kaum hatte der Frühling das junge Grün der Matten hervorgerufen, bekam Rudolf das weitere Amt, das Vieh seines Herrn alle Morgen früh und abends spät auf einem Berg bei Hünikon zwischen Rebgeländen und einem Walde zu hüten. Wie lustig tönt das Jodeln der Hirtenbuben von den Bergen ins Thal hinab, als Verkörperung des Liedes: „I de Flüehne isch mis Läebe, und im Tal thue ni kei guet!" Unser kleiner Hirt jubelte und jodelte nicht. Die Einsamkeit im stillen Walde, die weite Aussicht und die Erhabenheit der ihn umgebenden Natur machten ihn horchend auf den Pulsschlag seines eigenen Seelenlebens. Er erschien sich in dieser großen schönen Welt als eine besondere Welt voll Elend und Mühsal. Wie ein Panorama zog die Vergangenheit an seinem Geiste vorüber, alle durchgemachte Not, die Abschiedsstunde des Vaters, sein jetziges Los und — was nun? Viertelstunden lang vergaß er, wo er sei, schaute hinaus auf eine Straße und wartete, ob der Vater nicht käme. Hoffnungsloses Warten! War das Herz zum Zerspringen voll, brach ein Thränenstrom los, und statt der Töne

des Jubels rief das Echo des Waldes die Laute der Klage zurück. Dort, hinter jenen Bergesspitzen mußte der Vater weilen; warum kommt er nicht, seinen nach ihm so heftig verlangenden Sohn zu trösten? Armer Knabe, warum sagte dir auch niemand, daß ein so treues und reiches Vaterherz ganz nahe für dich schlage? Wie süßen Trost hätte dir solche Nachricht gebracht! Statt dessen blieb er seinem namenlosen Elend überlassen, und an die Stelle, da Friede und Freude ihren Wohnsitz hätten haben können, trat Durst nach Rache über alle, die zu seinem und der Seinen Unglück beigetragen hatten. Wohl klagte er der Mutter, allein zu viel mit der eigenen Verlassenheit beschäftigt, ward sie seiner Klagen bald müde und wies ihn strenge zurück.

Einst war er auch wieder auf dem Berge seiner Klage, er hätte ihn Bochim nennen dürfen (Richt. 2), als er schwarze, dicke Wolken hinter den Bergen aufsteigen sah. Blitze zuckten, der Donner rollte, und eine unheimliche Stille und Schwüle lag über die ganze Natur gebreitet. Er war noch nie in einem Gewitter im Freien gewesen und wußte nicht, was er zu thun habe. Sein Vieh stand ängstlich zusammen und schaute in die Höhe; er auch. Ein weißer Stein in der Größe einer Baumnuß fiel auf seine Lederkappe und schlug ihm eine Beule; bald folgten deren mehrere, bis ein gewaltiges Hagelwetter in vollen Ausbruch kam. Rudolf versteckte sich. Aber wie, wenn der Blitz einschlüge, zündete? Rasch verließ er seinen Bergungsort, um zu seiner Herde zurückzukehren. Doch sie war nicht mehr da, und erst in der Nähe des Dorfes fand er sie behaglich äzend in einem Kornacker. Die Meistersfrau wurde das inne, nahm einen „Wiedknoten" und gab dem schon vorher unglücklichen Hirten eine tüchtige Tracht Prügel. Weinend trieb er sein Vieh ins Brachfeld, und während die wieder hervorgebrochenen Sonnenstrahlen in Verbindung mit einem starken

Winde seine nassen Kleider trockneten, wünschte er sich den Tod oder nie geboren zu sein. Abermal fing es an zu wetterleuchten. Plötzlich, ein senkrecht blendender Strahl, ein Schlag, als ob der Erdball spalten würde, und — Ruedi war von seinem Sitze weggeschleudert, ein naher Baum aber zersplittert und in größeren und kleineren Trümmern umher zerstreut. Man denke sich den Schrecken des Hirten und der Herde. Eine Kuh rannte einem Abhange zu, überstürzte, wälzte sich durch ein Stück Reben hinab, das verdorben wurde, und konnte nur mit vieler Mühe wieder auf die Beine und den Weideplatz zurückgebracht werden. Bange Ahnungen über den Empfang zu Hause durchzogen sein Herz, und sie fanden ihre Berechtigung durch den allezeit bereiten Wiedknoten in der Hand der Meistersfrau, der abstrafen sollte, was Ruedi doch in keiner Weise verschuldet hatte. Ein Nachbar, der ihm die gefallene Kuh hatte wieder auf die Beine bringen helfen, wurde sein Fürsprecher, so daß die Strafe „mit einem Jüppensack voll Schimpfwörter" als vollzogen betrachtet wurde.

Diesmal weinte Rudolf nicht, sondern faßte den Entschluß, die nächste Gelegenheit zu ergreifen und den Dienst zu verlassen, sollte er auch einen Bärentreiber zum Meister bekommen. Dieser Entschluß erhielt besonderen Nachdruck durch eine Lebensgefahr, in die ihn eine aufgetragene Arbeit andrer Art brachte. Sein Meister hatte ein großes Faß mit Weinträbern gefüllt, um sie nach der Gärung zum Branntweinbrennen zu verwenden. Als der Inhalt oben durch die Öffnung nicht mehr gut erreicht werden konnte, wurde Ruedi angewiesen, hinein zu schlüpfen und den Rest herauszuschaffen. Er gehorchte, fiel aber in der Stickluft des Fasses sogleich um, und seine Sinne fingen an zu schwinden. Dem Meister, der außen wartete, wurde es bei der Totenstille im Fasse etwas bange; er schaute zur Öffnung hinein und rief voll Zagen laut den Namen seines Knechtleins.

Dieses erwachte aus seinem Taumel, schnellte in die Höhe und erfaßte glücklich den Rand der Öffnung. Schnell griff der Meister zu, entriß den schon halb Erstickten seiner gefährlichen Lage, der an der frischen Luft zwar bald wieder auflebte, zu seinem Dienste aber auch das letzte Fünklein Mutes im Träberfasse gelassen hatte. Am liebsten wäre es Rudolf gewesen, man hätte ihn fortgeschickt. Um das zu erreichen, blieb er nächsten Sonntag, statt am Abend zum Hüten heim zu kommen, bei den Kameraden. Es half nicht, er bekam weder Prügel noch die Kündigung, wie er erwartete. So mußte er nun sich selbst helfen. Heimlich packte er seine Kleider zusammen, steckte durch das Bündel zwei Tragstecken und warf es zum Fenster hinaus in den Holzschopf. Er selbst konnte diesen Weg ohne Gefahr nicht wählen, sondern mußte durch das Schlafzimmer der Meistersleute. Lange wartete er, bis diese durch behagliches Schnarchen ihm das Signal gaben, nun sei es Zeit für ihn, aufzubrechen. Ohne Gefährde schlich der Flüchtling durch das Schlafzimmer; er nahm seine leichte Bürde auf die Schultern — die Glocke schlug eben die Mitternachtstunde — und zog der Heimat Neftenbach zu, doch nicht, ohne noch vorher sich umzuwenden und durch mehrere Juchzer seinem Freiheitsgefühl Luft zu verschaffen. Kurze Zeit nachher war all der Freiheitsjubel völlig verflogen; denn ehe noch die Mutter ihm die Hausthüre öffnete, mußte er ihr schon versprechen, ihr ab dem Brot zu bleiben und Arbeit zu suchen. Er versprach das und hielt es auch. Schon des andern Tages trat er in die Fabrik Hard ein und arbeitete dort geraume Zeit. Gegen das Spätjahr 1805 wurde den Arbeitern strenge aufgegeben, pünktlicher bei der Arbeit zu erscheinen, der Zuwiderhandelnde habe Entlassung zu gewärtigen. Nicht lange stand es an, war auch unser Ruedi unter den Verspäteten; er, der zehnjährige Knabe, erwachte nie selbst, und nicht selten überhörte er auch den Ruf der Mutter.

Er wagte nicht, sich zu melden, sondern ging heim, sich vorsetzend, nächsten Tag vorzugeben, er sei gestern krank gewesen. Daß die Mutter seinen Plan billigen würde, zweifelte er gar nicht. Er traf es anders; die Mutter zankte ihn mit harten Worten aus und griff nach einem Holzscheit, um das Ernstgemeinte ihrer Vorwürfe aufs eindrücklichste seinem Rücken einzuprägen. Zuletzt wurde er aus dem Hause weggejagt. Um wie viel leichter ist doch die Trübsal der Kinder Gottes, als die Plage, der auch die Welt sich nicht entziehen kann. Gegen sie ist immer Christi Joch ein sanftes, und seine Last eine leichte. Wie viel mußte dieses Mutterherz in seiner trostlosen Verbissenheit und Bitterkeit gelitten haben.

Ruedi war nun auch ein von der Mutter Verstoßener und konnte leider nicht sagen: „Vater und Mutter verlassen mich, aber der HErr nimmt mich auf." — In die Fabrik zurück zu kehren, hatte er den Mut nicht, allein wohin denn? — Ja, das war eben die Frage.

Es war wenige Wochen her, daß der Vater einen Brief an die Mutter des Inhalts gesandt hatte: sie solle sich nur von ihm scheiden lassen, er komme nie mehr zurück. Der Brief kam aus Holland, und — ja — nach Holland zum Vater will der kleine Ruedi gehen, dort wird er's besser haben und ein Herz finden, in das er sein Leid ausschütten kann. Er weiß, daß der Rhein nach Holland fließt, könnte er einen besseren Wegweiser finden? Daß ihm jedermann, der's erführe, die Reise abraten würde, dachte er sich auch, daher sein Entschluß, keinem Menschen sein Vorhaben mitzuteilen. Nicht ohne große Sorge tritt er seine große Reise an und kommt des ersten Tages nach Freienstein. Bei den ersten Häusern erblickt er ein Mädchen, das Schuhe putzt; es war ihm, als sähe es seiner verstorbenen Schwester aufs Haar ähnlich. Er ging hinzu, half dem Kinde, was gar wohlgefällig aufgenommen wurde; und als bei anbrechender Nacht die Hausfrau ankam, hielt es nicht schwer, unter Für-

sprache des Kindes die Erlaubnis zum Übernachten zu erhalten. Vor Schlafengehen betete das Kind den Abendsegen, und auch Ruedi wurde aufgefordert, ein Gebet aus der „Himmelsleiter“, das ihm sehr geläufig war, zu sprechen. Die Hausfrau ließ ihn auch lesen und kam durch ihre Wahrnehmung zu dem Resultat: „Höre Bub, du bist kein Bettelbub, du bist gewiß deiner Mutter entlaufen.“ Rudolf leugnete das und ging mit Brot wohl versehen des andern Morgens fürbaß nach Bülach, wo er sich in einem Hause wärmte. Bei der Niedermühle zog ihn das Wasser- und Räderwerk an; zugleich besann er sich, welche Straße er ziehen wolle. Unter dem kommt ein Büblein heraus und fragt den Ruedi gar freundlich: „Wotscht Brot?“ Dieser nickte beifällig; denn sein Freiensteiner Vorrat war schon versorgt, und nach einiger Zeit brachte der freundliche Knabe ein so großes Stück Brot heraus, daß keine der Taschen groß genug war, es zu fassen. Während er der willkommenen Gabe mit seinen guten Zähnen nach und nach die für seine Tasche passende Form gab, dachte er: „Wenn's nicht schlimmer geht, komme ich leicht nach Holland“, und war frohen Mutes. Wirklich war auf seiner ganzen Reise auch fernerhin sein Tisch fast immer gedeckt, ehe er am Rastorte ankam, als ob ein Quartiermacher vor ihm her Bestellungen gemacht hätte. Gewiß waren von den dienstbaren Geistern, die um derer willen, die die Seligkeit ererben sollen, ausgesandt sind, auch um unsern jungen Wandersmann her. Er war noch nicht sehr weit vorwärts gekommen, als ihm ein freundlicher Bauer Suppe, Gemüse und Fleisch zum Fenster heraus bot, daß er's auf dem Spaltblocke vor dem Hause verzehren konnte, und ihm zugleich ein Haus zeigte, da er wenigstens für einige Tage Arbeit und Brot finden könne. Es war so. Ruedi verrichtete für zwei Knaben Arbeit in der Scheuer und war dadurch bei ihnen und beim Vater ein willkommener Gast. Nach gethaner Arbeit standen

die Knaben vor dem Hause. Ruedi schaute nach den in blauem Dunste nordwärts liegenden Bergen des Hegäus und dachte an sein Reiseziel. Er fragte, wie diese Gegend bei jenen Bergen heiße. „O," sagte einer der Knaben, „das ist gar weit, fast in Holland drunten." Ein freudiger Schreck durchbebte seine Glieder; dort war ja sein Vater, das Ziel seiner Reise! Obwohl er einige Tage Aufenthalt hier gefunden hätte, litt es den kleinen Pilger nicht mehr länger. Nach den gestern erschauten Bergen wollte er wandern und seines Herzens Sehnsucht befriedigen; er dankte schön und reiste ab.

Gar eilig ging sein Wandern nicht von statten; es gab für den Knaben so viel neues zu sehen, die Füße waren so bald müde, und der Hunger meldete sich auch so oft. Da wurde oft ausgeruht und geträumt. Diesen Nachmittag kam er nach Stadel, wo er einen Maurer vor seinem Hause mit Steinhauen beschäftigt fand. Rudolf sah ihm zu und mochte wohl eine Stunde gestanden sein, ehe ihn der Maurer anredete. Als er ihn aber einmal angeredet hatte, fragte er ihn auch aus, wie ein Verhörrichter. Er mußte ihm die Schicksale seiner Familie genau erzählen. Als er auf des Vaters Brief von Holland kam, ließ der Maurer auf einmal den Zweispitz sinken und rief aus: „Aha, du willst gewiß zu deinem Vater nach Holland! Mit thränendem Auge gestand Rudolf das zu. Das höchste Erstaunen in seinen Mienen rief der Maurer aus: „Welch ein Gedanke von dir!" und fing nun an, den Knaben von seinem Reiseplan abzubringen. Er stellte ihm vor, sobald er über den Rhein komme, finde er ganz andres Brot, als er bisher gehabt, er werde es gar nicht essen können; noch etwas weiter, so spreche man eine Sprache, die er nicht verstehe; ihn selbst aber werde auch niemand verstehen: noch weiter, und es gebe da ganz und gar ungenießbares Brot, ja selbst das Wasser sei zum Trinken unbrauchbar. Es könne nicht fehlen, er werde in kurzer

Zeit erkranken und dann durch Strickreiter und Landjäger nach Hause gebracht werden! Wie horchte Rudolf auf! Die Vorstellungen des Maurers erschienen ihm so klar wie die Sonne; er erschrak über sein Vorhaben und war sehr froh, noch zur rechten Zeit gewarnt worden zu sein. Thränen des Dankes im Auge gab er dem Maurer die Hand und wollte sogleich umkehren. Dieser mißverstand diesen schnellen Aufbruch und glaubte, er wolle, dem Rat zuwider, dennoch seine Hollandreise fortsetzen und lud ihn ein, bei ihm zu übernachten. Der Mann hatte Wohlgefallen an dem Knaben gefunden, und wäre es nur Frühling gewesen, wie es nun eben Herbst war, er hätte ihn gerne als Lehrjungen bei sich behalten Damit das bis nächstes Frühjahr geschehen könne, empfahl er ihn seinem Schwager, einem Bauern, daß er ihn über den Winter behalte.

Schwager Walter war ein wackerer Mann, der für den kleinen Wanderer nicht nur genug Arbeit, sondern auch genug Brot und obendrein ein mildes, freundliches Herz hatte, in dessen Walten des Knaben Gemüt freudig auftaute. Acht Tage blieb Rudolf noch bei dem Maurer und leistete ihm Hilfe beim Abbrechen und Wiederaufsetzen eines Ofens in einem Bauernhause. Der Meister war mit dem Abbruch noch nicht weit gekommen, da klingelte es beim Wegnehmen eines Steins am Ofensitz wie Geld. Rudolf sprang hinzu, ward aber durch Blick und Geberde bedeutet, stille zu sein, und leise raunte der Meister ihm zu: „Das ist was für uns.“ Er ging nun hinaus, machte sich am längst fertigen Ofenstein noch mancherlei zu schaffen und wartete, bis die Leute aufs Feld gegangen waren. Jetzt wurde der Schatz gehoben und mit mehr Redlichkeit geteilt, als erworben. Rudolf empfand über seinen Anteil, der einen Gulden ausmachte, nur Freude; daß er einen Diebstahl begangen, das fiel ihm um so weniger ein, als der Maurer, dieser gegen ihn so gute Mann, sich auch kein Bedenken machte, das Geld sich anzueignen.

Sechs glückliche Wochen hatte Rudolf im Hause Walters und unter der Schar seiner munteren Kinder verlebt, als die Aufforderung zur Heimkehr wie ein Blitz aus heiterem Himmel in sein Glück hereinfiel. Der Pfarrer des Ortes las die Zeitung, in welcher der Knabe als verloren ausgeschrieben war. Er teilte die Sachlage dem Pflegevater Ruedis am nächsten Sonntag mit und ermahnte ihn, ohne Verzug den Gesuchten heimzusenden.

Obgleich Rudolf ob dieser Nachricht wie vor dem Tode erschrak, mußte er sich doch fügen und schon am Montag die Rückreise antreten. Der mit Obst gefüllte Reisesack, das fast neue Hemd, zusamt dem Gelde, das er alles mit auf den Weg bekam, erfreute ihn wohl, bildete aber doch weit nicht genügenden Ersatz für den Verlust der guten Stelle in Stadel, von der er mit heißen Thränen schied.

Schon am Abend um vier Uhr langte er in Neftenbach bei der Mutter wieder an. Unterwegs hatte ihn nur ein Bauer seines Dorfes und ein Mädchen gesehen; er wollte unbemerkt von seiner unterbrochenen Hollandsreise wieder zu Hause anlangen. Die Mutter hatte, als er bei ihr eintrat, den Kopf in die Hand gestützt, sah sehr kränklich aus und war von Herzen betrübt. Wohl zehn Minuten lang sah sie gar nicht auf, und Rudolf stand verlegen da. Endlich wendete sie sich gegen ihn mit der Frage: „Wo bist du herumgestrolchet?“ Er erwiderte: „Ich bin nicht herumgestrolchet,“ und als bündigen Beweis seiner Aussage öffnete er seinen Reisesack, sowie sein Geldbeutelchen, in dem beinahe zwei Gulden sich vorfanden; zugleich übergab er Grüße, die er von seinem Meister, Rudolf Walter, an die Mutter erhalten hatte. Das war Trost für das geängstete Mutterherz. Welchen Kummer hatte es in den letzten zwei Monaten getragen! Was konnte dem mit Härte ausgestoßenen Knaben nicht alles geschehen sein? In Feld und Wald, bei

Verwandten und Bekannten war nach dem Verlorenen gesucht und keine Spur entdeckt worden. Die arme, an die Schläge der Not gewohnte Mutter wollte es anfangs gar nicht begreifen, daß Rudolf ohne alle Gefährde zurückgekehrt, daß er nicht wenigstens ein „Strolch" geworden sein sollte. Als sie sich in allen ihren Befürchtungen getäuscht fand, ging ihr Herz in Milde gegen den wiedergefundenen Sohn auf, und es wurde ihm besonders erzählt, wie seine Schwestern alle Tage mit Thränen von der Schule heimkämen und fragten: „Ist der Ruedi noch nicht da?" Er solle nur hinter den Ofen sich verstecken, er werde das selber sehen können. Die Geschwister traten diesmal nicht betrübt in die Stube, sondern riefen sogleich: „Der Ruedi ist da, das Flagen Dödy hat's uns gesagt." Als sie ihn nirgends sahen, die Mutter aber in gar keiner freudigen Stimmung zu sein schien, brach das Weinen wieder los. Wollte der Findling nicht auch seinen Thränenzoll abgeben, so mußte er sich zeigen. Er sprang hinter dem Ofen hervor und sagte ihnen: „Ich bin da!" Die Nachbarn zur Mitfreude einzuladen war nicht nötig, sie kamen in großer Anzahl selber.

Daß Rudolf nun durch allzuviel Mutterzärtlichkeit verwöhnt werde, dürfen wir nicht besorgen: in kurzer Zeit lag wieder ein schweres Dienstjoch auf ihm; so schwer, daß ers abschütteln zu müssen glaubte, jedoch nur, um sogleich wieder ein anderes aufzunehmen.

Als die Mutter nach der Scheidung von dem ersten Manne zu einer zweiten Verheiratung schritt, verletzte das Rudolf bis ins tiefste Herz hinein. Daß sie den Vater, an dem seine ganze Seele in heißer Liebe hing, sollte vergessen können, war ihm unbegreiflich. Unsegen, Scheidung und zuletzt Schande folgten diesem Schritte, und niemand war weniger darüber verwundert als er. Seine ganze Knabenzeit hindurch litt er beständig unter harter Behandlung verschiedener Dienstherren. Nur zweimal weiß er sich

zu erinnern, daß mitleidige Menschen ihn in Liebe ansprachen, ihm Mut machten, sein Kreuz zu tragen, und ihm freundliche, gute Ratschläge erteilten. An solche Begegnung gar nicht gewöhnt, konnte er nur mit Weinen erwidern, aber noch in spätem Alter segnete er diese Männer, die mit einigen Strahlen teilnehmender Freundlichkeit sein Kindesleben erwärmt hatten.

Es rückte nun die Zeit heran, da Rudolf den Konfirmationsunterricht empfangen sollte; sie legte eine neue Sorge, die um Konfirmations-Kleider, auf sein Herz. In seinem letzten Dienste hatte er nicht nur nichts vor sich bringen können, sondern er war auch in Kleidern erschrecklich herabgekommen; er durfte in seinem Aufzuge sich kaum vor den Leuten sehen lassen. So nahm er Abschied von seinem Dienste und zog, es war Margrethen 1811, nach Wiedikon, wo ihm sein neuer Meister 22 Gulden Lohn versprach. Er glaubte, „nun könne er einmal wieder in Stand kommen.“ Er war aber nicht nur so sehr entblößt, daß ein ganzer Jahreslohn den Mangel nicht zur Genüge gedeckt hätte, sondern seine Meistersleute zwackten ihm auch unter mancherlei Vorwänden so viel am Lohne ab, daß seine Hoffnungen alle nach und nach ganz zerrannen; er konnte nicht rechnen. Seinen Konfirmationsunterricht empfing Rudolf von einem Vikar in Zürich mit siebzehn andern Jünglingen. Er gibt diesem das Zeugnis, daß er ein recht christlicher Mann gewesen sei, der mit Angelegenheit seinen Katechumenen die Wahrheit ans Herz gelegt habe. Daß es zu keiner Bekehrung des Herzens und Lebens gekommen sei, das sei nicht die Schuld des Lehrers, sondern der Schüler gewesen. Rudolf ging nie aus einer Unterrichtsstunde, ohne den Wunsch und Vorsatz, besser werden zu wollen; allein ans Werk ging er nie. Die erhaltenen Ermahnungen schwebten oft vor seiner Seele, ebenso wie das Bild des Mannes, der sie gegeben, und an den er stets nur mit Ehrfurcht denken konnte. Ohne den Steuermann

im Schifflein zu haben, ging die Fahrt weiter. Hätte es nicht der Vater der Waisen im Auge behalten, es wäre bald im Sturme untergegangen.

Seine Dienstverhältnisse gestalteten sich nicht freundlicher. Rudolf hat die erlittenen Lohnschmälerungen, Abpressungen, Abzüge und Ungerechtigkeiten aufgezeichnet. Dem Schreiber seines Lebens ist bei dieser Beschreibung bange geworden für alle Dienstherrschaften, die ihre Arbeitsleute mit Geiz und gewissenloser Härte behandeln. „Sie werden aufgeschrieben" im Buche dessen, der das Seufzen der Elenden höret, und bezeugt durch die Thränen der also Mißhandelten. Wer es lieset, der merke.

Doch zurück zu unserm armen Knecht. Bis Frühjahr 1813 finden wir Rudolf an verschiedenen Stellen; bald ist er Gehilfe eines Hausierers, bald Arbeiter im Stall, Feld oder Wald. Das unstete Leben ohne Aussicht aufs Ende gefiel ihm nicht. Schnell entschloß er sich, ein Handwerk zu lernen, fand auch bald einen Zimmermeister in Winterthur, der ihn auf drei Jahre annahm. Es ging alles gut von statten, die Probezeit fiel zur Zufriedenheit des Meisters aus, und der Lehrling ward mit den Zeichen seiner neuen Würde: Axt, Säge, Zollstab und Schurzfell belehnt, nur sollten noch vierzig Gulden, die auf die Zunft einzuzahlen waren, aufgebracht werden. Ach, niemand war, der sie dem bittenden Jünglinge geborgt hätte! Als er seine Zuflucht zum Gemeindepräsidenten der Heimat nahm, bekam er statt Anlehen Vorwürfe, und den Vorhalt des Lebens seines Vaters, und ob er die Gemeinde auch quälen wolle, wie jener? Mit Weinen verließ er Neftenbach, und als des andern Morgens der Meister ihm zurief: „Bürgi, s'ist alles aus!" wurden es Thränen des Zornes und der Rache. Wären seine Feinde in einem Hause versammelt, er aber ein Simson gewesen, er hätte sich an den Eckpfosten gestemmt und das Haus in Trümmer zusammengeworfen, selbst auf die Gefahr hin, daß

er Simsons Los zu teilen gehabt hätte. Es ist eben doch schwer, niemand zum Freunde zu haben, wenn die Not an die Thüre klopft.

Den Wunsch, Zimmermann zu werden, konnte unser Rudolf so bald nicht fallen lassen; hatte er sich ja doch schon im Geiste als ehrsamen Baumeister, der auf eigene Faust große nnd kleine Bauten mit aller Kunst ausführt, gesehen, und hatte dieses zukünftige Bild zu lieblichem Schein herein in sein Leben geworfen. Er nahm indes Arbeit in der Neumühle in Zürich, doch mit dem festen Vorsatz, bis Frühjahr 1814 einen Meister zu suchen, der ihm das Handwerk auch ohne 40 Gulden Einlage möglich mache. Diese Hoffnung machte ihm die Arbeit leicht, und die Zufriedenheit der Arbeitgeber hatte er als Dreingabe zu seinem Lohn. Nun kam aber böse Zeit für Fabrikation und Gewerbe. Am Brande Moskaus hatte sich der Mut der Deutschen entzündet, und ganz Europa sich aufgemacht, den gedemütigten korsischen Löwen zu bändigen und dem französischen Adler die Flügel zu stutzen. Fabrikation und Handel stockten, und auch in der Neumühle wurden Arbeiter entlassen; ob einer unter so demütigenden Umständen wie Rudolf, ist eine Frage. Eines Morgens ließ er sich ein sehr kleines Arbeitsversehen, das zu andrer Zeit gar nicht beachtet worden wäre, zu Schulden kommen. Schaden wurde keiner gestiftet, auch nahm kein Aufseher die Sache wahr. Ein Verleumder muß es angezeigt haben: denn um zehn Uhr stürzte der Oberaufseher auf Bürgi los, zog ihn an den Haaren vor das Thor hinaus, versetzte ihm noch mehrere Stöße mit den Füßen und kündigte ihm unter zornigen Worten die Arbeit. Da stand er in der Kälte, ohne Rock, Weste, Kappe und Schuhe, wie träumend, und lange mußte er warten, bis er die Kleider erhielt; den Lohn aber sollte er erst am Zahltag erhalten. Das Thränenthal war noch lange nicht zu Ende. Bis jetzt

hatte es unserm Rudolf wenn auch manchmal an billigen, guten Meistern, doch nie an Arbeit gefehlt. Nun mußte er lernen, was es heiße, ganz ohne Arbeit und also auch ohne Brot sein. Er fing sogleich an, solche zu suchen; allein wo er fragte, bedurfte man seiner nicht, oder hatte man schon Arbeiter eingestellt. Ohne einen Rappen Geld durchzog er die Stadt bis gegen Abend, sah jedermann zum Essen eilen und sich sättigen, nur für ihn war nirgends der Tisch gedeckt, nirgends auch nur ein Stück Brot, den Hunger zu stillen. Endlich wurden die Lichter angezündet, und jetzt erst fiel ihm ein, daß er auch kein Lager für diese kalte Herbstnacht wisse. Bis gegen elf Uhr durchzog er trauernd die Straßen, als er sich entschloß, von einer Thorwache sich aufgreifen und für die Nacht in der Wachtstube aufbewahren zu lassen. — Am nächsten Tage war sein erster Gang hinab an die „Schiffsländi." Sie bot für ihn eine traurige Ansicht; denn der See erschien, wie mit Besen gekehrt; nicht Holz, nicht Heu, nicht Stroh war auf- oder abzuladen, also kein Verdienst für ihn vorhanden. Er wollte einem Bäcker sein Holz spalten, er hätte es für ein Stück Brot gethan. Trocken entgegnete der, er habe wohl Zeit für das, und ließ ihn ungesättigt von dannen. Nun versuchte er den Hunger zu vergessen. Eine eigentümlich schwere Kunst! Die Stadt war voll Soldaten, er lief ihnen nach, betrachtete ihre Exercitien, und richtig, auch dieser Tag ging herum. Das Nachtlager suchte er, wie gestern, nur diesmal bei der Schildwache eines andern Thores. Mit schwankendem Schritte verließ Rudolf nach einer langen Leidensnacht das Wachtzimmer. Sein Geruchssinn war wie verzehnfacht scharf; alle die einladenden Gerüche aus den Küchen zogen neckend in seine Nase, nur um sein Elend zu vermehren. Heute wäre er ordentlich erschrocken, hätte ihm jemand Arbeit angeboten; ohne zuvor gesättigt zu sein, hätte er auch die leichteste Arbeit nicht verrichten können.

Er konnte ruhig sein, niemand begehrte seine Dienste, und ihm blieb Zeit, an einsamem Orte seinem Elend, soweit die Erinnerung reichte, nachzudenken und es zu beweinen. Er that das und heulte vor innerem und äußerem Schmerz. Wir sehen ihn zur unteren Brücke hinunter wanken. Wie unglücklich machen ihn die Hunderte von fröhlichen Gesichtern, die hier zum Verkauf ausgelegten Viktualien! Wollte er nicht im Hunger verderben — die Träber des verlorenen Sohnes wären ihm diesen Morgen ein Leckerbissen gewesen — so mußte nun ein entscheidender Schritt gethan werden. Drüben, dem Gasthaus zum Schwert gegenüber, trug ein Haus eine große Tafel, bemalt mit drei Schweizern; es war ein französisches Werbebureau; sollte er sich nicht anwerben lassen, nur um dem Hunger zu entgehen? Rudolf fürchtete sich vor diesem Schritt; wo er sprechen hörte, war's von Krieg, und alle Nachrichten dem französischen Heere ungünstig. Wollte er den Tod, er könnte ihn ja näher haben. Er stand noch mit seinen verzweiflungsvollen Erwägungen, als die Glocken den Mittag verkündeten; sie tönten ihm wie Sterbegeläute. Sein Speisezettel behielt unerbittlich das einzige Traktament: „Hunger." Am Nachmittag zog er einer Abteilung Artillerie auf die Wollishofer Allmand nach, die dort Schießübungen mit Granaten anstellte. Da er nie zuvor Kanonen in der Nähe lösen gesehen, vergaß er eine Zeit seinen Hunger, und verfiel in einen Zustand, der mehr ein Traum als klares Wachen war. Wieder brach die Nacht herein, und wieder keine schützende Ecke für den ermatteten Pilger. Er hörte einen Jagdhund zum Futter herrufen; „Ach, wäre ich ein Jagdhund!" seufzte sein Herz. Er erkundigte sich noch nach dem Werbebureau, doch nicht mit dem Entschluß, sich anwerben zu lassen. Der Zapfenstreich ertönte, und der Unglückliche suchte sich einen Schlafplatz. Eine Steinbank am Helmhaus, weil er sich auf die Wachtstuben nicht mehr wagte, wurde erwählt. Von

Schlaf war gar keine Rede. Zu den Schmerzen des Hungers gesellte sich der Frost, und beide zusammen machten ihn so unglücklich als möglich. Eine Patrouille sah ihn für einen Betrunkenen an und ging vorüber. Als das Großmünster die sechste Morgenstunde verkündete, erhob er sich von seinem harten Lager. Die Beine waren erstarrt, alle Glieder kraftlos; erst nach langem Stampfen, Wenden und Drehen gelang es ihm, seinen Haltpunkt an der Steinbank verlassen und in die Stadt gehen zu können. Er sagt von diesem Morgen: „So im Elend, wie ich diesen Morgen in der Stadt umher wandelte, war vielleicht auf hundert Stunden nicht einer zu finden. Es war Freitag, man brachte auf Schiffen, Wagen, Köpfen und Rücken Lebensmittel aller Art zu allen Thoren herein, und alles, was kam, dazu alles, was in der Stadt gekocht wurde, schien den Zoll des Geruches in meine Nase zum Verdruß des Magens ablegen zu wollen. Alles war fröhlich, ich allein war dem Untergange nahe. Ich hatte nun nicht allein mit Fleisch und Blut, sondern mit der Verzweiflung zu kämpfen. Sie sagte mir, ich sei ein von allen Menschen Verstoßener. Ich war unfähig, diesem Ungeheuer, das mich auf jedem Schritt verfolgte, auszuweichen, auch unfähig, mein Elend länger zu ertragen. Doch erleichterte ein reicher Thränenstrom das zusammengepreßte Herz."

Wieder kehrt Rudolf zur unteren Brücke; ein gefährlicher Platz für seine Gemütslage. „Stürze dich hinein in die Fluten der Limmat, so bist du all deines Jammers auf einmal los!" flüsterte ihm eine Stimme zu. Ein heftiger Kampf entstand in seinem Gemüte: ob er siegt? Als Hilfstruppen steigen auf einmal jene zwei Männer (siehe Seite 25 oben) mit ihren väterlich mahnenden Worten vor seinem inneren Blicke auf. Er wankt, das Gute scheint zu siegen. Auch ihre Bilder erblassen, und der Kampf wird heftiger als zuvor. Da, als der letzte

Rest von sittlicher Kraft ihn verlassen will, geschieht, gewiß ein Fügen des gnädigen Gottes, zu seinem Glück ein Unglück vor seinen Augen. Ein mit Holz schwer beladenes Schiff, das unter der Brücke durchfahren will, stößt an einem Pfeiler an, schlägt um und die zwei Fährmänner retten sich mit knapper Not ins Gespärre der hölzernen Brücke. Ob auch alles Holz die Limmat hinunterschwimmt, das bekümmert die Zuschauer nicht, sie haben nur Interesse für die zwei gefährdeten Schiffer, und als sie gerettet waren, war die ganze Menge voll Lob und Dank. Er sah vor Augen, wie viel an dem Leben eines Menschen gelegen sei; sollte er das seinige so leichtfertig wegwerfen? „Nein!" ertönte es aus seinem Innern. Die Schlacht war geschlagen, der Sieg errungen, statt Triumph aber ein tiefes Schamgefühl im Herzen Rudolfs. Gottlob!

Gegessen hatte er aber noch nicht. Jetzt waren's drei Tage.

2.

In Krieg und Streit.

Ein verirrtes Kind hätte die Hilfe so nahe; es dürfte nur dem Vater rufen. Er ist ja nahe allen, die Ihn anrufen, die Ihn mit Ernst anrufen. Doch, wir müssen eilen, ehe unser Freund vollends verhungert. Es mußte Hilfe geschafft werden, und zwar schnelle Hilfe. Bürgi faßte die große Tafel dem Schwert gegenüber mit ihren drei Schweizern als Rettungsstern in die Augen. Wie ein Wahnsinniger rannte er die Treppe des Werbehauses hinauf und ehe er sich's selber versah, stand er vor dem Schreiber Bürkli, der sich sehr über seine Eile ver-

wunderte. Ob er ein Rekrut sei? Nein, aber er wolle einer werden. Schnell war die Sache im reinen, und Bürgi im Besitz von einem blanken Thaler. Er wog ihm in diesem Moment Millionen auf. Sein erster Gang war ins Rößli. Der liebe Leser wird eine nicht geringe Genugthuung empfinden, den armen Hungernden nun da zu wissen, wohin er ihn schon so lange wünschte, nämlich an einer Tafel, da der grimmige Feind des Verlassenen durch kräftige Speise bekämpft und vertrieben wird. Wir sehen im Geist unsern Freund mit Heißhunger auf das Vorgetragene einfallen, eine zweite und vielleicht gar eine dritte Portion bestellen, und haben nur Sorge, er schade seiner Gesundheit. Doch nein, Bürgi konnte kaum ein wenig Suppe essen, Fleisch und Gemüse blieben unberührt. Er war des Essens zu sehr entwöhnt worden. Mit andern Gefühlen als seit einigen Tagen, verweilte er auf der Brücke, bis er Nachmittag um ein Uhr wieder aufs Bureau mußte und weitere vier Thaler empfing.

Das durch den Hunger so sehr gestörte Gleichgewicht des Gemüts war nunmehr wieder hergestellt. Was hatte er gethan? Er zog seine vier Thaler hervor; so viel Geld hatte er noch nie sein genannt; aber sie freuten ihn nicht; mit schwerem Seufzen steckte er sie wieder in die Tasche, hatte er doch möglicherweise sein Leben für dies schnöde Geld verhandelt. Bis er zu seinem ehemaligen Wirte kam, waren die Augen von Weinen ganz rot; wollte er sich nicht verraten, mußte er sie am Bache neben seinem Wege auswaschen. Als er mit blanken Thalern auszahlte, war großes Verwundern bei ihm. Seine Brotlosigkeit, nicht aber seinen Hunger, hatte er erfahren und glaubte nun, die Verwandten werden ihm geborgt haben; „oder hast einen neuen Meister?" „Ja," sagte Bürgi, und dachte dabei im Stillen: „den Napoleon," sagte es aber nicht. „Ja, ja," rief ein altes Mütterchen hinter dem Ofen hervor, „er

wird wohl einen neuen Herrn haben und das für lange Zeit.“ Nun erst kam man darauf, daß er sich wohl habe anwerben lassen. Als er das bestätigte, weinten alle zusammen aus Mitleid über ihn.

Zum erstenmal rückte er in die Kaserne. Der Anfang war gar nicht schlimm; die Kost so gut und völlig, daß ihm nichts zu wünschen übrig blieb; und als er nach einigen Tagen Gehilfe des Marketenders wurde, führte er ein wahres Herrenleben, bei dem er wünschte: „Ach, wenn es doch immer so blieb!“ Der Mutter hatte er sogleich schreiben lassen, den Brief aber durch Gelegenheit abgeschickt. Nachdem er sechs Wochen ohne Antwort geblieben war, dachte er sich von der Mutter vergessen. Eines Morgens, der Abmarsch war nahe, lag er auf seiner Pritsche, dachte über Vergangenheit und Zukunft nach und verweilte mit Wehmut bei der Mutter, als leise angeklopft wurde. Siehe da, sie selber, die Ersehnte, stand da, um ihn noch einmal zu sehen. Erst tags zuvor war ihr der Brief des Sohnes übergeben worden. Rudolf freute sich herzlich, die Mutter aber sah sich im Zimmer um, erblickte Tschakos, Säbel, Tornister, die ihre Haare schon in Spanien gelassen hatten, zerfetzte Hemden und andre Symbole des armen Soldatenlebens, und konnte sich vor Betrübnis kaum fassen. Er begleitete sie in die Schenkwirtschaft, um sie mit etwas Wein zu erquicken; es war der 21. Dezember 1813. Kaum waren sie im Wirtshause angekommen, entstand ein großer Tumult in der Stadt; die Nachricht, daß die österreichische Armee die Rheingrenze überschritten habe um nach Burgund zu ziehen, war angekommen und hatte besonders alles, was Frankreich angehörte, in Schrecken gesetzt. Das Werbepersonal machte sich zur Flucht bereit, und die angeworbene Mannschaft lief auseinander, wie eine Herde ohne Hirten. Bürgi fand sich zuletzt ganz allein in der Kaserne. Nach einigem Besinnen machte auch er sich fort, ging mit der

Mutter nach Töß, und von seiner Anwerbung für Napoleon war ferner keine Rede mehr.

Taglohnarbeit, die Bürgi hier suchte, gab es wenig, und Holz zum Verkaufe an verbotenen Orten holen, um das Leben zu fristen, dabei den Förster als Verfolger stets auf den Fersen zu haben, das fand er langweilig, und seine Meinung war: ein Dienst bei einem Bauern gewähre doch ein viel sichereres und ruhigeres Brot. Mit der Sicherheit seines neuen Nahrungsstandes hatte es seine Richtigkeit, in der erwarteten Ruhe aber hatte er sich bitter getäuscht. Sein Meister war in weitem Umkreis berüchtigt, und dennoch, die Wirklichkeit überwog der Leute Gerede noch um ein Ziemliches. Als der Meister die erste Last Dünger für den neuen Knecht auflud, schaute Rudolf vom Stalle aus zu, und von Minute zu Minute steigerte sich sein Erstaunen. Eine Traglast, nicht zu gering für einen Enakim, war zugerichtet, und Rudolf hergerufen; es war das der Prüfstein seiner Kraft. Nach wenigen Schritten zitterte er am ganzen Leibe, der Schweiß troff von seiner Stirne, und unter Ächzen und sich wie zerschlagen fühlend, kam er im Weinberge hinter der Kirche an. Die Riesenlast fiel ihm vom Rücken, er wußte nicht wie, schlug mehrere Reben elendiglich zusammen, und er als ihr Seitenstück stand da und kratzte im Haar. Die nächsten Lasten waren wohl etwas mäßiger, und doch, sechsmal mit Dünger in den Weinberg, noch ehe das Frühstück kam, das deuchte ihn ziemlich stark. Zornmütige Behandlung vom Meister stimmte den Knecht nicht mutiger; als er aber wahrnahm, wie ihm die Milch betrügerisch zugemessen, und er angehalten wurde, den Mindererlös vom Lohne zu vergüten, stand sein Entschluß, wegzulaufen bei erster Gelegenheit, felsenfest: Daß die Ermahnung Petri: „Ihr Knechte, seid unterthan mit aller Furcht den Herren, nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen“

(1 Petri 2, 18), auch ihm gelte, und daß eine Ausdauer unter schweren und schwierigen Verhältnissen zu den Möglichkeiten gehöre und eine große Belohnung habe, das hatte ihn noch niemand gelehrt.

Unter dem Vorwand, zum Militärdienst einrücken zu müssen, verließ er seine Stelle und wandte sich nach Zürich, wo immerhin ein zum Soldatenleben Lusttragender seine Rechnung fand. Zunächst suchte Rudolf Dienst bei einem vaterländischen Regimente und machte sich zu dem Zwecke mit Rekruten bekannt, nahm auch sein Nachtlager auf der Wachtstube. Es that dem Flüchtlinge ordentlich wohl, als der wachthabende alte Korporal der Stadtkompagnie so freundlich herablassend sich mit ihm unterhielt. Er erzählte ihm von seinen Diensten in fremder Herren Ländern, und schilderte sie dem mit Mund und Ohren zuhörenden Jüngling in so glänzenden Farben, als ob kaum noch ein glücklicheres Los über dem eines Reisläufers zu finden wäre. Rudolf mußte seine Lebensgeschichte erzählen; sie glich der des Korporals wie Schatten dem Lichte. Der Leser wird anfangen etwas zu merken; unser Freund aber merkte noch rein nichts. Endlich fragt der Korporal, ob nicht auch er, so ein junger, kräftiger Mensch, der in der Heimat nur Mühe und Verachtung zu erwarten habe, Lust hätte, in fremde Dienste zu treten? Rudolf lachte und erwiderte: „Ja wohl! Ich war kaum elf Jahre alt, wollte ich schon nach Holland reisen!“ Verwundert rief der Korporal aus: „Nach Holland! Was — nach Holland? — Hast du Lust, bei Holland Dienst zu nehmen, so komm nur morgen mit mir zu einem Herrn, dein Wunsch wird erfüllt werden.“

Des andern Morgens — der Tag war noch nicht ganz angebrochen — suchte den Bürgi schon ein Soldat auf und lud ihn ein, mit ihm in die nächste Schenke zu kommen. Er erwiderte: „Ich habe kein Geld, zudem kenne ich dich auch

nicht.“ Jener erwiderte: „Laß dich das nicht anfechten; einer zahlt heut, der andre morgen, das ist Soldatenmanier.“ Zu ihnen beiden gesellte sich ein weiterer Soldat in Uniform, der mit Bürgi auch ungemein kameradschaftlich that; er begriff diese Freundlichkeit in keiner Weise, doch ließ er sich das Vorgesetzte trefflich munden, weil es seit seinem letzten Mittagessen in Zollikon doch schon ziemlich lange war. Die beiden Werber, es waren auch Schweizer, hätten nicht die Hälfte List und Freundlichkeit an ihren Landsmann zu verschwenden nötig gehabt, weil dieser durch heimliche Entfernung aus seinem letzten Dienste die Brücke hinter sich abgebrochen, und sich nur dadurch retten zu können glaubte, daß er sich anwerben ließ. Nach eingenommenem Imbis luden sie den Bürgi ein, mit ihnen zum Hauptmann zu kommen, und er folgte, wie ein Schaf zur Schlachtbank. Zum Scheine erklärte der eine sich bereit, auf sechs Jahre holländische Dienste nehmen zu wollen; dann luden sie auch ihn ein, das Gleiche zu thun. Er unterschrieb und war damit auf sechs Jahre Soldat im Regiment v. Ziegler in holländischen Diensten. Rudolf durfte noch auf einige Wochen nach Töß zur Mutter, dann kam der Befehl zum Abmarsch. Mit einigen Thalern Handgeld in der Tasche und den Ermahnungen der Mutter, an Gott und Jesum Christum zu glauben, und mit ihren Glücks- und Segenswünschen im Herzen nahm er Abschied von der Heimat und zog ins ferne Land.

Es war der 26. September 1814 mittag um elf Uhr, als die angeworbene Mannschaft sich zur Abreise sammelte. Während eine Kameraden im Weine ihr Abschiedsleid zu ersäufen bemüht waren, jauchzten und schrieen, blieb Bürgi ernst und ruhig, als ob ein heiliges Fest wäre. Er kam sich selbst verständiger vor, als irgend einmal in seinem Leben, suchte sich, was von der Heimat noch in seinen Gesichtskreis kam, unauslöschlich einzuprägen, um von den Heimaterinnerungen recht

lange zehren zu können, und zog mitten unter dem Getümmel innerlich stille dahin. Die Ruchlosigkeit, die sich im Betragen seiner Schicksalsgenossen seinen Augen zeigte, war etwas von ihm noch nie Gesehenes. Als er über die untere Brücke schritt, ward sein Herz weich, und außerhalb der Stadt warf er noch einen langen, wehmütigen Blick auf sie zurück und dachte: „Werd' ich dich wohl wieder sehn?" In Basel standen zwei Rheinschiffe, jedes in der Mitte mit einem Bretterdache versehen, zu ihrer Aufnahme und Fahrt bereit; eines war für die Mannschaft, das andere für die Offiziere und das Gepäck bestimmt. Für die Rekruten war der Raum sehr knapp zugemessen; wo es den Mann hintraf, da mußte er sitzen bleiben. Bürgi kam nicht unter Dach, sondern auf das offene Hinterteil des Schiffes. Alles war bereit; das Signal wurde gegeben, die Ruder griffen ein, das Volk von der Brücke rief ein weithinschallendes Lebewohl, aus dem Schiff erscholl Soldatengesang, und — die Trennung vom Vaterland war geschehen. Bürgi behielt unverrückt die Türme des Münsters im thränenfeuchten Auge, verstand aber diesen ernsten Fingerzeig nach oben, den ihm sein teures Vaterland zum Abschied nachwinkte, nicht; doch schmerzte es ihn sehr, als bei Hüningen der Rhein eine Biegung machte, und nahe Berge den Blick ins Schweizerland ganz verdeckten.

Die Fahrt war eine sehr beschwerliche. Nicht nur wurde die Kost eine äußerst geringe und für die jungen Rekruten ungewohnte; der Beschränkung im engen Schiffe unter freiem Himmel gar nicht zu gedenken, sondern auch der Mutwille der Angeworbenen, den besonders gediente Soldaten an und mit Rekruten verübten, war für die garteteren Jünglinge eine schwere Pein. Bürgi hatte sich für 36 Schillinge eine Tabakspfeife gekauft, ein älterer Genosse zog sie ihm einfach aus dem Mund und gab sie nie wieder zurück. Als Straßburg passiert war,

wo ihr Schiff nach Deserteurs durchgesehen wurde, kam das saure Brot, von dem der Maurer in Stadel vor acht Jahren dem kleinen Ruedi gesagt hatte, dazu Bier als Getränk. Nur der größte Hunger und Durst konnten Bürgi dazu bringen, beides zu genießen. Einmal zogen sich zwei Kameraden neben ihm mutwillig hin und her, einer stieß ihm den Hut vom Kopf, mit ihm eine weiße Kappe und ein Nastuch. Ruhig trug sie der Rhein hinab zur Nordsee, und er mußte acht Tage ohne Kopfbedeckung dahinfahren, bis ihm ein mitleidiger preußischer Quartiergeber wieder einen alten Hut schenkte. Die Schiffe nahten sich dem Rheinstrudel bei Bingen; in diesem Städtchen war übernachtet worden. Die nahe Gefahr wurde der Mannschaft mitgeteilt, und ihr Stille eingeschärft, damit die Schiffleute einander die nötigen Zurufe geben könnten. Acht Tage vorher hatte ein mit Militär beladenes Schiff den Strudel passiert, war untergegangen und nur wenigen die Rettung gelungen. Tiefer Ernst lagerte sich auf jedem Angesicht, und mehrere, die schwimmen konnten, zogen die Kleider aus; an die, nur durch ein schwaches Brett von ihnen getrennte Ewigkeit, dachten wohl alle. Schweigend glitt das Schiff dahin, die Ufer des Rheins rückten näher, aus dem Flußbett ragten da und dort Felsen, an denen die Wellen mit furchtbarem Brausen sich brachen, daß es war, als führen sie in einem Kessel strudelnden Wassers dahin. Der entscheidende Moment kam. Der Steuermann kreuzte die Arme, richtete den Blick gen Himmel und rief: „Wir fahren in Gottes Namen!" Bürgi hielt sich mit beiden Händen am Bord des Schiffes, entschlossen, dieses nicht fahren zu lassen, auch wenn es scheitere. Es flog wie ein Pfeil zwischen zwei Felsen durch, dann — ein Gekrach und donnerähnliches Rollen; noch einmal und noch einmal dieses schauerliche Getöne und — die Not und Gefahr war überstanden. Ruhig glitten bald die Schifflein wieder hin auf dem kräftigen Rücken des

alten Vater Rhein. Jede Brust atmete leichter auf, und die bange Stille löste sich auf in den rohen Jubel der Freude. Damit mußte sich wohl der liebe Gott, in dessen Namen die gefahrvolle Stelle passiert worden, begnügen. Ja wohl, aus unsern Nöten uns zu helfen, das wird ihm allezeit erlaubt, das Danken mit der That und Wahrheit aber so oft und viel unterlassen. Die Soldaten sangen ihre alten Kriegs- und Friedenslieder, die Offiziere weckten mit Pistolenschüssen das schlafende Echo der Felsen, und von ihnen herab schauten freundlich ernst die alten Burgen auf die fröhlichen Wanderer. Die Witterung fing an rauher zu werden, Herbststürme erregten die Wellen des immer breiter werdenden Rheines, und sein geringer Fall nahm die Kraft der Ruderer mehr in Anspruch als seither. Die reizenden Ufer traten nach und nach zurück, die Schifffahrt wurde langweiliger, was Wunder, wenn unser junger Rekrut sich nach dem festen Lande sehnte und schon insgeheim mit preußischen schwarzen Husaren in Unterhandlung trat, sich von ihnen auf Kriegsdauer anwerben zu lassen. Ehe sie miteinander im reinen waren, wurde wieder zu Schiffe kommandiert, und unserm Freund die Möglichkeit zur Desertion abgeschnitten.

Eine große Gefahr und Not hatten die Schiffe einige Tage später in einem heftigen Sturme aus Westen zu bestehen. Die Bretterdächer boten ihm eine günstige Anhaltsfläche dar, und mehrere Stunden waren sie in Gefahr, durch Schiefgang Wasser zu schöpfen oder gar umzuschlagen. Die Mannschaft empörte sich und begehrte, ans Land gesetzt zu werden. Die Schiffleute erklärten, daß die Gefahr beim Landen größer, als bei Fortsetzung der Fahrt sei, in einer halben Stunde werden sie an einen Landungsplatz kommen. Die halbe Stunde wurde zur ganzen, und noch war nirgends der verheißene Hafen der Ruhe zu sehen. Die Empörung wurde stürmischer, und selbst

den Offizieren wurde der Gehorsam aufgesagt. In dieser Verwirrung zog ein Offizier den Degen, setzte ihn dem Steuermann auf die Brust und drohte, ihn zu durchbohren, wenn er nicht das Schiff dem Lande zulenke. Mit Murren wandte er das Steuer, und gejagt vom heftigen Westwind fuhr das Schiff auf dem flachen Ufer mit Gerassel auf, durch den gewaltigen Stoß alles auf den Boden werfend. Noch schwebte das zweite Schiff, in dem in diesem Augenblick nur zwei Schiffleute und vier gefesselte Deserteurs waren, in Not von Wellen und Wind. Doch auch es wurde glücklich ans Land gebracht und am nächsten besten Pfahle festgebunden. In nicht zu großer Ferne erblickte man eine Stadt, und sie wurde zum Rastorte gewählt; auch die zwei Schiffleute des Offiziersschiffs schritten mit den andern derselben zu. Da ertönt Notgeschrei. Sie schauen um und siehe das Schiff mit den Deserteurs ist los geworden und treibt stromabwärts. Nicht nur vier Menschenleben, sondern auch die gemeinschaftliche Kasse und viel Gepäck schweben in der Gefahr des Untergangs. In Eile suchen die Schiffer am Ufer nach einem Nachen, fahren, obwohl die Nacht schon eingebrochen ist, in den Strom hinein, und nach mehrstündigem bangem Warten kehren sie zurück; es wurde alles glücklich gerettet. Nach solchem glücklichen Entkommen wurde der Empörung weiter nicht gedacht. Das Reisen zu Wasser war allen gründlich entleidet, daß sie baten, die noch übrige Strecke zu Land auf eigenen Füßen zurücklegen zu dürfen. Hier trafen sie noch die Spuren der Verheerungen, die Napoleons Kriege zurückgelassen hatten. Halbe Dorfschaften waren abgebrannt: die Menschen hatten sich indes Erdhöhlen gemacht, in denen sie wohnten, und die Armut schien ganze Provinzen in Besitz genommen zu haben. Verwunderlich erscheint dem jungen Rekruten, daß Erde (Torf) statt Holz zum Brennen verwendet wird; ganz entsetzt ist er aber über die vom Maurer

prophezeite Sorte Brot, dem Pumpernikel. Er glaubt, daß der nur in Gemeinschaft mit Käse und Honig den Anspruch auf Genießbarkeit machen könne. Vorerst mußte er sich diese beiden Dinge dazu denken, doch wünschte er: „Hätte ich nur noch das saure Brot, das ich den Fischen im Rhein vorwarf.“ Nach 35 Tagen langten sie endlich an der holländischen Grenze an und wurden dem General in Nymwegen vorgestellt, in Gorkum aber kamen sie in Garnison.

Jetzt galt es für Bürgi, sich an sein neues Los zu gewöhnen, in den neuen Beruf sich hinein zu leben. Alte Soldaten fanden sich sogleich zurecht, ihre Waffen blinkten gleich den ersten Tag wie Silber. Das Resultat wurde den Rekruten gezeigt, die Kunst des Putzens aber sorgfältig verborgen; sie sollte eine Einnahmequelle für die geübteren bleiben. Bürgi, so arm wie eine Kirchenmaus, konnte für solche Hilfeleistung nichts ausgeben, er hatte ja nichts; nicht einmal der Verkauf seiner Civilkleidung trug ihm etwas Nennenswertes ein. Er mußte sich seinen Weg selbst bahnen, und das that er denn auch. Brot und ganze Soldatenration kam ihm vor, wie eine Flintenpatrone für eine Kanone. Er war noch im besten Wachstum und hatte allezeit Hunger, bis sein Magen durch Gewohnheit „militärische Ordonanz“ annahm. Freilich, seine Löhnung ging alle für Speise und Trank auf; er erhielt jedoch so wenig und so Geringes dafür, daß er seine wohlhabenden Kameraden, die sich in Bier, Schnaps, Kuchen und gebratenen Fischen gütlich thaten, sehr beneidete. Er mußte sich an Pumpernikel ohne Honig und Käse, und schwarzes Kanalwasser, über das jene vor Ekel sich schüttelten, halten. Als sie aber zu Duzenden fieberkrank in das Spital nach Utrecht kamen, er jedoch gesund, ja sehr gesund blieb, lobte er sich seinen Mäßigkeitsverein, dessen gezwungenes Mitglied er war, und rauchte vergnüglich seinen wohlfeilen Knaster. Es ist

kein Zweifel, mit dem Soldatenrock zog Bürgi auch ein gut Stück Soldatengeistes an. Mit „Kujonaden“ sollte man ihm nur vom Leibe bleiben. Er war von frühe lüstern nach Freiheit; sein Vaterland gab sie ihm nicht. Ja, er sah dort freie Söhne, Leute, nicht größer, nicht älter, nicht geschickter als er; sie durften ihren Willen durchsetzen, ihr kecker Mut bahnte ihnen Wege. Machten sie Fehler, nun — sie lachten, und andre lachten mit ihnen. Anders er. Versuchte er's je einmal, seine einfachen Menschenrechte anzusprechen, verwunderte man sich hoch, daß so einer, wie er, das nur wage. So gab er endlich ganz Versuch und Hoffnung auf, sein zu dürfen, wie andre. Er ließ geschehen, was geschah, duldete, was er mußte, und verteidigte sich selbst gegen ungerechte Anschuldigungen nur selten; alles empfand er bestimmt, als erfahrenes Unrecht. Daß Gott Verschiedene verschieden führt, hatte ihm nie jemand gesagt, und selbst fiel es ihm nicht ein. Jetzt glaubte er sich dem Wunsche nach Gleichheit viel näher gerückt; er war kein Sonderling mehr, wie zu Hause. Schaute er die Front entlang — alle gleiche Montur, gleiche Waffen, Titel, Pflichten und Rechte. Dasselbe Kommando setzte die ganze Linie in dieselbe Bewegung, und der scharfe Nordwind blies um seine Ohren nicht besonders kalt und rötete sie nicht vor allen andern. Der unreine Kanal Gorkums hatte für alle dasselbe schwärzliche Wasser, und der für ihn bestimmte Pumpernikel war nicht schlechter als der für die übrigen. Bei solchen Gedanken konnten selbst poetische Anwandlungen über den glücklichen Rekruten kommen, daß er sang:

„Vom Feldwebel bis zum Profoß
Sind wir alle arm und bloß.“

Daß aber nur der recht frei ist, den der Sohn frei macht, war ihm noch ganz verborgen. Er dankte Gott, daß er Soldat geworden und übte sich fleißig in dem, was zu seinem Berufe

gehörte. Das Reinigen der Waffen und die Handgriffe beim Exerzieren hatte er bald weg, aber — das Marschieren! das ging schwer. Der Instruktor, der ihn mit sieben andern Rekruten zu dressieren hatte, ein wildaussehender, aber vernünftiger Mann, mußte immer und immer wieder rufen: „Bürgi, die Fußspitzen auswärts!" Er gehorchte, aber in den nächsten fünf Minuten waren sie wieder recht unsoldatisch einwärts gekehrt. Da geschah ihm noch zuweilen ein Besonderes, indem der erzürnte Instruktor dem ungefügigen Rekruten die vom Nordwind erstarrten Ohren mit Nachdruck rieb. Diese Fußexerzitien rechnete er als das Schwerste in seinem Soldatenleben. Stand er dagegen Wache auf der mit Kanonen gespickten Schanze, fühlte er sich als ein ganzer Mann. Da stund er als Wächter von Kriegsgeräten von ungeheurem Wert; und nur er hatte das Recht, hier zu stehen und jeden Unbefugten zur Haft zu nehmen. Er, der seine Freiheit verkauft hatte, hielt sich für einen freien Mann. Warum sollte er sich nicht dafür halten, war er doch gerne Soldat und warf doch über allen Zwang, in dem er lebte, seine Freiwilligkeit einen freundlichen Schein, daß die Fesseln ihn nicht zu drücken vermochten. Auch die langweiligen Stunden des Wachestehens verkürzte er sich durch Wiederholung aller gelernten Übungen und Bewegungen; ehe er sich's versah, kam die Ablösung herbei. Ohne daß er es dachte, kam ihm nun auch sein hartes Leben in der Kindheit gut zu statten. Der Exerzierplatz war eine mit Eis überzogene Wiese; um fest stehen zu können, mußte immer zuerst das Eis mit dem Bajonett aufgehackt werden. Ein Nebenmann, weichlicher erzogen, erfror Wangen und Ohren und bat öfters, ihn doch lieber zu töten, als länger in dieser Kälte zu quälen. Bürgi parierte Eis und Nordwind ohne Schaden. Als er eines Abends bei einer Windmühle am Kanal nach Utrecht Schildwache stand, fuhr ein Mann in einem Nachen den Kanal herunter, hielt ihm gegen-

über still und kam in seiner Nähe die Schanze herauf. Er redete ihn deutsch an, suchte ihm zu beweisen, wie unbarmherzig hart sein jetziger Dienst, wie angenehm es aber sei, in wärmeren Ländern Soldat zu sein. Zuletzt lud er ihn auf sein Schiff ein, mit ihm ein Glas Rum zu trinken. Mit Mißtrauen hörte Bürgi den Verführer an und erklärte, seine Befehle erlauben die Entfernung vom Posten nicht. Eben schlug die Ablösungsstunde, und der Fremde setzte sich in sein Schiff und fuhr den Kanal hinauf. Auf der Wachtstube fragte der Wachtmeister, während er Karten spielte: „Was Neues, Bürgi?" „Nichts Besonderes," erwiderte dieser, „nur hat mir ein Mann Schnaps geben wollen." Der Wachtmeister lächelte: „Ha, das ist Neues genug, wenn die Schildwache Schnaps bekommt. Erzähle!" Bürgi erzählte sein kleines Abenteuer und bekam zur Antwort: „Diesmal bist du gut davon gekommen. Der Fremde war sicher ein Seelenverkäufer. Dieser hätte dir einen einschläfernden Trank gegeben, wäre mit dir davon, und du würdest wohl nach Batavia als Soldat verkauft worden sein." Staunend und erschreckt sah die Wachmannschaft den so großer Gefahr entronnenen Kameraden an. Niemand ahnte, wie verschieden von den ihren die Gefühle des Entronnenen selbst waren. Wie gerne hätte er sich nach Batavia anwerben lassen. Das Heimweh nach dem Vater war im Herzen des Sohnes noch nicht erstorben, und nirgends anders dachte er ihn, als eben in Batavia. Von Stund an lief er täglich an den Kanal hinaus und schaute aus nach dem Seelenverkäufer, der ihn nach Batavia hatte verkaufen wollen. Er kam nicht wieder. Sein unbefriedigtes Herz zu stillen und zu füllen, versuchte er vieles; nichts gelang, bis er begriff, dieses Sehnen gehe auf Unendliches, und er dann in Gott seine Ruhe fand.

Durch die Verbannung Napoleons auf die Insel Elba schien der Weltfriede gesichert und das Soldatenleben wieder

ein angenehmeres zu werden. Welch ein Schreck durch Europa, als die Nachricht: „Napoleon hat seine Insel verlassen und wird in Frankreich wieder landen," durch die Länder erscholl. Das Kriegshandwerk begann wieder im Ernste und die Schwerter wurden aufs neue geschliffen. Im Anfang März 1815 kam die Ordre, das zu einem Bataillon angewachsene Chor Bürgis habe nach Mastricht aufzubrechen. Er konnte vor Freude über diese Versetzung die ganze Nacht nicht schlafen; dazu hatte er 24 Stunden nichts Warmes genossen. Nach zweistündigem Marsche sollte über einen breiten Fluß gesetzt werden. Es wurde so viele Mannschaft eingenommen, daß der Einzelne sich nicht von der Stelle rühren konnte. Bürgi wurde ohnmächtig, fiel aber nicht um, er konnte nicht; kam wieder zur Besinnung, und niemand hatte sein Übelwerden bemerkt. Von der Spitze des Schiffes aus mußte noch ein starker Sprung ans Land gemacht werden. Bürgi war dazu zu schwach. Während er sich noch besann, drückten die Hinteren nach, und er fiel, zur Belustigung der Kameraden, mit Sack und Pack in Schlamm und Wasser hinab. Unter großer Müdigkeit marschierte er noch vier Stunden in seinen nassen Kleidern, kam aber glücklich und ohne irgend welchen Nachteil für die Gesundheit am Abend in seinem Quartier an. Er war ein Gegenstand der treu wachenden Vaterliebe Gottes, ehe er das nur ahnte.

Um seinen Soldaten den Einstand in Mastricht möglichst angenehm, diese aber zum Dienste um so williger zu machen, veranstaltete Lieutenant Schultheß aus St. Gallen mit der ganzen Kompagnie einen Ausflug in die merkwürdigen Steinbrüche des St. Petersberges. Der ganze Berg, aus weichem, gelblichem Sandstein bestehend, der an der Luft erhärtet, ist auf drei Meilen Länge und eine Meile Breite ausgehauen. Beinahe ganz Mastricht ist aus den hier gewonnenen Steinen aufgebaut. Seit 2000 Jahren werden diese Steinbrüche ausgebeutet, und

20,000 horizontal laufende Gänge, die sich wie ein wahres Labyrinth durchkreuzen, entstanden dadurch. Selbst die Arbeiter würden, obwohl alle Gänge mit Nummern bezeichnet sind, ihren Weg nimmermehr finden, wenn nicht der Instinkt ihrer Pferde und Hunde sie leitete. Es läßt sich denken, welche Freude unser junger, für Naturgenuß empfängliche Freund fühlte, als er in diesem verborgenen Irrgarten einherschritt. Er sah hier sogar Dinge, die kein geognostisches Handbuch und keine Geologie enthält, z. B. zu Feuerstein verwandelte Menschenknochen, von denen er sich ein Stück abschlug und mitnahm, ferner „Bergschweiß", der aus den versteinerten Wurzeln eines Birnbaums, alle zwei Minuten drei Tropfen, vom Gewölbe in einen Trog herab fällt, und als Wundertrank genossen wird. Ja, man sagte ihm, ein Gang reiche 18 Stunden weit bis nach Herzogenbusch.

In Mastricht war der Dienst viel strenger als in Gorkum, dagegen aber die Kost kräftiger, reinlicher und völliger. Durch die Stadt zog Militär aller Waffengattungen und Nationen. Preußen, Dänen, Sachsen, Hannoveraner, Hessen und Nassauer, Engländer, Irländer und Schotten, Holländer ohnehin, alle vereinigten sich, dem wiedererstandenen Störer des Weltfriedens entgegen zu treten. Mastricht selber wurde mehr befestigt, Fort Wilhelm neu erbaut, die alten Befestigungen aber erneuert, erhöht und vermehrt. Täglich waren 7000 Mann, Militär und Bürger, an der Arbeit. Alle Schießscharten wurden mit Kanonen gespickt, Bombenkessel aufgepflanzt und Feueröfen erbaut. Außerhalb der Stadt errichtete man Korbbatterien und umsteckte sie verborgen mit spanischen Reitern. In die Laufgräben leitete man Wasser, und die Häuser der Stadt suchte man vor den Kugeln der feindlichen Geschütze durch allerlei Vorrichtungen möglichst zu schützen. Stand nun unser Soldat auf hoher Schanze Schildwacht, pochte sein Herz doch etwas stärker, als dort bei den Kanonen Gorkums. Er sah hinab

auf die schieferbedeckten Häuser der Stadt und malte sich in Gedanken die Jammerscenen aus, die eintreten werden, wenn alle die gewaltigen Höllenmaschinen der Festung in Bewegung gesetzt sein werden und eine entsprechende Macht der Belagerer durch ihre Geschütze das Verderben in die große Stadt tragen werde. Er sah schon die Häuser in Flammen, Weiber und Kinder wimmernd und heulend umherirren, die Straßen und Wälle mit Toten bedeckt, und — sich selbst? Er wollte diesen Gedanken unterdrücken, allein er kam, und er sagte sich: gewiß ist eine der vielen Schanzen deine Schlachtbank. Zu andrer Zeit konnte er jedoch auch mit echtem Soldatenstolz auf alle die Verteidigungsanstalten und Schutzmittel blicken; übrigens einen ziemlichen Dämpfer durch die heranrückende Gefahr erhielt er doch, dieser Soldatenstolz.

Daß bald zum Kampfe geblasen werde, sagte ihm und seinen Waffengefährten der Umstand, daß die Kriegsgesetze verlesen wurden und eröffnet, es werde von nun an jede Verfehlung nach ihnen bestraft werden. Bürgi merkte sich vorerst besonders den Paragraph: „Eine schlafend angetroffene Schildwache wird erschossen.“ In Gorkum war bei dem leichten Dienste es gar nicht schwer, auf Posten wachend zu bleiben; allein hier, wo Exerzieren, Patrouillieren, Wachestehen und Schanzarbeit kaum noch Zeit zum Essen übrig ließen, war das eine harte Aufgabe. Wie viel waren nur Magazine zu bewachen; waren ja von zehn Kirchen nur noch zwei dem Gottesdienst belassen, die andern aber in Vorratshäuser umgewandelt worden. Die Festung sollte auf zwei Jahre für 30,000 Mann verproviantiert werden.

Bürgi erhielt einmal den Wachtposten in einem ungeheuren Heumagazin, einem mit einer Mauer umgebenen Raume, innerhalb dessen viele haushohe Haufen lagen. Es hatten schon Spione versucht, sie in Brand zu stecken, daher sein Befehl, besonders darüber zu wachen, daß niemand im Heu sich verstecken könne.

Er selber war innerhalb der Mauer, das Thor aber hinter ihm abgeschlossen. Nachmittag drei Uhr hörte er ungeheuren Lärm, er sieht sich um und wird zu seinem größten Schrecken gewahr, wie aus der nahestehenden Kirche eine gewaltige Rauchsäule aufsteigt und im nächsten Augenblick die lichte Lohe gen Himmel züngelt. Er hatte vor wenigen Tagen dort Wache gestanden (die Kirche war ein Pulvermagazin) und mit eigenen Augen die Menge der Pulverfäßchen gesehen. Die Stadt geriet in unbegrenzten Schrecken; niemand wollte an den Ort der entsetzlichsten Gefahr, alles floh; jeden Augenblick erwartete man die Explosion der 500 Centner Pulver, die hier aufgespeichert waren, und durch sie die Vernichtung der Stadt mit einem Schlag. Bald rückte Militär an, die Bürger wurden zur Arbeit gezwungen, und ehe die Decke der Kirche durchbrannte und Feuer in das Schiff herabfallen konnte, war alles Pulver entfernt, und — die Stadt gerettet, gerettet auch der Wachtposten im Heumagazin, der in einer Angst sich befand, wie er sie sich vor dem Feuer des Feindes nicht größer denken konnte, obwohl es ihm sonst an Mut gerade nicht fehlte. Von letzterem ein Beispiel.

Ihn traf kurz nach diesem Brande die Mitternachtswache bei einem Pulvermagazin. Dieser Posten war von lange her ein so verrufener, daß nur herzhafte Leute es wagten, dort um die Geisterstunde zu wachen, Rekruten aber und sonst hasenherzige Leute stets Stellvertretung suchten und sie gut bezahlten. Auch zu Bürgi kommt ein alter Graubart und fragt: „Du hast den Posten Nr. 8 für diese Nacht, nicht wahr?" „Ja," sagte Bürgi. „Du kommst zum Pulvermagazin; willst du selbst das wagen, was noch nie ein Rekrut gethan?" „Ich wage es, und zwar nicht als Rekrut, sondern als Soldat," war Bürgis Antwort. Nun aber erzählte der alte Soldat dem jüngeren Kameraden von dieser Stelle so viele Schaudergeschichten, daß es diesem doch ein wenig kalt den Rücken hinauflief. Ein

französischer General sollte sich dort entleibt haben, und alle Nacht um die zwölfte Stunde foppe er nun als Geist die Schildwache. Trage sie nur das Gewehr nicht ordonanzmäßig, werde es herausgerissen. Zum Schlusse beschrieb er auch noch die Gestalt, die gar nicht einladend war, Bekanntschaft mit dem Geist zu machen. Es half nichts, Bürgi hatte kein Geld, er mußte den verlorenen Posten beziehen. Das Gebäude glich einer Kirche ohne Turm, und sein hinterer Teil erstreckte sich als Gewölbe in den Wall hinein. Der Mond schien hell vom klaren Nachthimmel herab und warf seine Streiflichter durch Öffnungen auch in das Magazin hinein. Drinnen wurde es unruhig, und eine Gänsehaut überlief die ängstliche Schildwache; an Schlaf war nicht zu denken. Er guckte endlich durch das große Schlüsselloch hinein und heller wird das erschrockene Angesicht; das lärmende Gespenst löst sich in ein Heer von Ratten auf, die da ihre nächtlichen Exerzitien machen und über Lafetten und Pulverfässer hin rennen. Nun fing er an den Geistergeneral zu necken, nahm sein Gewehr bald so, bald anders, immer aber gegen alle Ordnung und soldatische Manier; und zuletzt stellte er's an einen nahen Hag, wartend, ob es ihm nicht durch sichtbare oder unsichtbare Hand weggenommen und in den Arm geschoben werde. Die zwei Stunden liefen ruhig ab, und doppelt vergnügt kehrte der Held auf seine Wachtstube zurück; er hatte sein Leben und vier Stüber zumal gerettet.

So sehr er sich vorsetzte, auf seinem Wachtposten sich vor Schlaf zu hüten, wurde er nach schwerer Tagesarbeit doch einmal von diesem Feind überwunden. Es war ein guter Freund, der ihn bei der Ablösung schlafend fand und die Anzeige unterließ. Ernstlicher hätte ein zweiter Schlaf in seinen Folgen für ihn werden können. Er war auf der Platzwacht und erhielt seinen nächtlichen Posten in dem finsteren Kreuzgang eines Klosters, das mit Salz angefüllt war. Durch allerlei Strapazen außerordentlich

ermüdet, hätte er in dieser Nacht den Schlaf allem Reichtum vorgezogen. Es war ein gewaltiges Ringen mit diesem Feinde, war ja doch auch der Verwalter noch im Theater, und hatte er dessen Zimmerschlüssel am Bajonette hängen und ihn abzugeben, sobald dieser Herr heimkehrte. Eine halbe Stunde vor der Ablösung, sie lag noch wie ein halbes Jahr vor ihm, sank er auf einer Steinbank in tiefen Schlaf. Er war noch nicht lange gesessen, kam der Verwalter mit seiner Frau, und indem er versuchte, dem Schlafenden unbemerkt das Gewehr zu entwinden, wachte dieser mit Schrecken auf, fuhr in die Höhe und stieß jenem den Hut vom Kopfe. Der Verwalter war sehr zornig, zog sein Taschenbuch heraus, um seinen Namen zu notieren, und fragte ihn, ob er wisse, was dem auf dem Posten Schlafenden zu teil werde? Bürgi war erstarrt vor Schreck, konnte kein Wort erwidern; der Tod, und zwar ein schmählicher Tod, stand ihm in sicherer Aussicht. Da hob die Frau dem zitternden Soldaten die Laterne vors Gesicht und sagte: „O lieber Gott, wie jung ist der Bursche noch! Soll er denn sterben, weil er ein wenig geschlafen hat?" Sie wandte sich zu ihrem Manne und bat: „Du wirst doch kein so hartes Herz haben, diesen Mann anzuzeigen?" kam wieder einen Schritt näher und sagte mit sanfter mitleidiger Stimme: „Die Soldaten werden eben recht müde sein, nicht wahr, junger Schweizer?" Seine liebenswürdige Fürbitterin gab auch dem Bürgi wieder Mut; er erzählte dem Verwalter die Strapazen des vergangenen Tages und bat um Schonung. Zwar redete dieser immer noch hart, stellte ihm vor, wie viel Unheil schon durch schlafende Schildwachen geschehen sei, warnte ihn vor Wiederholung solches Vergehens, nahm aber dann seine Frau am Arm und ging auf sein Zimmer. Bürgi war gerettet und schlief von da an nie mehr auf dem Posten.

Napoleons Nordarmee, 130000 Mann stark, stand an

den Grenzen von Belgien, und ihr entgegen Wellington mit 100 000 Mann, das Hauptquartier in Brüssel, von Namur aus aber befehligte Blücher seine 80 000 Preußen. Da war ein ungeheures Wogen von Kriegsvölkern aller Nationen, und bange schaute man der nahegerückten Entscheidung entgegen. In Mastricht wurde öffentlich bekannt gemacht, daß jeder Bürger, der in der Stadt zu bleiben beabsichtige, sich für den Fall einer Belagerung auf zwei Jahre mit Proviant zu versehen habe; wer dies zu thun unvermögend sei, habe die Stadt zu verlassen. Ein Jammergeheul ohne gleichen war das Echo dieser Verordnung, und Bürgi dachte: „Wie wird es dem Soldaten ergehen, wenn die Not des Krieges den Bürger schon so schwer drückt?"

Um dieselbe Zeit, als Napoleon von Paris zur Nordarmee abging, hatte Bürgi mit neun andern Soldaten seines Bataillons einen aus hundert Wagen bestehenden Transport Lebensmittel von Mastricht nach Charleroi zu begleiten. Die Fuhrleute mußten sich und die Pferde auf eigene Kosten versorgen. Bürgi war um so wachsamer auf die seiner Aufsicht anvertrauten zehn Wagen, als die Fuhrleute ungewöhnliche Freundlichkeit gegen ihn zeigten und ihn reichlich mit Schnaps, Brot und Schinken versorgten; er glaubte, sie führen Desertion im Schilde. Doch nein, so schlimm stand die Sache nicht, wenn auch die Güte der Fuhrleute gerade nicht ohne Absicht war. Sie baten ihn nämlich allesamt, wenn sie an einen Kleeacker kämen, möchte er doch behilflich sein, daß sie sich mit Futter für ihre Pferde versehen können. Die Gelegenheit kam bald. Zwei Bauern mähten auf einem Acker am Wege Klee, und von diesem wollten sie sich aneignen. Die Bauern setzten sich mit ihren Sensen zur Wehre; als aber Bürgi mit einigen seiner Kameraden ihren Angriff abzuwehren Miene machten, ergriffen sie die Flucht und ließen Ochsen, Wagen und Klee im Stich. Zwanzig Fuhrleute

versahen sich vom eroberten Klee; und wie hier, so wurde es während der ganzen Reise gehalten. Sie handelten, als ob alle Welt ihr Eigentum wäre. Als Jakob Moser einst in Wien gegen das Urteil eines Richters sich aussprach, daß es ja schon gegen das Naturrecht sei, erhielt er zur Antwort: „Was, Naturrecht! — Daß der Wallfisch die kleineren Fische frißt, das ist Naturrecht! In diesem Sinne waltete auch hier das Naturrecht. Bürgi war es dabei nie recht wohl, sein Gewissen machte ihm Vorwürfe, und die Not der Mißhandelten ging ihm zu Herzen. Zu vielem wurde er verleitet, weil ihm die auf wahrer Gottesfurcht ruhende sittliche Kraft, der Verführung zu widerstehen, fehlte. Im Quartier begnügte er sich mit dem, was ihm gereicht wurde, hatte jedoch seine Bescheidenheit oft mit hungrigem Magen zu büßen. Wagte er es zuweilen, Selbsthilfe zu gebrauchen, traten immer Umstände ein, die ihm sein Verfahren entleideten und ihn zum Entschluß brachten, solches nie mehr zu thun.

So teilte er auf diesem Zuge eine Nacht lang sein Quartier mit Freund Zehender. Dieser war ungewöhnlich lustig, zog zwei Thaler heraus und zeigte sie neckend dem stets geldarmen Kameraden. Auf die Frage, woher er so ungewöhnlich viel Geld habe, lachte Zehender und erzählte: In einem der zuletzt passierten Dörfer habe er einem Bauern befohlen, mit nach Charleroi zu fahren, der sei dann froh gewesen, sich mit zwei Thalern loszukaufen. Er solle ihn zum Muster nehmen und auch suchen, Geld zu bekommen. Des andern Tages ging Bürgi die Rolle seines Freundes stets im Kopfe herum, und nach einigem Hin- und Herwanken entschloß er sich, in dessen Fußstapfen zu treten. Er wollte kein Dorf zu seiner Eroberung wählen, sondern womöglich ein einzelnes Gehöfte, wo der Widerstand von mehreren nicht zu besorgen war. Als der Zug so durch den nebeligen Morgen hinging, erblickte er links

von der Straße mehrere stattliche Bauernhäuser, die seinem Plane zu passen schienen. Wie erschrak aber der Beutelustige, als er, in der Nähe der Häuser angekommen, wahrnahm, daß sie einem großen Dorfe zugehören, dieses aber ganz von Preußen besetzt sei. Die Schildwache hatte ihn schon bemerkt; er mußte vorwärts, obgleich er viel darum gegeben hätte, jetzt auf seinem Wagen zu sitzen und seine Pfeife Tabak zu rauchen. Ein Korporal wies ihn zum Bürgermeister, den er im Hofe traf, eben das Pferd des Kommandanten haltend, der bei ihm im Quartier lag und nun wegreiten wollte. Bürgi präsentierte das Gewehr und sagte auf Befragen, er sei Schweizer in holländischen Diensten, komme von Mastricht und sollte einen Wagen haben, Fourage nach Charleroi zu bringen. Mit den Worten: „Herr Maire, Sie werden die Güte haben, diesem Mann einen Wagen zu verschaffen," ritt er davon. Der Bürgermeister befahl unverweilt einem gegenüber wohnenden Bauer, die Fuhre zu leisten.

Wie erwartet, bot der Bauer Geld an. Er mußte fortfahren, bis sie den Preußen aus dem Gesicht waren; dann nahm Bürgi die angebotenen vier Gulden, entließ seinen Fuhrmann, der auf Umwegen wieder in seine Heimat zurückfuhr; er selbst aber eilte mit geschlagenem Gewissen und dem Vorsatze, solches nie mehr thun zu wollen, seinem Zuge nach. Ihm wurde das Bösesthun nie leicht gemacht; er war zu Besserem aufbehalten. Freue sich, wer solches auch erfährt.

Es war der 16. Juni 1815, als Bürgi mit seinen Mastrichter Fuhrleuten von Fleurus nach Wurms zurückkehrte und am Abend an letzterem Orte ankam. Hier traf er ein ungeheures Getümmel von retirierenden Preußen an; es war der Tag der für Blücher so unglücklichen Schlacht bei Ligny, in der der greise Held mit knapper Not der Gefangenschaft entging und mit zerquetschtem Beine in Melioreux nachsann, wie die Scharte

wieder ausgewetzt werden könne. Es verbreitete sich große Bestürzung unter dem Heere und Volke, und alle Stunden erwartete man, von nachrückenden Franzosen eingeholt zu sein. Die Nacht war trübe und regnerisch und vermehrte so die trübe Stimmung, die sich aller bemächtigt hatte; sollte ja doch Vater Blücher tot oder gefangen sein. Als der Jammer aufs höchste gestiegen war, hört man Trompeter-Fanfaren, Trommelwirbel, Hurrahgeschrei und — „Vorwärts! Vorwärts!“ Boten hatten in der Nacht die Nachricht überall hintragen müssen: „Vater Blücher lebt, er befindet sich wohl!“ Vor einer Stunde glaubte man alles verloren, jetzt ertönte ein Jubel, als ob der herrlichste Sieg errungen worden wäre. General Gneisenau hatte mit großer Einsicht den Rückzug in die Nähe der englischen Armee dirigiert, und auch Bürgis Wagenzug, um nicht die Straße zu versperren, mußte auf Befehl des Komandanten der Artillerie sich diesem Strome anschließen. Mit Tagesanbruch waren sie in die Nähe von Namur gekommen. So weit das Auge reichte, war die ganze Ebene von preußischem Militär aller Waffengattungen bedeckt. Kavallerie, Artillerie und Bagagewägen, was Pferde hatte, lenkte von der Straße ab, hinein in üppige Getreidefelder, und fütterte mit dem, was sich vorfand. An diesem Tage, es war Samstag den 17. Juni 1815, mußte Bürgi mit seinen leeren Wagen wieder zurück gegen Fleurus, wo die Nacht im Freien zugebracht wurde. Es war die Nacht vor der denkwürdigen Schlacht von Waterloo. Finster brach sie an, und der Regen troff in Strömen vom Himmel. Nicht um zu schlafen, sondern um etwelchen Schutz vor der durchdringenden Nässe zu finden, kroch Bürgi mit seinen Fuhrleuten unter die Wagen. Wäre selbst der Regen nicht gewesen, das Denken an den morgigen Tag hätte allen Schlaf vollständig aus den Augen gerieben. Alles, was man sah und hörte, machte das Herz bebend. So weit das Auge blickte, Tausende

von Wachtfeuern, ununterbrochen hin- und hersprengende Ordonanzen, und die Luft selbst, sie hatte nicht den Geruch der freien Gottesnatur, sondern den der Menge Pferde und Menschen. Mitternacht war da, der Regen hörte auf, und stille lagen die Tausende der Krieger und Pferde. Schauerliche Stille, wie sie dem Sturme vorangeht! Kaum graute der Morgen, fing es an, sich zu regen. Die Rosse stampfen, Kuriere eilen vorüber, und eine Kanone französischerseits giebt das Signal zum blutigen Kampfe. Den gleichen Morgengruß senden die Verbündeten hinüber ins feindliche Lager. Die Truppen beginnen mutig ihren Todesmarsch.

Da, wo Bürgi seine gezwungene Stellung hatte, fanden sich die Menge der Gepäck- und Munitionswagen, die Feldapotheken, Feldschmieden, sowie die Ärzte, die zum Schrecken der Zuschauer ihre schneidenden und sägenden Instrumente auspackten. Eine Viertelstunde von da begannen die Franzosen eine fürchterliche Kanonade, die von den Verbündeten beantwortet wurde, doch kurz. Bürgi sah die sich rasch folgenden Manöver, überblickte zeitweise einen großen Teil der beiden Armeen, deren Fahnen und Standarten einem Walde, sie selbst aber einem wogenden See von Eisen glichen. Ganze Kolonnen wateten durch das Getreide heran, und die Wagen erhielten Weisung, ihre Stellung schnell zu ändern. Das Feuer von beiden Seiten wurde heftiger, die Kanonade machte die Erde erzittern, und der Pulverdampf verfinsterte die Sonne. Blücher war im Anrücken. Abermals mußten die Wagen ihre Stellung ändern, wurden aber den Kanonenkugeln ausgesetzt. Die Heere rückten sich näher, und Bürgi, der gar keine Lust spürte, näheren Anteil an dieser Entscheidungsschlacht zu nehmen, benützte die Gelegenheit, suchte den Rückweg nach Mastricht und dirigierte seine Wagen rasch gegen Namur. Doch, als sie in einer langen Allee gegen diese Stadt hinzogen, gab eine von

Gebüsch verdeckte Batterie der Franzosen Feuer auf sie, zerschoß ihnen mehrere Wagen und Pferde und versperrte ihnen durch die herabgeschossenen Äste den Weg. Der Feind schien übrigens bald den friedlichen Charakter des Wagenzuges zu erkennen, und glücklich langte er in Namur und andern Tages in Mastricht an.

Nun entwickelten sich in Mastricht die Scenen, wie sie nach Schlachten gewöhnlich sind: Nicht nur Häuser und Kirchen, sondern auch die Gassen voll blutiger Verwundeter, Scharen Gefangener, und die Totenwagen beständig in Bewegung. Die Toten machten den Armen Platz, die mit ihren schauderhaften Blessuren unter freiem Himmel zu kampieren hatten, und doch — auch die Spitäler boten ihnen eine kaum viel angenehmere Herberge. Die Wachen in den Sälen der Verwundeten wurden teuer bezahlt; denn nicht selten fiel die Schildwache unter dem grauenhaften Eindrucke des hier sich findenden Elendes und in der verpesteten Luft in Ohnmacht. Das Schweizer Bataillon erhielt Befehl nach Brüssel zu ziehen, während der Hauptteil der englischen und preußischen Armee sich gegen Paris zog. Unter der drückenden Hitze war der Marsch beschwerlich und ermüdend; Bürgi vermochte am Abend im Quartier nie etwas zu essen, desto besser war dann sein Appetit am Morgen. In Löwen, als früh um drei Uhr der Tambour geweckt hatte, zeigte sich niemand, um ihm etwas für seinen Hunger zu verschaffen. Es war ein Wirtshaus. Er rief mehreremal. Keine Stimme noch Antwort! Der Zorn stieg in Flammen, und er nahm sich vor, so nachdrücklich zu wecken, daß es eines zweiten Rufs nicht bedürfe. Es fielen ihm Kronleuchter in die Augen, die er herabzuhauen Lust bekam; doch nein, mehr Schaden, als sein Rest Handgeld betrug, es waren 70 Franken, wollte er nicht anrichten. Ein hoher Spiegel mit schwerer Goldrahme fiel ihm in die Augen, ihn glaubte er für den Fall der Not zahlen zu können. Er zog den Säbel, hieb in das Glas hinein, und im

nächsten Moment regneten die Scherben über seinen Tschako her, in demselben Moment aber öffnete sich auch die Saalthüre, der Feldwebel trat herein und fragte: „Bürgi, was gibt's?" Er erzählte. Der Feldwebel lachte, öffnete ihm eine Hinterthüre zur Flucht und versprach ihm auch dann Hilfe, wenn Untersuchung eintreten sollte.

Auf dem Sammelplatze angekommen, traf er die Offiziere in einer Beratung begriffen. Es war Befehl angekommen, vom Bataillon habe eine Kompagnie zu den Truppen des General Grafen Kleist von Nollendorf zu stoßen, dem schon im Anfang Juni der Festungskrieg aufgetragen worden war. Nach der Schlacht bei Waterloo hatten sie die Bestimmung über Bastogne und Neufchateau in Frankreich einzufallen, die kleinen Festungen Bouillon und Sedan zu nehmen und dann die Maasfestungen zu berennen. Kleist war durch Krankheit verhindert, den Zug nach Frankreich mitzumachen, so übernahm einstweilen General Engelhart den Oberbefehl. Am 24. Juni überschritten seine Truppen, mit denen sich die Schweizer-Kompagnie zu vereinigen hatte, die Grenze. Der Zug zu ihnen führte über das Schlachtfeld von Waterloo, wo die Spuren des schrecklichen Tages noch jedem Flecken Bodens, jedem Baume, jedem Hause tief eingegraben waren. Eben bedeckten Bauern einen Haufen Leichen — sie sagten, es seien 200 — und noch waren nicht alle begraben. Thränen stürzten aus den Augen Bürgis beim Anblick der jugendlichen Krieger, die ein so schneller, grausamer Tod aus dem Leben weggerissen hatte. Auf einer Anhöhe zeigte man eine Baracke, in der Napoleon kampiert habe, und in Genappe konnten sich's viele Soldaten nicht versagen, in dem Wirtshaus einzukehren, in dem acht Tage zuvor Napoleon Wohnung genommen und vor dem er beinahe gefangen genommen worden wäre. In Neufchateau erwartete die holländische Schweizer-Kompagnie die Preußen. Während

der Rast in diesem Dorfe wurde eifrig die Thätigkeit der nächsten Zeit besprochen. Bürgi erinnerte sich der Geschichten, die ihm alte Soldaten von Erstürmung der Festungen erzählt hatten, und die Aussicht auf den vor ihm liegenden Festungskrieg trieb ihm den Angstschweiß auf die Stirne.

Endlich schlug der Tambour zum Aufbruch. Der Weg ging durch öde Heiden, gebirgige Wildnisse, tiefe Thäler, und nach 14stündigem Marsche waren sie beim Lager der preußischen Hauptarmee angekommen. Als sie dieses passiert hatten, kamen sie in einen Hohlweg, wo Halt geboten und das Gewehr geladen wurde. Wie ängstlich pochte es in der Brust; es ging die Rede, die Festung Bouillon, das Stammhaus des edlen, frommen Gottfried von Bouillon, werde erstürmt werden, die Schweizer-Kompagnie aber als Kanonenfutter vorgeschoben. So schlimm stand es jedoch nicht; sie hatten nur die preußischen Belagerungstruppen abzulösen und als Beobachtungscorps Bouillon zu bewachen. Freilich machte die kleine Festung auf ihrem steilen Felsen und mit ihrer Fallbrücke dem kaum hundert Mann betragenden Beobachtungscorps bange genug. Zuerst galt es sich einzurichten. Die abziehenden Preußen verließen die große Baracke, sie zogen ein und fanden in ihr mehr Unangenehmes als Erwünschtes, zu letzterem gehörend, ein kleines halbes Schaf für ihren mächtig großen Hunger. Hungerleiden und Wasserholen blieb jedoch unverändert die einzige Not der Belagerer. Die Stelle, an der sie ihren Wasserbedarf aus der Semoy schöpfen konnten, ließ sich von den Kanonen der Festung bestreichen; schickte sich nun einer an, Wasser zu holen, durfte er sicher sein, einige Kugeln nach sich geschossen zu sehen. Einige Mann wurden wirklich getötet. Die Nachricht der Übergabe von Paris an die Verbündeten und der Waffenstillstand brachten große Freude ins kleine Lager; Glockengeläute, Musik und Gesang war der Wiederhall dieser frohen Kunde.

Da jedoch die Festungen sich nicht so ohne weiteres ergaben, wurde ihre Stellung vor Bouillon wenig geändert.

Hier zeigte Bürgi einst auf Wachtposten großen Mut und Entschlossenheit, und wurde dafür von seinem General gelobt und zum Mittagsmahl eingeladen, und auch sein Hauptmann beschenkte ihn mit einem Thaler. Das war brav von ihm; allein die genossene Ehre warf ihn aus dem Geleise der Demut hinaus. In Abwesenheit der höheren Offiziere wurde Lieutenant G. Lagerkommandant und mißbrauchte seine neue Würde zu Mißhandlung seiner Untergebenen. Bürgi ließ seinen Widerwillen merken und erhielt mit der Säbelscheide einen Schlag auf den Tornister. Obgleich er nicht den mindesten Schmerz empfand, wurde er doch so rasend, daß er sein geladen Gewehr dem provisorischen Lagerkommandanten mit zornigen Worten vor die Füße warf. Erstarrt standen seine Kameraden und sagten ihm sogleich: „Du wirst erschossen!" Vier Mann führten ihn ab auf die Wache. Jetzt war das Zornfeuer erloschen; er fühlte sich ungemein unglücklich. Der Tod stand vor ihm als König der Schrecken und die Ewigkeit als eine Nacht ohne jedes Trostlicht. Doch nach einer langen und bangen Nacht wurde ihm kurz angekündigt, er sei wieder frei und die Strafe ihm erlassen. Als er gleich darauf seinem Lieutenant einen kleinen Liebesdienst zu erweisen Gelegenheit fand und diese benützte, wurde auch dieser wieder freundlich und trug ihm die Beleidigung nicht nach. Kleine Liebes-Kapitalien, am rechten Orte angelegt, tragen reiche Zinsen.

Hier erfuhr Bürgi noch eine Lebensrettung. Er hatte sich einmal außerhalb des Lagers in geschütztem, verborgenen Orte gesetzt und schmauchte behaglich sein Pfeifchen. Da fällt ganz in der Nähe ein Schuß, und — weg ist die Pfeife vom Munde und nur noch das Rohr mit dem angebundenen Deckel zwischen den Zähnen des Rauchers. Eine Kugel hatte den

Pfeifenkopf weggenommen, sein eigener, in so großer Gefahr, war verschont geblieben. Er springt auf, um nach dem Schützen zu sehen, und erschrocken, wie er selbst, steht sein Kamerad ihm gegenüber, der sein Gewehr, um die Patrone heraus zu haben, hinter dem Lager ins Blaue hin losgeschossen hatte. Beide waren über den glücklichen Ausgang froh und folgten gerne dem Befehle, nicht mehr hinter dem Lager die Gewehre abzuschießen. Auch sind eure Haare auf dem Haupte alle gezählet!

Über fünf Monate war die holländische Schweizerkompagnie vor Bouillon gelegen. Der Winter mit seinen Beschwerden kam, die Stadt war indes holländisch geworden, die Arbeit gethan, so rückte das Beobachtungscorps in seine Garnisonen ein, Bürgi nach Brüssel, von wo er, nicht ohne Selbstgefühl berichtet, daß er öfters bei Marschall Blücher Wache gestanden habe. Nach einiger Zeit kamen die Schweizer nach Antwerpen.

Nunmehr begann nicht allein wieder die Langeweile des Kasernenlebens, sondern auch das Hunger- und Teurungsjahr 1816 war angebrochen. Unser Freund hatte das Glück, einen Schlafkameraden, namens Gißy, von Profession ein Schneider und doppelt so alt als er, zu erhalten, mit dem er sich zu gemeinschaftlichem Erwerb verband. Jeder legte seine Kraft und sein Geschick als Betriebskapital ein, und während der eine schneiderte, that der andre Dienst um Lohn; vom gemeinsam Errungenen aber verbrauchte jeder nach Bedarf, ohne Rechnung abzulegen. Es war eine Verbindung ehrlicher Kameradschaftlichkeit. Bürgi kam jedenfalls nicht zu kurz. Gißy hatte noch einen Wertsbetrag eingelegt, den er mit nichts Entsprechendem ausgleichen konnte, dessen Ertrag ihm aber fast ausschließlich zu Gute kam, es war das: Erfahrung, Ernst und Ehrlichkeit. War er dem jüngeren Genossen auch oft zu ruhigernst, und erwiderte er dessen Späße niemals, so fühlte Bürgi doch bald,

daß er in diesem Manne eine Stütze habe, die ihn vor dem Versinken in die Gemeinheiten und Laster des Kasernenlebens bewahre. Auch das war ein Leiten der guten Hand Gottes. Was Kameradschaft vermöge, erwies sich, als Bürgi einige Zeit den leichtsinnigen Morf aus J. zu seinem Vertrauten gemacht hatte. Dieser besaß eine Fertigkeit in losen Streichen, die ihn in Erstaunen setzte. Bald nahm er einem Bäcker Brot aus dem Korbe, den jener eine Minute verlassen hatte, bald stahl er solches aus dem Ofen, das einemal bohrt er drunten an der Schelde mit dem Bajonett ein Weinfaß an, und eine ganze Gesellschaft trinkt sich am Verbotenen voll, dann fordert er in einem Laden Tabak und rennt ohne Bezahlung davon, oder er eignet sich Flaschen Rum an und teilt seinen Raub in der Kaserne mit den Kameraden. Öfters war Bürgi bei solchen Streichen Mithelfer, stand Wache oder half das Gestohlene verbergen. Daß er nicht in Kürze zur Galeere heranreifte, das verdankte er seinem Freunde Gißy.

Die bewahrende Gnade Gottes waltete überhaupt über unserm Freunde in einer Weise, die noch jetzt, da er längst daheim bei dem HErrn ist, ein Lob aus tiefster Seele weckt. So war er einmal in der Kaserne und hatte sein Gewehr zum Reinigen auseinander gelegt, als der Feldwebel eintrat, um drei Mann als Wache auf ein erbeutetes Schiff zu kommandieren. Die Reihe war an Bürgi; weil aber sein Gewehr nicht gerichtet war, mußte ein anderer für ihn gehen. Es ärgerte ihn, nicht fertig gewesen zu sein, und er glaubte etwas Wichtiges dadurch versäumt zu haben; denn die Wachen auf den Schiffen hatten Angenehmes für den Soldaten. Dieses war eine den Seeräubern abgenommene Fregatte. Nachher dankte er Gott über sein Verhindertsein. Sein Stellvertreter mit den beiden andern Gefährten hatten auf dem Schiffe 600 Franken Geld und allerlei Kostbarkeiten gestohlen, wurden

des Diebstahls überwiesen und büßten ihr Vergehen mit zehn-, sechs- und dreijähriger Galeerenstrafe. Er wußte von den Streichen her, die er früher gemeinschaftlich mit Morf verübte, daß er auch hier, der Gelegenheit zu widerstehen, nicht Kraft genug gehabt hätte. Gott überschaut Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft in einem Menschenleben. Die Zukunft ist die Auflösung der Rätsel der Gegenwart und Vergangenheit. Er übersieht die Zeit der Unwissenheit und wartet in Langmut auf die Rückkehr des Sünders, die Er ihm bahnt und möglich macht. Im Frühling traf Bürgi eines Sonntagnachmittags im Kasernenhofe einen Trupp Rekruten, wie sie einem alten Graubart, der ihnen seine Heldenthaten erzählte, zuhörten. Er konnte das nur bei Rekruten thun; denn er galt bei der Kompagnie für einen Feigling und Großsprecher und war selbst wegen Diebereien schon öfter geprügelt worden. Im Vorbeigehen machte Bürgi eine spöttische Bemerkung, die der Graubart auf die Ehre nahm und ihn aufs Bajonett forderte. Um seiner Ehre nichts zu vergeben, nahm Bürgi die Herausforderung an, folgte seinem Gegner wie ein Schaf zur Schlachtbank und erwartete nichts anderes, als elend zerschlagen wieder heim zu kehren; er verstand das Fechten mit dem Bajonett nicht im mindesten. Nach einigen erfolglosen Gängen schlug Bürgi seinem Gegner das Bajonett aus den Händen, und als dieser sich nicht für überwunden erklärte, gab er ihm rasch einen Stich unter den linken Arm. Ein allgemeiner Jubel begleitete den Sieg des jungen Soldaten, der seinen verwundeten Gegner nun gutmütig am Arme in die Kaserne führte, damit er sich dort von den erhaltenen Schlägen heilen lasse. Bürgi nahm sich aber vor, im Reden vorsichtiger zu werden. Ach, an guten Vorsätzen mangelte es ihm nicht, sie sollen ja das Pflaster des Weges zur Hölle bilden.

Ein stärkerer Gegner faßte den jungen Soldaten im De-

zember 1816 und vor ihm mußte er das Gewehr beinahe strecken. Von ihm sagt Claudius so poetisch als richtig:

Der Winter ist ein rechter Mann,
Kernfest und auf die Dauer.
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an,
Er scheut nicht süß noch sauer.

Dieser gewaltige Held schien auf dem Zug von seinem Schlosse am Nordpol her in Antwerpen Standquartier genommen zu haben, wo er den armen Schildwachen gar heftig zusetzte. Bürgi bekam seinen Posten auf einem Wall gegen Norden. Sein Vormann sagte ihm: „Du wirst deine Wunder erfahren," er aber trotzte, dachte auf geheime List, die Oberhand zu behalten und sagte: „Du bist ja auch noch am Leben." Ehe aber zehn Minuten herum waren, hatte der schreckliche Nordwind ihn durchblasen und so erkältet, daß er zweifelte, mit dem Leben davon zu kommen. Er rannte wie unsinnig hin und her; es half nichts; er machte seine Exerzitien: sie wärmten um kein Haar; er stieg über Palissaden in eine Vertiefung: hier war er vor dem Winde geschützt, konnte aber nicht gehen. Kaum vermochten seine erstarrten Glieder ihn wieder auf seinen Platz zurückzutragen. Jede Minute schien die Kälte zu steigen, die Eingeweide zogen sich krampfhaft zusammen, und endlich meldete sich Mattigkeit und fast unüberwindliche Schlafsucht. Es hieß bei ihm: „Wahrlich, es ist nur ein Schritt zwischen mir und dem Tode." Er hätte den Kampf nicht lange mehr ausgehalten, da kam wie ein Bote vom Himmel die Ablösung. In jener Nacht waren zwei Schildwachen und vier Gefangene auf einem Turme erfroren.

Nicht lange hernach fuhr er mit andern in einem Schiffe bei sehr starkem Winde über die Schelde an einem Seeschiff vorbei. Sie stießen auf die unter dem Wasser verborgene Ankerkette, ihr Boot neigte sich, füllte sich mit Wasser, wollte schon anfangen sinken, siehe — da waren sie am Lande und

gerettet. Da ich vorüber ging, sprach ich: Du sollst leben. Ja ich sprach: Du sollst leben.

Auch hier währte der Aufenthalt nicht lange. Die Hungersnot erregte unter dem Volke Aufruhr gegen die Ausfuhr der Lebensmittel nach England, und die vereinzelt stehenden Bauern- und Edelhöfe waren keine Nacht sicher vor Einbruch. Jede Notzeit wirkt entweder ein Zuwenden zu dem, dessen züchtigende Hand zu spüren ist, oder ein weiteres Abwenden von Ihm und tieferes Sinken in die Stricke des Verderbens. In die empörerischen Orte wurde Militär gelegt, und die Polizei da und dort durch solches verstärkt. Die ganze Nacht durch streiften Patrouillen und schützten das Eigentum. Bürgi selbst wurde durch seinen Kommunismus mit Gißy vor dem Drucke der Hungersnot bewahrt; schwer hatten es dagegen viele seiner Kameraden. Es wurde zwar ein Schiff mit Zwieback, wahrscheinlich verlegener Vorrat aus irgend einer Festung, zu ihrem Besten herbeigeführt und zu ermäßigtem Preise verkauft. Welch ein Appetit gehörte aber zu solcher Speise! — Der Zwieback war hart wie Stein, mußte mit Hämmern zerschlagen und erst durch Kochen mit Fett und Salz genießbar gemacht werden. Er hätte noch kräftige Speise geliefert, aber er wimmelte von großen weißen Würmern. Manche duldeten lieber die Qual des bittersten Hungers, als daß sie zu solcher Kost gegriffen hätten; andere überwanden den Ekel und griffen doch zu. Wenn Bürgi, Gißy und Korporal Lämmli in ein Bierhaus gingen, und für ihren gemeinsamen Verdienst sich zu einem Glas Gerstensaft Brot und Butter schmecken ließen, hatten sie es viel besser als die ärmere und minder geschickte Mannschaft des Regiments. Man fühlt sich beim Lesen solches verhältnismäßigen Wohlergehens unsers Freundes selbst behaglich, und um so mehr überrascht es, wenn ganz unvermutet in sein Leben dessen Desertion hereinfällt.

4.

Desertion.

Im Gemüte Bürgis selbst war sie nicht im geringsten vorbereitet; von ihm war's ein Werk der Freundschaft und der Betrunkenheit. Das saubere Kleeblatt war in eine Schnapsschenke gegangen, und die zwei älteren verhandelten lebhaft in französischer Sprache, deren Bürgi noch nicht mächtig war; so viel merkte er wohl, es handle sich um Desertion. Je mehr der Branntwein zu Kopf stieg, desto mehr wurde, und zuletzt ganz deutsch, verhandelt.

In den Zeitungen lasen die Soldaten von einer neuen Armeeorganisation in Frankreich. Sie glaubten irrtümlich, Napoleon sei abermal losgekommen und der Waffentanz gehe von neuem an. Wer in seiner Lage unzufrieden war, strebte nach Frankreich, wo er Vorrücken und anderes in nebelgrauer Ferne liegendes Glück erwartete. Nach und nach wurden alle drei betrunken. Bürgi widerstand lange den Aufforderungen der Freunde; als aber Gißy ihm ihre beiderseitige Freundschaft vorhielt, in weinseliger Weichheit seine Hand ergriff und ihn beschwor, ihn nicht zu verlassen, da brach der Widerstand; er sagte ja und hielt Wort. Noch denselben Abend — den 30. Januar 1817 — sollte die Flucht angetreten werden, etwa eine halbe Stunde von der Stadt, unfern eines Gehöftes, bei einer Kapelle aber der Sammelpunkt sein. An dem Bauernhause war eine Schafkrippe angebracht; dort sollte jeder, der die Stelle passierte, einen Stein hineinlegen, damit die Nachfolgenden wüßten, wie viele schon vorausgegangen seien. Als die beiden Freunde in der Kaserne eintrafen, kamen fast gleichzeitig zwei Gendarmen mit vier wie Vieh zusammengebundenen Deserteurs zum Thore herein, und der Feldwebel sagte lachend zu dem trunkenen Bürgi:

„Nicht wahr, du desertierst nicht?“ „Nie, wenn man mich nicht mit einem Stock hinausjagt,“ war seine Antwort. Er bat Freund Gißy, nicht zu gehen, und wies auf die vier Eingefangenen hin, Gißy aber auf sein den andern Teilhabern an der Flucht gegebenes Manneswort und beharrte fest auf seinem Entschluß. In aller Stille wurde das Nötige eingepackt und abends fünf Uhr die Reise angetreten. Der Korporal der Thorwache bemerkte, daß Gißy etwas unter dem Rock verberge. Auf sein Nachfragen antwortete dieser lachend: „O, Arbeit in die Stadt!“ zog einige Stüber heraus, gab sie dem Korporal, und beide passierten ungehindert. Die erste Gefahr drohte ihnen schon draußen vor der Stadt, wo zwei Gendarmen durch den nebeligen Hohlweg herab kamen. Das böse Gewissen hieß sie fliehen, und schnell verbargen sie sich zur Seite des Weges. In der Krippe lag erst ein Stein, und bei der Kapelle trafen sie Korporal Lämmli, der schon früher Kanonier in französischen Diensten gewesen war. Zwei andere rückten bald nach, und alle waren hocherfreut. Es schien ihnen, als zerlege die Zahl der Teilnehmer die gemeinsame Angst in gleiche Bruchteile, und je mehr Teilnehmer, desto kleiner diese Bruchteile. — Ewiger Irrtum! Genossen an derselben Sünde vermehren sich stets Druck und Sorge. Die Kameradschaft wird die Verdammnis einst erst recht zur Hölle machen. So bald die Sammlung geschehen war, schlugen sie sich in den nächsten Wald, um sicherer zu sein. Nacht bedeckte die Erde, der Nebel machte sie noch dunkler, als sie an sich war, und ein zarter Regen troff auf die Erde. Es war unheimlich still. Hier in der Waldesnacht setzten sie die Regeln der Flucht fest, besonders wie sie sich im Falle der Not verhalten wollen, und hier hieß es: „Keine Trennung, Gelingen oder Sterben!“ Ferner: „Niemand wird von uns bestohlen. Unsre Barmittel sind Gemeingut. Jede Ausgabe, die unsre Flucht befördert, wird zum voraus gut geheißen. Können wir einer Gefangennahme

nicht entgehen, so lassen sich die zwei nächsten besten gutwillig binden. Während die Gensdarmen sich mit ihnen beschäftigen, überfallen sie die drei übrigen, nehmen ihnen die Pferde weg und lösen die Kameraden. Flucht wenn immer möglich wird vorgezogen. In allem aber Friede und Eintracht. Zuletzt beschworen sie sämtlich diese mündliche Vereinbarung, und Bürgi war's feierlicher zu Mute, als bei Ablegung seines Fahneneides.

Jetzt bildete sich der Zug. Wie billig, ging der Korporal voran, die andern folgten still. Der Weg mußte mit den Händen gesucht werden, und die rechts und links streifenden Dornen gaben den nächtlichen Wanderern unangenehme Grüße.

Mehrere Stunden waren sie in völligem Schweigen dahingegangen, das, je mehr die Nüchternheit zurückkehrte, desto ernster und feierlicher wurde. Da klatschte in geringer Entfernung eine Peitsche; sie mußten einer Straße nahe gekommen sein. Wie versteinert blieb jeder in der Stellung, in welcher der Knall der Peitsche sein Ohr traf. Etwa fünf Minuten mochten sie lauschend mit pochendem Herzen gestanden sein, da riß der dicke Nebel auseinander, und helle fielen die milden Strahlen des Mondes auf sie und ihre Umgebung hernieder. Allein — welch ein Entsetzen! sie standen nur einige Schritte von einem Abgrunde entfernt, aus dem die still hinströmende Maas zu ihnen herauf glänzte. Wäre das Peitschengeknall nur einige Sekunden später geschehen, sie wären zerschmettert am Fuße eines Felsens gelegen, wo niemand ihre letzten Seufzer gehört hätte. Sie wurden alle tief gerührt und erkannten den Finger des mit Erbarmen über ihrem Leben wachenden Gottes. Nach wenigen Minuten standen sie wieder in dem dunkeln Grau des Nebels da.

Stille verließen sie ihren Rettungsplatz und wanderten weiter. Bürgi als der letzte im Zuge war besonders ergriffen. Er hatte in dankbarer Rührung die Hände gefaltet und dachte: „Wir armen, unglücklichen Menschen thun Unrecht, laufen im

Eigenwillen der Not in die Arme, und Gott beweist sich als der Gütige und errettet uns vom Tode.“ Er fing an zu beten — das erste Herzensgebet seines Lebens — Gott möchte doch so gütig sein und ihnen nach Frankreich durchhelfen, ohne daß sie einen Menschen beschädigen oder beleidigen müssen. Damit der liebe Gott das aber um so eher thue, versprach er Ihm, daß er sich von nun an aller Sünde entschlagen wolle, so viel es ihm immer möglich sei. Obgleich der treue Gott wohl wußte, daß dieses Gebet und Versprechen eben in die Klasse der guten Vorsätze unsers jungen Soldaten gehöre, denen immer der Nachsatz nicht folgen wolle, muß Er doch dieses stille Seufzen mit Wohlgefallen gehört haben; denn dem Beter wurde innig wohl dabei. Er sagt darüber: „Gott hat Wort gehalten, ich aber nicht. Ich taumelte noch viele Jahre in sündlichem Unglauben dahin; dennoch kam die Stunde der Erkenntnis noch, da ich einsehen konnte, wie nahe ich meinem Heile war, wenn ich treu geblieben wäre.“

Diese Felswand an der Maas verdiente ein Denkmal, wie das Volk Israel ehemals so manches in seinem Lande setzte, um die Großthaten Jehovahs im Gedächtnis des Volks zu erhalten. Unser Geschlecht setzt auch Denkmale, aber den Menschen; darum ist's auch oft so gottverlassen.

Gegen Mitternacht trafen sie bei einem Gehöfte ein. Drei Hunde kamen rasend auf sie zu und hinter ihnen der Bauer mit der Mistgabel, in der Stellung: „Fällt s'Gwehr!“ Als dieser jedoch Soldaten erkannte, wurde er freundlich und gab ihnen Bescheid über den Weg nach Namur. Noch standen sie bei ihm, da vernahmen sie in der Entfernung von einer Viertelstunde Trommelschlag. Erschrocken fragten sie, was das sei und erhielten zur Antwort: „die Schweizer, die in Huy liegen.“ So gefährlich ihnen die Landstraße war, eilten sie doch auf ihr in dem Dunkel vorwärts. Bald begegnete ihnen eine acht Mann starke bis an

die Zähne bewaffnete Patrouille von Bauern. Es scheint, daß beide Teile einen Kampf fürchteten; denn stille gingen sie an einander vorbei. Bürgi dachte an sein Gebet vor einer halben Stunde und dankte Gott für die Errettung. Bei einem Dorfe angekommen, nahm der Korporal Bürgis Pfeife, um im ersten Hause, unter dem Vorwand sie anzuzünden, den Weg nach Namur zu erfragen. Der Mann, ein Nagelschmied, gefiel ihm übrigens so übel, daß er sogleich wieder zurück kam, und zur schleunigsten Fortsetzung der Flucht riet. Er hatte richtig gefühlt. Eine Woche zuvor hatte dieser Mann zwei Deserteure durch Trinken hingehalten, bis er der Gendarmerie Nachricht gegeben und durch diese ihre Gefangennahme möglich gemacht hatte; 50 Franken war der Gewinn aus seinem Verrat. Sie zogen einem Walde zu, in dem sie lange Stäbe schnitten und ihre Bajonette drauf pflanzten, kamen dann auf eine Heide und endlich auf Ackerfeld. Mühselig schreiten sie auf dem durchweichten Boden hin, da hören sie Menschenstimmen. Sie schleichen vorsichtig weiter und deutlich vernehmen sie die Stimme eines Soldaten ihrer Kompagnie. Noch ängstlicher schleichen sie durch einen Garten, wo eine Bauernfrau neben ihrem Backofen kauert und, die Laterne unter dem Schurz, auf das Fertigwerden ihres Brotes wartet. Als sie in ihre Nähe kamen, that sie die Laterne hervor und rief: „Still, still! Ihr seid gewiß die Leute, die man sucht. Es sind Schweizer da von Huy, sie suchen fünf Deserteurs. Bleibt ruhig da, bis mein Brot gebacken ist; ich gebe euch eins davon und zeige euch den Weg." Die Sprache des treuherzigen Weibes that ihnen wohl, allein im selben Augenblick erhob sich neben ihnen in nächster Nähe ein Lärm, und ohne Brot abzuwarten, eilten sie weiter. Wenn sie nur gewußt hätten, wohin? Da kamen sie wieder an der Nagelschmiede vorüber und merkten, daß sie einen Kreis beschrieben hatten.

Ihr neuer Weg führte sie in ein Thal, dieses zu einem Bach, der Bach aber zu einer Mühle. Der Korporal ging, als sie Licht bemerkt hatten, hinein und fragte wieder nach dem Weg. Er kam zurück, und der Müller zündete ihm vor die Thüre. Kaum merkte er aber, daß noch mehr Personen draußen stehen, griff er nach der Flinte und schickte den Flüchtigen einen Schrotschuß nach, der auch richtig einigen den Tschako durchbohrte. Wie eine Taubenschar stoben sie auseinander, dem immer größer werdenden Bache nach; allein sie waren „wie einer, der vor dem Löwen floh, und ein Bär begegnete ihm:“ Eine Patrouille kam des Thal herauf ihnen entgegen. Schnell entschlossen setzten die zwei jüngsten mit einem Sprung über den Bach, die drei älteren mußten ihn durchwaten; das Wasser ging ihnen bis an den Hals. Kaum fanden sie noch Zeit, hinter eine Hecke sich stille hinzulegen und ihre Verfolger an sich vorbei passieren zu lassen. Wäre der Regen nicht immer stärker gefallen, sie würden kaum sich vor Tagesanbruch von der Stelle begeben haben. Nach einer bangen Viertelstunde rafften sich die Fünfe von ihrem nassen Lager wieder auf und begannen ohne Verzug die steile, felsige, in gewaltigen Stufen zur Höhe emporsteigende Thalwand zu erklettern. Die letzte Stufe war noch übrig, allein sie war zu hoch, als daß sie hätte überstiegen werden können, und doch — auf dieser Hochwarte konnten sie den Tag nicht erwarten; also der schnelle Entschluß: „Fort, in die Höhe, und wenn wir alle fünf aufeinander stehen müssen!“ Der Korporal, der Größte, bückte sich, nahm Bürgi, den Kleinsten, auf die Schultern und richtete sich auf. Letzterer stellte sich auf des Korporals Schultern, tastete in die Höhe und fand eine starke Baumwurzel. Als er sie fest umklammert hatte, faßte einer der vier Kameraden um den andern die Beine des Bürgi und arbeitete sich an ihm als an einem Rettungsseil in die Höhe, bis zuletzt auch er und Lämmli nachgezogen wurden.

Es war zwei Uhr früh, als sie über eine Heide in ein Dorf kamen. Außerhalb des Orts bei einem einzeln stehenden Hause gaben sie sich als Deserteurs zu erkennen und fragten um den Weg zur französischen Grenze. Sie hatten für ihren Zweck das rechte Haus getroffen. Die Frau stand auf, machte Feuer im Kamin, die fünf Deserteurs wärmten sich und erzählten indes ihre Umstände. Auf einmal stand die Frau auf, hob die Hände in die Höhe und rief unter Thränen: „Ach! wo werden auch meine zwei Söhne sein, die ich schon acht Jahre nicht mehr gesehen habe? Vielleicht sind auch sie schon oft froh gewesen, wenn gute Leute ihnen in Verlegenheiten beistanden! Mann, wir wollen diese Leute bis nächste Nacht behalten, wo ihnen dann der Junge den Weg zeigt." Der Mann war damit einverstanden, wies seinen unerwarteten Gästen den Heustock zum Lager an, versprach ihnen bis fünf Uhr ein Frühstück und versicherte sie nochmals, daß sie bei ihm sicher seien, obwohl er Patrouillechef sei und morgens sechs Uhr eine solche in seinem Haus zu erwarten habe.

Wie wohl that die Ruhe nach einer solchen schrecklichen Nacht! Wie ihnen gesagt worden, geschah es. Um fünf Uhr bekamen sie warmen, herrlichen Kaffee und als sie wieder auf dem Heustock lagen, rückte die Patrouille an und zwar so nahe an ihrem Lager vorbei, daß sie den Männern die Hüte hätten vom Kopfe wegnehmen können. Den Tag über lagen sie stille in ihrem Versteck, leider auch noch die nächste Nacht und den nächsten Tag, weil der Junge einen Kolikanfall bekommen hatte. Die dritte Nacht brach an, und endlich wurde der Marsch nach der französischen Grenze an Dinant vorbei nach Givet angetreten.

Weil sie mehrere Dörfer zu passieren hatten, gab ihnen der Patrouillenchef die Anweisung, durch sie hindurch wie Berauschte zu lärmen und zu singen, nebenbei aber auf die Gendarmen ein wachsames Auge zu halten. Die noch in

Frankreich liegenden Russen kamen nämlich öfter über die Grenze in die Dörfer, lärmten, sangen, drangen in die Häuser und erpreßten Schnaps. Sobald sie sich nächtlicher Weile hören ließen, schloß man die Thüren und löschte die Lichter. — Sie folgten ihrem Ratgeber und schützten sich wirklich vollständig vor Verfolgung durch die Bauern. Witterten sie aber Polizei, machten sie sich abseits und versteckten sich. Gegen Tagesanbruch verloren sie den Weg und statt die Garnisonsstadt Dinant rechts liegen zu lassen, standen sie auf einmal in einer ihrer Vorstädte. Rasch eilten sie davon, stiegen über eine Mauer in den schönen Garten einer Bierbrauerei, wo ein vornehmer Herr behaglich seine Morgenpfeife schmauchte. Sie verhehlten ihm ihre Verlegenheit nicht, und er riet ihnen über die Brücke zu gehen, dann seien sie in einer halben Stunde über der Grenze. Allein die Brücke!! — sie hatte eine Schildwache, und ohne Paß gings nicht an. Mehrere wollten den Gang wagen, nur Bürgi weigerte sich entschieden, zu gehen. Drüben auf dem nahen Berge bei dem Telegraphen seien Arbeiterhütten für Dachschieferbrecher; dorthin gehe er und wenn ihn keiner begleite; heute, am Sonntag seien sie dort sicher. Dieser Rat wurde für angenehm erfunden, und im Sturmschritt gings den Berg hinan. Die Hütten, etwa zehn an der Zahl, waren aber so fest verschlossen, daß weder dem gemeinsamen Drucke, noch den großen Steinen, die an sie geworfen wurden, eine Thüre folgen wollte. Die Verlegenheit wuchs. Nicht nur eine Stadt, die auf einem Berge liegt, sondern auch eine Zahl Deserteurs, die auf einem Berge steht, kann nicht verborgen sein, und doch liefen Scharen von Landleuten am Fuße vorüber, in Dinant die Kirche zu besuchen. Nach einigem Suchen wurde ein offener Stollen in den Berg hinein gefunden, dessen Eingang auf einer Seite einen Abgrund hatte und vor müssigen Leuten ziemlich sicher stellte. Ihre Lage war weniger angenehm als sicher.

Von oben tropfte Wasser auf die von der Eile in Schweiß geratenen Flüchtlinge, und ein scharfer Zugwind durchstrich ihren Bergungsort; zudem, sie waren in der letzten Nacht zehn Stunden marschiert, hatten nichts genossen, und jetzt meldete sich der Hunger mit Macht. Der Korporal wurde um Brot ausgeschickt und brachte glücklich drei Pfund in den Bergungsort. Es war ein banger, langer Sonntag. Sie konnten von ihrer Höhle aus wohl Stadt und Land übersehen, allein sie sahen des Tröstlichen so wenig, und bei drei Pfund Brot für fünf Mann als Nahrung ganzer 24 Stunden ist auch das Auge für Naturschönheiten nicht offen.

Die lang ersehnte Nacht brach an, und der Marsch begann wieder. In der Vorstadt Dinants fragten sie den Mann, von dem das Brot erkauft worden, um den nächsten Weg zur Grenze. Der Befragte dachte sich die Lage der fünf Reisenden und wies sie an, bei einem der drei Bauernhöfe, zu denen sie bald kommen werden, anzuklopfen und um einen Wegweiser zu bitten; sie werden ihn sicher erhalten. Der Mann hatte ihnen die Wahrheit gesagt. Auf dem ersten Gute nahm sie der Pächter freundlich auf, ließ kochen und gab ihnen, während sie ihm die Begegnisse ihrer Flucht erzählten, zu trinken. Weil es gerade Sonntag Abend war, erhielten sie nicht nur einen Führer, sondern drei der Knechte boten sich auf eine Strecke als Begleiter an.

Das erste war wieder, die Regeln des Marsches festzustellen. Der herzhafteste der Knechte mußte an die Spitze, sich im Falle der Gefahr betrunken stellen und laut rufen: „Meine Herren, wollen sie uns nicht ein Gläschen zahlen?“ Fünfzig Schritte nach ihm folgte der zweite und in fünfundzwanzig Schritten Entfernung der dritte Knecht. Durch sie lief jede Nachricht an die in zwanzig Schritt Entfernung nachfolgenden Flüchtlinge. Sie waren noch keine Viertelstunde gelaufen, fing der Vormann schon an Lärm zu schlagen, und im

nächsten Augenblick lag der Nachtrab längelang in den Furchen der an die Straßen grenzenden Äcker. Die Landjäger ritten ruhig vorüber, machten diesmal keinen Fang, und nach kurzer Pause ordnete sich der Zug aufs neue. Wo ist aber der Infanterist Bürgi? — Er fehlt! — Zwei gehen zurück, ihn zu suchen. Siehe, da liegt er in seiner feuchtkalten Ackerfurche und schläft mit einer Festigkeit, daß er fast nicht zu erwecken ist. Endlich erwacht er wieder herein in seinen Elendsstand; doch hat die kurze Ruhe ihn so erquickt, daß er sich wie neugeboren fühlt. Freilich, die Wucht der rings ihn umgebenden Gefahr lag in der nächsten Viertelstunde wieder wie ein Mühlstein auf seinem Gemüte. Zwei Knechte kehrten bald zurück, der dritte ging eine Stunde weiter in ein Dorf, in dem sein Bruder, ein Schmuggler, wohnte, von dem er sich bestimmte Hilfe für die Deserteurs versprach. Sie wurden — es war nachts ein Uhr — freundlich aufgenommen, genossen noch Kaffee, und legten sich auf den Rat ihres Hauswirts schlafen bis fünf Uhr früh. Givet, das nächste französische Städtchen, lag kaum eine halbe Stunde vom Dorf ab, das Thor daselbst wurde vor 7 Uhr morgens nicht geöffnet, so hatte es zum letzten entscheidenden Schritt noch alle Zeit.

Die Stunde fünf hatte geschlagen, und das Lager ward verlassen, um im günstigen Falle den letzten schweren Stein vom Herzen zu laden. Ob sie mit Gott ihren Tageslauf anfingen? Es ist nicht wahrscheinlich, mehr das: Er mit ihnen. — In einem Wald wurde die letzte Beratung gepflogen. Der Schmuggler sprach: „Ihr Leute, jetzt gilt es Mut. Ich werde stets hundert Schritte voraus sein, und ihr folget stille meiner nach. Der Nebel ist uns günstig. Im Falle der Entdeckung Spur wird man wohl auf euch schießen: vielleicht treffen euch aber die Grenzwächter nicht. Also Mut! In einer Viertelstunde seid ihr frei, oder gefangen, oder — tot!“ Bürgis Herz klopfte

wie ein Hammer. Der Schmuggler führte sie aus dem Wald über ein Feld; dann lief er seitwärts gegen ein Thal, zuletzt aber im strengsten Laufe hinab die Thalwand; dort aber blieb er keuchend stehen, erwartete seine Nachfolger und sagte ihnen: „Jetzt seid ihr in Freiheit, ihr steht auf französischer Erde!" Dort unten im Nebel seht ihr die Türme von Givet und dort oben die holländischen Grenzwächter, die euch jetzt nichts mehr anhaben können. Lebt wohl!" Bürgi war gerührt; er hätte dem Führer für seine Treue um den Hals fallen und ihn küssen mögen. Jetzt waren sie, wohin sie wollten, in

5.
Frankreich.

Sie glaubten, zugleich auch in der Freiheit zu sein. Wer auf Sündenwegen ein Ziel des Glückes zu erreichen sucht, wird sich immer täuschen; auch unsre fünf Deserteurs erfuhren bald ihren Irrtum. Napoleon war noch festgehalten auf seiner wüsten Felseninsel im atlantischen Ocean, die neue Armeeorganisation in Frankreich bezog sich nicht auf Krieg, das Land war noch besetzt von den Verbündeten, und jeder Ausreißer bei einer befreundeten Macht hatte ohne weiteres die Auslieferung zu erwarten. Um dieser zu entgehen, mußten sie zur Lüge ihre Zuflucht nehmen, sich für eingeborene Franzosen erklären, und nur so konnten sie hoffen, der im Verborgenen noch fortglimmende Bonapartismus werde ihnen zu gute kommen und ihre Pläne befördern. An dem verschlossenen Thore von Givet trafen sie einen Russen als Schildwache; er erschien ihnen als ein wahres Ungeheuer. Sie wurden auf das Wachtzimmer geführt, dann zum russischen General, von ihm zum Platz-Kommandanten, wo sie über Dienstdauer, Sold, Alter und Heimat genau befragt, ihre Angaben aber protokolliert wurden. Endlich gab sie die

russische Wache, weil sie auf ihrer Angabe, Franzosen zu sein, beharrten, an die Gendarmerie ab. Jetzt erst waren sie vor Zurücktransport sicher. Der Lieutenant der Gendarmerie war sehr freundlich, besonders als sie ihren Wunsch, Dienst bei Frankreich zu nehmen, aussprachen und Mezière als ihr Ziel, das sie im Auge haben, anzeigten. Er ließ ihnen die Wahl, frei nach Mezière zu gehen, wo sie 50 Franken Handgeld erhalten werden, oder aber durch Transport sich dahin bringen zu lassen, als Landeskinder, die ohne Paß reisen. Letzteres sei immerhin das Sicherste; es könne weder Preuße noch Russe sie antasten, überdies auch das Wohlfeilste, es verursache ihnen keine Kosten. Sie überließen sich der Gendarmerie und bezogen, von einem Polizeimann begleitet, ihr Quartier. Ihr Zimmer, das oberste Gelaß eines Turmes, an dessen Fuß unten die Maas vorbeifloß, bot eine freie, weite Aussicht bis nach Dinant. Leider war die Thüre außen verschlossen, die Öffnungen ins Freie hatten keine Fenster, den Ofen suchten sie vergeblich, und ihr Lagerstroh wimmelte von Läusen. Sie waren Gefangene, und fürchteten nichts weniger als die Auslieferung nach Lüttich. Lange dauerte die Angst nicht; der Gefangenwärter brachte ihnen Speise und erklärte: „Das ist Brot vom König von Frankreich; ihr werdet zu einem Regiment, das in Avignon liegt, und von da nach Korsika kommen und habt nichts zu fürchten.“ Jetzt erst wurden sie frohen Muts und fanden Zeit, sich an den vor ihren Augen in der eisigen Maas badenden Russen und an den Reit- und Fechtkünsten breitmauliger, kleiner Baschkiren zu ergötzen. Des andern Tages traten sie, geführt von einem Landjäger, den Weitermarsch an, bis sie in St. Ditzer, einer Stadt an der Marne, Erlaubnis erhielten, ohne Begleitung zu reisen, und die Marschroute nach Avignon empfingen.

Sie waren nun ein Trupp von 25 Mann, hatten täglich

sechs bis acht Stunden zu machen, erhielten Sold und am Rastorte freies Quartier.

Bürgis hoffendes Herz schwang aufs neue die Flügel. Eine Reise von 200 Stunden lag vor ihm, aber auch eine neue, fremde Welt, die er schauen, genießen, in sich aufnehmen durfte. Fröhlich wurde vorangeschritten. Ach, das Herz hatte die Rechnung ohne die Füße und ohne den ziemlich harten Winter gemacht. Als es gegen Chaumont ging, regnete es anhaltend. Das Wasser lief auf der Straße und durch die Kleider der Soldaten, und sie eilten auf ein Bauernhaus zu, dessen Inhaber zum Fenster herausblickte. Kaum merkte er, daß sie bei ihm Schutz vor Regen suchen, schlug er mit Geklirr das Fenster zu und ließ sie in strömendem Regen stehen. Den Bürgi wandelte jetzt Unwohlsein an, und er konnte sich nur mühsam gegen die Stadt schleppen. Gißy sagte ihm: „Gehe du langsam, ich eile voraus und bereite dir, bis du kommst, eine warme Suppe." So geschah es. Bürgi traf am Wege einen Bauern, der an einem Erdhaufen arbeitete. Er fragte ihn, wie weit es nach Chaumont sei, und erhielt zur Antwort, die ganz nahen Häuser gehören schon zur Stadt. Als er gedankt hatte und weiter wollte, rief der Bauer zornig: „Halt!" kam mit aufgehobener Haue auf den Wehrlosen zu und befahl: „Rufe: „Es lebe der Kaiser!" Bürgi war zum Widerstand zu schwach und folgte. Nachher erst stieg der Zorn über den Bauern in ihm auf, und er gedachte, ihn in Anklagestand zu versetzen. Vielleicht wirkten die müden Füße dämpfend auf das Rachegefühl; denn bis er zu seiner warmen Suppe kam, war es verschwunden. Gißy aber, dem er sein Begegnis erzählte, erwiderte: „Ach, wie dumm sind die Franzosen, daß sie noch nicht genug Napoleon haben!" Sie wußten nicht, daß ihr Hauswirt Deutsch verstand, auch das nicht, daß er ein guter Royalist war. Ihre Unterredung öffnete jenem Herz und Hand; er holte

eine Flasche Wein, echten Champagner, sie waren ja in der Champagne, Speck und Tabak, lauter angenehme Dinge für die ausgehungerten Soldaten. In Langres, der Bischofsstadt, nahe der Quelle der Marne, war ihr Quartier in einer Mühle. Sie merkten bald, daß man hier streng bonapartistisch gesinnt war. Die Frau fragte, wenn Napoleon wieder käme, mit wem sie es halten würden? Sie antworteten nach Wunsch. Unsere Leute waren für einen guten Bissen heut kaiserlich, morgen königlich gesinnt, wie man's wollte. Wer in fremdem Solde dient, ist nicht mit dem Herzen Soldat, sondern für Löhnung und Handgeld. Die Müllerin war sehr erfreut, bat sich ihr vertrocknetes Soldatenbrot als Leckerbissen aus und bewirtete sie dagegen als gute Napoleonisten, wie das nur bei den besten Freunden geschieht. Nachts lud der Müller noch seine Freunde zu sich, wo besonders der weitgereiste und der französischen Sprache mächtige Gißy die Kosten der Unterhaltung zu zahlen hatte.

Lange, ehe sie nach Avignon kamen, waren sie des Marsches satt. In Dijon ließ sich einer anwerben, in Lyon endlich Bürgi, Hofer und Lämmli; Gißy aber trennte sich hier von seinem Herzensfreund und zog weiter nach Avignon; sie sahen sich nie wieder. Den 21. März 1817 trat Bürgi in das zweite Schweizer-Regiment ein. Die herrschende große Teurung hatte viele Schweizer-Söhne aus ihrem Vaterland vertrieben, sie genötigt, ihr Brot in französischem Militärdienst zu suchen, und sie waren es hauptsächlich, die eine ergiebige Einkommensquelle für Bürgi bildeten. Er als geübter Soldat leistete diesen Neulingen viel Dienste, und sie belohnten ihn dafür nach Vermögen. Seine Verbindung mit Gißy trug er nun über auf den Schicksalsgenossen Hofer, einen Schuhmacher, und wie mit jenem in Mastricht und Lüttich, so hielt er es in Lyon mit diesem; dadurch wurden sie vor Mangel geschützt und kamen leicht über die noch übrigen

Monate der allgemeinen Not hinüber. Zu höherer Löhnung verhalfen ihnen auch noch zwei in Lyon kommandierende Generale, die eine antikönigliche Verschwörung anzettelten, die entdeckt wurde. Ein durch sie bei dem botanischen Garten neu gebautes Kaffeehaus soll zur Führung einer Mine unter eine Kaserne benützt worden sein, und um eine andere Kaserne, in der 1200 Mann lagen, gleichfalls in die Luft zu sprengen, habe ein General eine Brücke anstreichen und unter diesem Vorwand Pulverfässer in den unter der Kaserne hinlaufenden Abzugskanal bringen lassen; ein andermal sei dem Militär, das in den Gottesdienst in der Kathedrale kommandiert war, die Vernichtung zugedacht gewesen. In den Kasernen hielt man sich auf große Ereignisse gefaßt; die Soldaten hatten scharf geladen, und Kanonen mit brennenden Lunten standen Tag und Nacht zum Abprotzen bereit. Viele höhere Militärs waren in die Verschwörung verwickelt; sie wurden abgefaßt und gefangen gehalten. Wer in der Stadt dem Aufstand Vorschub leisten würde, dem war der Tod durch Enthauptung gedroht. Die Guillotine war auf einem der öffentlichen Plätze aufgestellt und gegen alle Verdächtigen wurde mit Kraft eingeschritten. Drei Monate kamen die Soldaten nicht aus den Kleidern, und nur bewaffnet durften sie sich niederlegen. In dieser Zeit wurde ihnen der Sold bedeutend erhöht, so daß sie die Wiederkehr ruhiger Zustände beinahe ungerne sahen.

Ein Ereignis in diesem Sommer bewegte Bürgi eine längere Zeit. Eines Vormittags war alle Mannschaft von der Kompagnie, die nicht Dienst hatten, beisammen und schälte Kartoffeln zur Mittagsmahlzeit, als ein heftiges Gewitter über die Stadt hinzog. Blitze und gewaltige Donnerschläge folgten sich eine Stunde lang. Statt sich von diesem redenden Zeugnis der Allmacht Gottes beugen zu lassen, brachen mehrere in ein Gespött aus, das zu beschreiben das Zartgefühl verbietet; auch Bürgi, obgleich im Gewissen geschlagen, stimmte mit ein und hörte nicht

auf die Warnung derer, welchen das Gerede ein Grauen war; der Roheste von allen aber war ein Soldat Maier. Nachmittags rückte das ganze Regiment zum Exerzieren aus, Maier als Bedienter eines Hauptmannes aber war zurückgeblieben. Als sie abends einrückten, erfuhren sie, Maier sei erkrankt und am ganzen Leibe geschwollen; jetzt werde ihm wohl das Spotten vergehen. In zwei Tagen war er eine Leiche. Schon während des Gespöttes sagte sich Bürgi: „Es ist nur Großhanserei, daß du so sprichst;“ bei der Nachricht der Erkrankung des Maier aber erschrak er, und nach dessen Tod hielt er sich für überzeugt, es sei das ein Gericht des Allerhöchsten über den frechen Frevler.

Maier war einen Tag begraben, da kam der Befehl, das Regiment habe morgen in Parade vor dem Kriegsminister, der von Paris gekommen sei, auszurücken. Bürgi nahm die weißen Beinkleider aus dem Tornister und eilte hinunter an die Saonne, um sie zu waschen; eine lange Treppe an der Stützmauer der Straße hinab führte zum Fluß. Als er eben diese Treppe hinunter wollte, kam ein andrer Soldat, im Begriff dieselbe Arbeit wie er zu verrichten und rief: „Wer ist der erste unten?“ Im Fluge waren sie am Wasser und wuschen um die Wette. Schnell war die Arbeit gethan, und wieder rief der andre: „Wer ist zuerst oben?“ In atemlosem Lauf kamen sie in ihrem drei Stock hoch gelegenen Zimmer der Kaserne an und trafen alle Mannschaft am Fenster, die hintern begierig über die vordern wegsehend. Verwundert fragt Bürgi: „Was giebt's?“ und erhält zur Antwort: „Da schaue selbst. Wärest du eine Minute später die Treppe hinauf, lägest du jetzt unter dem 20 Fuß hohen Schutt der Mauer, die einfiel, als du kaum zum Thor der Kaserne herein gekommen warst.“ Er schaute hinunter; von der Treppe sah man nichts mehr, die hohe Mauer war über sie hergefallen und Steine und Schutt bedeckten sie so, daß man den Platz, wo er gewaschen hatte, gar nicht mehr erkennen konnte.

Erschüttert stand er da und dachte: „Das hat Gott um des Kameraden willen, der uns Spöttern abwehrte, gethan, daß Er dieses Verschonen eintreten ließ; ihm verdankst du deine Errettung." Jedenfalls steht fest: Hätte der Kamerad nicht zur wetteifernden Eile Anlaß gegeben, die Treppe wäre sein Grab geworden. „Ich gelobte Gott im geheimen, nie mehr in eine Spötterei mich einzulassen, und es geschah auch nicht mehr;" — das war die Frucht dieser Errettung.

Im Juli 1818 kam der Befehl, Bürgis Regiment habe binnen 48 Stunden in der durch religiöse Unduldsamkeit wiederholt in Aufregung gekommenen Stadt Nimes einzurücken. Rhoneschiffe nahmen die Soldaten auf, und zur festgesetzten Stunde langten sie am Bestimmungsorte an. Die Regierung Ludwigs XVIII. verfuhr mit ihren Gegnern glimpflich, konnte es aber nicht verhindern, daß im Süden die Bonapartisten und Republikaner von den Royalisten blutig verfolgt wurden. In Nimes und andern Städten schlug die politische Verfolgung in eine religiöse um (1816), und die Katholiken ergriffen gegen die Protestanten die Waffen. Da die protestantische Bevölkerung von Nimes der katholischen überlegen war, gab es blutige Auftritte. Sie wurden zwar durch das Militär niedergeschlagen, aber unter der Asche glimmte das Feuer des Hasses fort und war im Jahr 1818 in helle Flammen ausgebrochen. Die zumeist aus Protestanten bestehenden Schweizerregimenter schienen am geeignetsten, den Aufruhr niederzuschlagen. Das dritte Regiment Franzosen war von den Aufrührern in die Kaserne zurück geworfen, und die Kaserne erstürmt worden. 300 Soldaten wurden getötet, und in Pumpbrunnen gestürzt, daß Bürgi noch selber an den Steinen hängende Haare der Getöteten in dem Brunnen sah. Als das Militär einmarschierte, war alles still und ruhig; diese Soldaten waren's, die dem Wiederausbruch der Revolution in Lyon gesteuert hatten; ihr Ruf ging vor ihnen

her. Schon ihre fremde Sprache und Nationalität flößte den Bewohnern Furcht ein, so daß die Erwartung eines neuen Ausbruches eine vergebliche war. Mit Spannung sahen die Bewohner der Stadt dem nächsten Sonntag entgegen, an dem die Frage, wie viel Protestanten und wie viel Katholiken unter den Soldaten seien, durch den Kirchenbesuch entschieden werden mußte; das Ergebnis konnte von Einfluß auf die Zukunft werden. Der Sonntag brach an, und das ganze Regiment rückte aus zum Kirchgang. Die beiden Hauptkirchen, die der Protestanten und Katholiken lagen sich gegenüber. 1700 Mann zogen durch die schöne breite Allee in die protestantische, etwa 300 in die katholische Kirche. Dieser Zug machte nachhaltigen Eindruck auf die Bewohner, der noch durch den Umstand verstärkt wurde, daß die 300 Katholiken, ohne irgend welchen Druck zu erfahren, unter ihren 1700 protestantischen Kameraden wohnen und leben konnten. Das Beispiel des Militärs, die Friedensbemühungen der geistlichen und weltlichen Behörden, die Energie der Regierung, sie brachten es dahin, daß der Friede nicht mehr gestört wurde. Dem Obersten des Regiments wurde zum Dank für seine Bemühungen zum Frieden ein silberner Palmzweig vor das Fenster gesteckt. Hätten freilich die beiden Kirchen den Sinn ihres Meisters angezogen gehabt, sie hätten nicht die Bajonette zum Friedenstiften gebraucht. Sie hatten das Wort Jesu vergessen: „Wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen."

Den 31. Dezember 1818 wurde Bürgi mit seinem Bataillon nach Montpellier beordert, und in Lunelle brachte er die Neujahrsnacht von 1818/19 zu. Diese Ortsänderung machte ihm viel Freude. Er hatte schon von der gesunden Lage dieser Stadt gehört, um welcher willen viele Fremde hieher zur Erholung ziehen; auch er hoffte Kräftigung. Ihr Divisionsgeneral Brütsch ritt dem Bataillon entgegen und rückte mit ihm in die Stadt ein. Bürgi erzählt von diesem Manne: „Unser Divisions-

general war ein merkwürdiger Mann. Beim Ausbruch der französischen Revolution war er Grenadierkorporal und sollte nun der Republik dienen. Er weigerte sich dessen, wurde aber für seine Treue von Republikanern mißhandelt; sie rissen ihm den Schnauz heraus, und zuletzt zwangen sie ihn doch, Dienst zu thun. Er schickte sich in seine gezwungene Lage, that sich in den Kriegen Napoleons hervor und rückte auf bis zum General. Keiner dieses Ranges durfte einen Schnauz tragen, dem General Brütsch aber ward solches im Blick auf seine erfahrene frühere Mißhandlung gestattet. Darum wurde er aber nicht stolz. Er war Bauernsohn und nahm nach dem Tode seines Vaters sein altes Mütterchen zu sich und ehrte es, wie es nur ein guter Sohn thun kann. Es war ein liebliches Schauspiel, wenn der hohe Herr mit goldbordiertem Federhute und goldenen Epauletten in der Kutsche, sein Mütterchen in der einfachen Bauerntracht zur Seite, auf dem Paradeplatz spazieren fuhr. Man wußte nicht, ob das zusammenströmende Volk mehr den Sohn oder die Mutter bewundere. Jedermann aber liebte und lobte diesen edlen Sohn."

Auch in Montpellier hatte Bürgi die Augen offen. Oft genoß er von der freistehenden Anhöhe aus, auf der die Stadt liegt, die wunderherrliche Aussicht auf das mittelländische Meer von Marseille bis nach Perpignan und auf den Riesenkamm der Pyrenäen. Er ließ sich erzählen von der berühmten 1289 gegründeten medizinischen Hochschule, der schon im neunten Jahrhundert berühmte arabische Ärzte, die hier lehrten, vorgearbeitet hatten. Die hiesige Wasserleitung lag nicht in Ruinen, sondern führte auf drei übereinander gestellten Bogen das frische Quellwasser herüber über das Thal in ein großes Sammelbecken, von dem aus es in vielen mit Hahnen versehenen Röhren den 40000 Bewohnern der Stadt zugeführt wurde.

Daß seine Gesundheit sich gehoben, spricht Bürgi nicht

eigentlich aus, es läßt sich aber schließen aus einem Akt der Rache an seinem brutalen Feldwebel. Es waren nämlich dem Bürgi in seinem Abrechnungsbüchlein ein Paar Schuhsohlen, die er empfangen haben sollte, notiert, die er aber nie erhalten hatte. Er wollte den Irrtum dem Fourier mitteilen und Abänderung machen lassen. Zum Unglück traf er diesen nicht, dagegen den sehr brutalen, rohen Feldwebel. Kaum hatte dieser das Anliegen Bürgis gehört, so fuhr er zornig auf: „Was, du willst unser Kompagniebuch verdächtig machen?“ Wahrscheinlich als triftigen Beweis für die richtige Führung des Buches, nahm er es mit beiden Händen und schlug es dem Bürgi mehrmals über den Tschako hinein. Die Schläge verursachten ihm Schmerzen, viel mehr aber noch die Kränkung und das erfahrene Unrecht. In diesem Augenblick schwur er dem Feldwebel den Tod; gut, daß sich die Gelegenheit dazu nie ergab; vergessen aber wurde die Kränkung nicht. Der seitherige, dem Feldwebel günstige Lieutenant Schlatter war auf Werbung nach der Schweiz gesandt, und ein andrer trat an seine Stelle. Als dieser nun die Inspektion der Waffen vornahm, glaubte Bürgi die Gelegenheit gekommen, sein Mütchen an dem brutalen Feldwebel kühlen zu können. Die Gewehre standen an den Wänden hin, das des Feldwebels gerade neben Bürgis, der sogleich merkte, daß jenes in sehr tadelnswertem Zustande sei. Der Feldwebel verließ sich darauf, daß sein Gewehr nie untersucht werde, indem er jedesmal die Aufgabe hatte, zu notieren, was ihm der Lieutenant als nachlässig bezeichnete. Es wird kommandiert: „Grenadiere eingestanden!“ Bürgi hat schnell des Feldwebels Gewehr ergriffen und präsentiert es dem Lieutenant. Der drillt die Waffe hin und her, giebt sie zurück, geht weg; das Gemüt des Inspektors ist vollständig außer Fassung geraten. Er kommt wieder, nimmt das Gewehr und kann nur ausrufen: „Aber, Herr Feldwebel! — Herr Feldwebel, das hätte ich bei Ihrer

Mannschaft nicht erwartet; nein, Herr Feldwebel, das geht über alles!" — Der Angeredete war augenscheinlich befriedigt über dieser tadelnden Verwunderung und erwiderte: „Ja, Herr Lieutenannt, das ist gerade der Mann, mit dem ich am meisten Unannehmlichkeit habe!" Jetzt war's an Bürgi zu reden. „Verzeihen Sie, Herr Lieutenant, ich habe in der Eile das unrechte Gewehr genommen. Hier ist nur das Bajonett mein, das Gewehr nicht."

Lieutenant. (Das sehr reinliche Bajonett beschauend) „Aha, das Bajonett; das Gewehr nicht, das ist etwas anderes. Zeig' mir dein Gewehr."

Bürgi. „Hier, Herr Lieutenant!"

L. „Da wäre das schmutzige Gewehr Ihnen, Herr Feldwebel?"

F. (beschämt): „Ja, Herr Lieutenant."

L. „So, so!" und geht weiter. Der Feldwebel aber bekam in achttägigem Arrest Zeit, sein Gewehr zu putzen.

Einem Neuseeländer, der für das Evangelium ein offenes Ohr hatte, und trotzdem auf dem Wege war, sich an einem Feinde zu rächen, redete ein Missionar zu, das nicht zu thun; dem Feinde vergeben, sei die Aufgabe eines Liebhabers des Evangeliums. Verwundert erwiderte der Wilde: „Was? — vergeben, das ist ja gar nicht männlich!" „Du hast recht," — war des Missionars Antwort, — „es ist nicht männlich, aber — göttlich!"

Drei Monate dauerte der Aufenthalt in Montpellier, dann gings zurück nach Nimes und bald darauf nach Toulon. Durfte Bürgi nur wandern und ein Stück ums andre von der weiten, weiten Welt betrachten, so fühlte er sich hoch beglückt. Über die Rhone gings nach Tarascon. In Aise wurde des Schweizerregiments gedacht, das 1793 hier zusammengehauen worden. Auf dem Gedenkplatz dieses Gemetzels wurde Inspektion gehalten.

Die dortigen warmen Bäder zu benützen, blieb keine Zeit, es wurde weiter marschiert. Auf einem Dorfe findet Bürgi bei einem Bauern, der abends große Fische heimbringt um sie seinen Gästen zu bereiten, sein Unterkommen. Kaum hörte er, sie seien von dem zwei Stunden entfernten Marseille hergebracht, besteigt er schnell noch eine Höhe, um diese Seestadt im Abendsonnenschein von ferne betrachten zu können. Als das langersehnte Toulon vor den Augen dalag, war dem Grenadier ein langer Wunsch gewährt. Er hatte das Meer wohl von ferne schon gesehen, aber daran gewesen, seine Fußsohlen in die Fluten getaucht, es mit seinen Händen betastet, das hatte er noch nie. Toulon war ihm ein Schauplatz nach Herzenswunsch, und es schien ihm, als ob er von hier aus einen Blick über die ganze Welt hin und in sie hinein bekommen hätte. Jeder Tag bot seine besonderen Neuigkeiten, und sie alle wollte er in seine Seele aufnehmen, die, ach, noch so leer von dem war, was sie befriedigen sollte. Da lagen sie umher, die 13 Forts, die den Kriegshafen beschützten. Hier stand der Riesenkrahnen, mit dem die Kriegsschiffe beladen wurden, über alles hinausragend. Im Hafen sah man immer über 150 Fahrzeuge, Kriegsschiffe und Kauffahrteifahrer; die Mastbäume mit ihren Wimpeln bildeten einen ganzen Wald. Auf der Schiffswerfte und in den Docks wurden Schiffe aus- und eingeladen, beschädigte ausgebessert und neue gebaut. Menschen und Produkte aus den verschiedensten Ländern trafen hier zusammen. Mit einer ungeheuren Kette wurde alle Abend der Hafen abgesperrt. Eine Stadt in der Stadt bildet das große Seearsenal. Einen äußerst traurigen Eindruck aber machte auf Bürgi das für 5000 Galeerensträflinge berechnete Bagno. Diese Armen, zogen sie morgens in langen Reihen, je sechs bis zwölf Mann durch eine Kette aneinander geschlossen, aus ihren dumpfigen Kerkern heraus an ihre Arbeit, verpestete ihr Kerkergeruch die Luft, und

auf den hageren, sonnverbrannten Gesichtern waren die Leiden ihrer Gefangenschaft tief eingegraben. Es war ein geisterhafter Zug, der ein tiefes Mitleid im Herzen Bürgis weckte. Die zu lebenslänglicher Strafe Verurteilten trugen an der Kappe einen schwarzen Streif und auf dem Rücken einen solchen Lappen. Noch sah er durch thränenfeuchte Augen dem unabsehbaren Zuge zu: — Was war das? — ist unter den Gebundenen jener dort nicht ein Bekannter? — Ach, ja, — es ist Freund Morf, mit dem in Lüttich so manche kleine Dieberei ausgeübt wurde. Bürgi hatte den Mut nicht, ihn anzureden. Er war erschüttert und gedachte der vielen Versuchungen, die ihn so leicht auch in diese Gesellschaft hätten bringen können. Er verglich sich mit den Sträflingen, deren viele in seinem Alter standen; sie waren gebunden mit Ketten, er aber war frei und trug ein geladen Gewehr mit dem Auftrag, nach jedem zu schießen, der im geringsten Miene zum Widerstand oder zur Flucht mache. Sein Leben lag offen vor ihm da, wie eine Rechnung, und das Facit war: „Es ist Gottes bewahrende Vaterhand, daß du nicht auch ein Galeerensträfling bist.“

Viel lieber als mit diesen Jammergestalten beschäftigte er sich mit dem Bau der Kriegsschiffe und der Art und Weise, wie sie festlich vom Stapel gelassen wurden. Hatte er sich im Getümmel müde geschaut, spazierte er hinaus an das seichte Meeresufer und hing in der Einsamkeit seinen eigenen Gedanken nach. Einer dieser Spaziergänge ist wert, besonders beschrieben zu werden. Er ging an dem mit Kies und Sand bedeckten Meeresufer hin und lernte da das Wort verstehen: „Zahlreich, wie der Sand am Meer.“ Er nahm den weißen Sand in seine Hand und ließ ihn langsam durchrinnen, sich dabei des Stundenglases seines alten Schulmeisters Steffen erinnernd. Er besah alle die tausend und aber tausend bunten und gestreiften Kieselsteine, und alles das riß ihn zu großer Verwunderung

und tiefsinnigem Staunen hin. Er trat aus Wasser und fand Muscheln aller Arten, bewunderte den Bau der Gehäuse und die sonderbare Gestalt der sie bewohnenden Tiere. Vor ihm aber lag die unendliche Fläche des großen Meeres, über dem sich der noch viel weiter gespannte blaue Himmel ausdehnte. Seine Seele empfing einen Eindruck von der Größe des Schöpfers aller Dinge, wie er solchen noch nie erhalten hatte. Dieser Größe gegenüber fühlte er drückend sein eigenes Nichts, und — wie Petrus beim reichen Fischfang — seine große Sündhaftigkeit. „Du mußt besser werden," diesen Zuruf meinte er aus jedem Sandkörnlein heraus zu hören. Es war ihm so wohl und weh ums Herz, er wußte selbst nicht, wie das so kam. Er sah den Schlamm wimmeln, faßte eine Handvoll, hielt ihn gegen die Sonne und siehe, eine Welt im kleinen hatte seine Hand gefaßt, und seine Ehrfurcht wuchs. Als die Sonne den in seiner Hand ruhenden Schlamm beschien, ward es den Tierlein unbehaglich, sie krochen hervor in allen Gestalten und suchten ihr Element. Er warf sie in die Wellen zurück, und tausend Fragen stiegen in seinem Herzen auf. Es war ihm über sein Begreifen hinaus, daß Gott sich um alle diese kleinen Wesen bekümmern könne. Bald gab er dem Zweifel Raum, und die besseren Regungen verloren sich wieder. Wer muß hier nicht an Röm. 1, 19. 20 denken:

Daß man weiß, daß Gott sei, ist ihnen offenbar; denn Gott hat es ihnen geoffenbaret, damit, daß Gottes unsichtbares Wesen, das ist, seine ewige Kraft und Gottheit wird ersehen, so man des wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt; also, daß sie keine Entschuldigung haben.

Was könnte die Sprache der Natur einem hörenden Ohre und einem fühlenden Herzen nicht alles sagen? Bürgi hatte viel Sinn und Empfänglichkeit für sie und zur Zeit, da das geoffenbarte Wort Gottes noch keinen Einfluß auf ihn zu üben

vermochte, bewahrte, lehrte und ermahnte ihn gar oft die Offenbarung Gottes in der Kreatur. Eine schöne Aussicht zu genießen, konnte er sich viel Mühe kosten lassen. Um die Insel Korsika als kleinen Fleck in der Ferne zu erblicken, ging er zwei Stunden weit von der Stadt und meinte nachher: „Es war alles wert."

Sehr genußreich war in der Hitze dieser südlichen Lage das kühlende Bad in der gesalzenen Meeresflut, aber — es war auch gefährlich. Wenn der Doktormajor allezeit in seiner Schaluppe eine Grenze zog und jeden, der sie überschwamm, mit Kieselsteinen, die er ihm auf den Rücken warf, zurücktrieb, hielten sie das für Pedanterie; durften ja doch die Franzosen auch schwimmen, wohin sie wollten, und noch nie war einer von Haifischen gefressen worden. Sie sollten eines andern belehrt werden.

Einst schwammen französische Soldaten mit ihnen zu gleicher Zeit im Meere herum und einer von jenen wagte sich weit über die gewöhnliche Grenze hinaus. Er war ein sehr guter Schwimmer. Ein gellender Notschrei von ihm herüber ruft die Schaluppe des Arztes rasch zur Stelle der Gefahr. Bis er kommt, ist das Wasser rot gefärbt vom Blut, der Soldat aber ohnmächtig, am Untersinken. Rasch faßt man den Unglücklichen an den Haaren und entreißt ihn dem nassen Grabe. Ach, ein Haifisch hat ihm den rechten Fuß über dem Knöchel völlig abgebissen, und ihn im besten Fall zum lebenslänglichen Krüppel gemacht. Nun ließen sie sich gerne von des Doktors Steinwürfen zurechtweisen.

Bürgis Leben war das eines Schmetterlings. Da noch nichts, was seine Seele bisher empfing, sie auch sättigte, so verlangte sie immer wieder nach etwas Neuem; das aber war in Toulon zu haben. Einen hohen Genuß verschaffte ihm „das Königsfest," das mit einem Aufwande gefeiert wurde, den er

sonst noch nie gesehen hatte. Dagegen aber stach scharf ab die Ankunft dreier Schiffe aus Egypten mit Pestkranken, die eine beschwerliche Quarantaine auszuhalten hatten. Bald nachher wohnte er einer Exekution bei, da sein Feldwebel und ein eingefangener Deserteur erschossen wurden. Der Feldwebel hatte in der Trunkenheit einen Kameraden tödlich verwundet. Traurig war's, daß beide Schicksalsgenossen keine Vorbereitung zum Tode durch einen Geistlichen annahmen. Als schon das Untergericht das Todesurteil gesprochen hatte und nur noch die Bestätigung des Obergerichts zu erwarten war — in wenigen Stunden mußte es eintreffen — rauchte der eine noch trotzig seine Cigarre und wies spöttelnd den Geistlichen, der ihm zusprechen wollte, von sich; der andre spielte mit Kugeln, wie ein Taschenspieler. Indes kam die Bestätigung des Todesurteils an. Der Tambour schlug mit gedämpfter Trommel den Todesmarsch, und Trompeter begleiteten in klagenden Molltönen ihren dumpfen Ton. Jedermann schien die Situation zu Herzen zu gehen, nur den Verurteilten selbst nicht. Der Stab wurde ihnen gebrochen, sie knieten mit verbundenen Augen nieder; — „Feuer!" — und fürchterlich verstümmelt und zerschossen lagen sie im Sande da. Dem Feldwebel war ein Arm vom Leibe getrennt, er zeigte aber noch Leben. Ein Schuß durchs Ohr machte seiner irdischen Qual ein Ende.

An einem Sonntag Abend hatte eine Abteilung seines Regiments — natürlich war Bürgi dabei — mit Soldaten der achten Legion blutigen Streit. Er verlor nur seinen Tschakoschild, sonst gab's für ihn keine Verletzung. Des andern Morgens trat er in einen Laden, um sich einen neuen Schild zu kaufen. Niemand war da, und niemand rührte sich, als ob seine Gegenwart bemerkt worden wäre, und doch — der ganze Ladentisch war mit Häufchen von Fünffrankenthalern überdeckt, gewiß mehrere tausend Franken. Er wartete lange, immer

vergeblich; das Geld aber fing an, eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf ihn auszuüben. Ach! nur ein solch Stück, — wie viele Schöpplein hätte das auf den Marsch nach Nimes gegeben. Doch, warum nur ein Stück, mit demselben Griff ließen sich ja ganz gut zehn Thaler nehmen, und — gestohlen ist gestohlen, ob ein, ob zehn Thaler! Das gab ein Ringen im Gemüt, daß ihm der Schweiß ausbrach. Er wünschte, daß der Diebstahl nicht geschehen möchte, und doch — er war, wie ein Vogel vom Blick der Klapperschlange, so vom Blinken des Geldes gebannt und zu ihm hingezogen. Er fühlte sich aller Kraft zum Widerstand beraubt. Da tauchte jener Mann, der zwischen Aesch und Rieth ihm so mitleidig geraten, sich mit Ehren durch die Welt zu bringen, lebhaft vor seinem inneren Auge auf; es war, als ob er den Finger warnend aufhebe. Er sah sein liebes Großmütterchen in Bachenbülach, das ihn als Knabe an der Zuckerdose ertappt hatte und hörte ihre liebreich-ernsten Mahnworte. Diese Bilder machten ihn wankend. Hätte er nur nicht immer wieder sein Auge auf das verlockende Silber gerichtet! Schon war die Lust wieder herrschend, und die Hände zuckten — da fiel sein Auge hinaus auf den Meerbusen, wo eben in 20 großen Ruderschiffen die Galeerensträflinge in langer Reihe hereinfuhren. Während er sie betrachtete, fiel ihm wie ein Blitz das Los seines Freundes Morf ein; die Haare sträubten sich, der Schweiß rann ihm am Leibe hinab. Er fing an zu stampfen, und zu einer in der Wand ganz verborgenen Thüre trat ein Kind herein, das den Vater über der Gasse herbei holte. Bürgi verwies dem Kaufmann den Leichtsinn, mit dem er so viel Geld unbewacht liegen lasse. Dieser erwiderte: „O, die Schweizer nehmen nie etwas, wenn es nicht gerade Wein ist,“ und schenkte dem armen Kämpfer den Tschakoschild. Eine Centnerlast war von dem Gemüte Bürgis genommen, als er den Laden hinter sich hatte. Er dachte: „Kein

Geld soll mich mein Lebtag je wieder so in die Kur nehmen, wie dieses!" — Wir sehen, die guten Vorsätze sind bei unserm Soldaten noch immer in schönster Blüte. Wir werden sie mit wenig Zutrauen betrachten, desto mehr aber die noch stets an ihm wirkende, ihn vor verderblichem Falle bewahrende Liebe Gottes. War diese Gefahr eine geringere, als dort am Abgrunde an der Maas bei Lüttich? —

So hoffnungsvoll Bürgi in Toulon, diesem günstigen Schauplatz seiner nicht zu ersättigenden Neugier, eingezogen war, so gerne hörte er den Rückruf nach Nimes. Er fühlte, wie alles, womit er seinen Geist sättigen und befriedigen wollte, nur Schaum und Schatten sei. Gott, der ihn allein hätte befriedigen können, war ihm noch nicht offenbar geworden.

Im Mai 1820 traf das Regiment wieder in Nimes ein. Schon ein Jahr zuvor hatte er eine neue Kapitulation unterzeichnet, und jetzt erst überlegte er, wie er nach und nach zur Erlernung eines Berufes zu alt und untauglich werde, und — für immer ein gemeiner Soldat zu bleiben, doch ein hartes Los sei. Dunkel lag seine Zukunft vor ihm da. Zum Vorrücken beim Militär fehlte ihm alle Vorbedingung. Das notdürftige Lesen von der Schule her war ganz vergessen, und Schreiben hatte er nie gekonnt. Auf einmal raffte er sich in Gedanken aus seiner Niedergeschlagenheit auf und entschloß sich, alles zu lernen, was ihm jetzt noch möglich sei, vorab das Lesen, und wenn hierin etwas erreicht sei, auch Schreiben. Dieser zwei Künste bedurfte er, um zu steigen; denn das wollte er entschieden. Seit seiner Schulzeit hatte Bürgi nie mehr ein Buch gelesen. Jetzt griff er nach einer der sechs Bibeln, die bei jeder Kompagnie sich fanden; nicht um seine durstige Seele mit dem Wasser des Lebens zu laben, sondern um das Lesen zu lernen. Es ging schwer; die einsilbigen Wörter durften nicht viel Buchstaben haben, wollten sie ungehindert passieren;

zweisilbige marschierten in sehr langsamem Schulschritte; drei- und mehrsilbige Wörter aber — nein! mit diesen blieb er lange auf gespanntem Fuße. Da jedoch sein Grundsatz war: „Es muß gehen!“ so ging es auch, und ging immer besser, zuletzt wurde er mit sich ordentlich zufrieden. — Vor ihm hatte Kamerad Hofer aus dem Thurgau die Kunst des Lesens und Schreibens erlernt, und war dadurch zum Korporal emporgestiegen. Welch ein lockendes Ziel! Sollte er nicht auch vermögen, was ein Hofer? — Eines Nachmittags lag er auf seinem Bette; es war zu heiß zum Spazieren und er hatte Langeweile. Drüben an einem Tische saß Hofer und schrieb drauf und drein. Er hörte dem Gekritzel eine Weile zu; da ward ihm: „Fange auch an!“ Er sprang auf, kaufte sich in der Stadt alles Nötige, was die Erlernung dieser Kunst erfordert, kam zurück, legte einen der gekauften Papierbogen dem Hofer hin und bat ihn, das ABC darauf zu schreiben, und ihm eine Feder zu schneiden, indes wolle er einen Liter Wein holen und seinen Freundesdienst belohnen. Die Vorschrift ist da, jetzt wird ans Werk geschritten. Der Erfolg lohnte die Mühe; und spotteten leichtfertige Kameraden, so wußte er die schon abzutrumpfen, daß sie ihn in Ruhe ließen. Mit Wohlgefallen nahm der Hauptmann den Eifer seines Soldaten wahr; er betrachtete jedesmal dessen Schriften, und das erhaltene Lob feuerte zu noch mehr Fleiß und Ausdauer an.

Jetzt war es Zeit ans Fechten zu gehen. Tambour Zimmermann, ein ausgezeichneter Fechtmeister, erbot sich zum Lehrer, wenn dagegen Bürgi ihn in der Kunst des Schreibens unterrichte. Er wird Schulmeister und Schüler zugleich. Hat Zimmermann Fortschritte im Schreiben, wie er im Fechten gemacht, so war seine Leistung nicht gering; denn ungewöhnlich bald ruhte das Fechtmeisterpatent ersten Grades in der Hand des Beglückten. Das genügte ihm aber nicht. Er war eben

im besten Eifer, das Patent zweiten Grades sich zu erwerben, da gab es in der Kompagnie Veränderungen unter den niederen Offizieren, in Folge deren er zum Korporal befördert wurde; das geschah den 11. Juli 1821. Die neue Würde nahm er gerne an, nur die mit ihr erhaltene Bürde war ihm sehr zuwider, und doch ließen sie sich nicht trennen. Mit den Fechtlektionen, mit denen er seine Auslagen wieder gewinnen wollte, war es zu Ende, und die Solderhöhung verschaffte ihm den gehofften Ersatz nicht. Viele freie Zeit, die er teils auf dem Fechtboden, teils in Kneipen zugebracht hatte, mußte er von jetzt an im Dienste auf Instruieren und Rapportieren verwenden, und zum Schreiben erhielt er Übung genug. Daß in der Vermehrung seiner Arbeit etwas Bewahrendes liege, fand sein Verstand nicht heraus, und dennoch war es für ihn viel besser, bei kargem Solde wenig übrige Zeit zu haben, als unter dem wüsten Treiben der Fecht- und Trinkgenossen im Überfluß zu leben.

Plötzlich mußte das Regiment nach Toulouse an der Garonne aufbrechen, um ausgebrochene Unruhen zu unterdrücken und weitere zu verhüten. Hier machten sie nicht den einschüchternden Eindruck, wie in manchen andern Städten. Die Bürger versammelten sich auf dem Platz des Kapitols, fingen an zu pfeifen und zu schreien: „Fort mit den Schweizern, weg mit dem König! Es lebe der kleine Korporal!" Das Piquet, 300 Mann stark, marschierte auf dem Platze auf und nahm seine Stellung längs des Kapitols. Als das Volk keine Miene machte, den Platz zu verlassen, gab der Hauptmann Befehl, mit gefälltem Gewehr vorwärts zu marschieren und die Empörer zu Paaren zu treiben. Tödliche Stiche wurden keine ausgeteilt, doch meint Bürgi, sie seien etwas kräftiger als Schnackenstiche gewesen. Die Gestochenen sprangen mit Jammergeschrei in die Höhe, und binnen fünf Minuten war der Platz gesäubert. Nachher besetzte „fliegende" Artillerie die acht Zugänge zum Platz

mit Kanonen, die mit Kartätschen geladen waren, und acht Tage durfte kein Bürger den Platz betreten. Die Rädelsführer wurden verhaftet und bestraft. Das half.

Toulouse hatte das Glück, den Bürgi zum Fechtmeister mit Floret erhöht, und mit langem Degen einherspazieren zu sehen. Als er dieses Recht errungen, gings ihm, wie kleinen Knaben im ersten Paar Höschen; er glaubte, jedermann verwundere sich über seinen langen Degen, und lief sich müde durch Gaßen und Straßen bis vor die Stadt hinaus. Seine Eitelkeit erhielt jedoch schon den ersten Tag einen bedeutenden Fleck von — Hundsblut. Bei einer Gerberei nämlich hetzten die Arbeiter einen großen Hund auf ihn. Als dieser den Spaß seiner Herren in Ernst umzusetzen begann, zog Bürgi vom Leder und stach den Hund durch den Hals — durch und durch. Mit entsetzlichem Geheul sprang der Hund davon, beschämt aber schlich der „Fechtmeister auf Floret" heim in die Kaserne, seinen entehrten Degen zu waschen. Die erste Probe erfreute ihn nur gar nicht. Wunderbar, von der „Fechterei" hatte sich Bürgi ungemein viel von Ansehen, Einkommen, Ehre und dergleichen versprochen; es kam alles nicht. Wiederum war er einem Schatten nachgelaufen und hatte im Erlangten nicht gefunden, was er erwartete. Wann wird der unglückliche Sucher ein glücklicher Finder werden?

Auf das Fechten legte er bald wenig Wert mehr. Er war Korporal, hatte zu kommandieren, instruieren, rapportieren, exerzieren, also an Wert gewonnen, und wußte das so sehr, daß es wirklich für ihn wohlthätig war, zuweilen an seine Kleinheit erinnert zu werden. Er instruierte einmal acht Rekruten im Kasernenhof im langsamen Schulschritte; eben standen sie auf einem Beine und streckten das andre mit wankendem Gleichgewicht vor, der Instruktor aber schaute sie mit ungeheurer oberherrlicher Miene an. Da geschieht ein erd- und lufterschütternder

Knall, alle neun Mann liegen wie von einer Kugel getroffen zu Boden geworfen, dem Korporal aber fliegt auch noch sein Tschako in die Luft. Es brauchte Zeit, bis sie zusammen wieder an ihr eigenes Leben glaubten und dann aber mit Lachen sich zurecht machten. Eine Pulvermühle vor der Stadt war in die Luft geflogen und hatte nicht nur die neun Soldaten umgeworfen, sondern auch in den Häusern schreckliche Verheerung angerichtet. Es ist eben doch ein kleiner Mann, so ein großer Korporal.

In Spanien konnte sich König Ferdinand VII., ein Mann „ohne angeborene Würde und ohne Regierungsweisheit", mit seinen freisinnigen Ständen (Cortes) nicht einigen. Die unsicheren Zustände dort übten ihren Einfluß auch auf Frankreich aus, und dieses beschloß, die spanische Königsmacht, im Wanken begriffen, durch ihr Heer zu stützen. Zuerst wurde (1820) ein Cordon längs der Pyrenäen zur Bewachung der Grenzen gezogen, später (1824) rückten 100,000 Franzosen in Spanien ein. Jedesmal war Bürgi unter ihnen. Ehe das letztere geschah, wurde das Schweizerregiment nach Nantes verlegt. Die große Reise, und zwar zur Erntezeit, rief den größten Jubel wach. Es wurde nachts marschiert, über tags aber gerastet. Wenn in der Nähe großer Kastanienwälder dem einzelnen verboten wurde, wegen der Gefahr von Wölfen sich vom Regiment zu entfernen, so machte das die Reise nur um so interessanter; es wollten auch Abenteuer erlebt werden.

Nantes bezeichnet der Korporal Bürgi als eine schöne Stadt, böse aber sei das Volk dort gewesen und habe den Dienst dort so sehr erschwert, daß besonders viele Korporale sich selbst erleichtert hätten, bis dieses Verfahren bei Strafe von 50 Stockstreichen verboten worden sei; — dennoch verfehlte er sich gegen dieses Verbot. Durch sein ganzes Leben bis hieher und auch noch ferner zieht sich der goldene Faden des über ihm stets wachenden Erbarmens Gottes; trotzdem müssen wir zugestehen, sein Gang

geht noch lange nicht zu Gott hin; vielmehr entfernt er sich stets noch mehr von dem, der ihn so gerne gerettet und selig gemacht hätte. Er versteht seine Züge nicht, und Stolz und Hochmut schießen wie Unkraut in die Höhe. Er hatte eines Abends Zimmeraufsicht und steckte vier Grenadiere, die sich gerauft hatten, ins Gefängnis; der Feldwebel aber, ein Bruder Liederlich, der überdies zweien der Gefangenen Geld schuldete, ließ sie los. Da brauste der Zorn des Korporals einmal wieder auf; er riß die Korporals-Schnüre von der Montur ab und erklärte, in solchem Fall lieber Gemeiner sein zu wollen. Als zwei Stunden erhaltene Bedenkzeit ihn nicht zur Besinnung gebracht hatten, mußte er ins Loch und für den nächsten Tag in der Strafklasse exerzieren. Am andern Morgen stand seine Abteilung Rekruten ohne Instruktor müssig da, und dadurch wurde auch der Aufsicht führende Hauptmann sein Vergehen inne. Er stampfte mit dem Fuße, als es ihm erzählt wurde, lief weg, und — weil ein Grenadier nicht geprügelt werden durfte — beschloß, den Ungehorsamen zu versetzen. Das war böse Aussicht! Noch einmal kommt der Hauptmann her und läßt sich den Vorgang genau erzählen; aufmerksam hört er zu und sagt: „Du wirst betrunken gewesen sein?"

Bürgi. „Der Vorfall hätte auch ohne das geschehen können; bin eben „e chli" ein Hitzkopf."

Hauptmann. „Will sehen, ob ich dich nicht noch bei der Kompagnie lassen kann."

B. „Ach ja, Herr Hauptmann, thun Sie das, ich bitte! Wills künftig besser machen."

Als Bürgi vom Strafexerzieren heim kam, hörte er schon, der Feldwebel sei im Arrest und den vier Grenadieren auch eine Suppe gekocht. Mit Bangigkeit wartete er auf die Wachtparade; sind ihm 50 Streiche zugedacht, sie wird ihm dieses Präsent bringen. Wie leichtert sich sein Herz! — sie zieht ab, und —

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

„ich danke Gott und dem Hauptmann.“ Ein Adjutant kam bald darauf ins Zimmer und rief: „Korporal Bürgi heraus! — vier Tage suspendiert: — die Schnüre aufmachen! — Feldwebel und die vier Grenadiere vierzehn Tag Arrest bei Wasser und Brot!“ Man liest solche Verschonungen unsers Freundes nur gerne; einmal sind sie doch ein Beweis, er war ein guter Soldat und bei den Offizieren beliebt; sie beweisen aber auch noch mehr; man sieht in ihnen jene verborgene Hand, die hält und verwahrt. Eifriger als vorher lag Bürgi seinem nicht sehr leichten Korporalsdienste ob.

Viel lieber als Werke des Zorns und der Bosheit sieht man den Korporal einmal ein mutiges Stücklein ausüben. Schon früher hatte er sich auf dem Fechtsaal geübt, einen Hieb führen zu lernen, der geeignet war, eine ganze Rotte Angreifer sich vom Leibe zu halten; nämlich, den Säbel in der Faust des ausgestreckten Armes, sich wie ein Kreisel um sich selbst zu drehen und jeden Augenblick die Köpfe der Gegner zu bedrohen. Es hatte ihn viel Mühe gekostet, meisterhaft diesen Streich zu führen und bei aller Beweglichkeit doch fest auf den Beinen zu bleiben. Er lernte die Kunst und bedurfte ihrer unter der bösen Bevölkerung der Stadt Nantes. Eines Sonntag nachts machte er Runde bei acht Wachtposten. Die Laterne unter dem Mantel, ebenso den scharf geschliffenen und polierten Säbel, schritt er dahin, als er auf einen Trupp junger Trunkenbolde stieß, die nicht verfehlten, auf den scheinbar Unbewehrten los zu gehen und ihn mit Steinwürfen zu verfolgen. Er wich durch eine Seitengasse aus und hoffte ihrer los zu werden. Umsonst, sie waren ihm vorgelaufen, umringten ihn und machten Miene, ihn zu überfallen, durchzuprügeln, ja sie drohten, ihn aus der Welt zu schaffen. Die Stelle war einsam und die Lage des Korporals bedenklich; doch er besaß Mut. Als er des Dings genug hatte, machte er gegen seine zehn bis zwölf Verfolger Front

und sagte ihnen mit Ernst: sie mögen sich in acht nehmen; er sei im Dienste und nicht ein müßiger Spaziergänger wie sie. Sie lachten und fragten, womit er sich denn gegen sie wehren wolle? Jetzt stellte er seine Laterne vor sich hin, zog den verborgenen Säbel, der im Scheine der Laterne wie ein Blitz leuchtete, hervor, schwang ihn, seinen Meisterhieb ausführend, umher und rief: „Achtung auf die Köpfe!" Im Hui war der Platz geleert und der Weg des Korporals frei.

Er selbst erlebte in Nantes eine besondere Zeit der Gnade, ein Anklopfen des Heilandes an seinem Herzen. Es verlangte ihn, einmal auch das Lesen wieder zu üben; das einzige Büchlein jedoch, das er auftreiben konnte, war die einem Katholiken zugehörige Leidensgeschichte. So zusammengefaßt und geordnet hatte er noch nie die Leiden des Heilandes Jesu Christi gelesen; er wurde weich, bat um die Vergebung seiner Sünden, und vor ihm stand die Frage: „Das that ich für dich, was thust du für mich?" Leider aber verschwand der erste Teil dieser Frage immer mehr, und um so größer stand der zweite da.

Als Sünder selig sein,
Das fiel ihm lang nicht ein!

Nein, er wollte thun, nicht nehmen, den alten Schlauch und das alte Kleid bessern, flicken, und fing ernstlich an. Bürgi zog sich in die Einsamkeit zurück, mied Lachen und Scherz und nahm Kränkungen und Unrecht hin ähnlich wie das der Heiland gethan hatte. Aber — es war der Stand unter dem Gesetze; das Gesetz in den Gliedern revolutionierte gegen das Gesetz im unwiedergeborenen Gemüte und alle da vorhandene Willigkeit und nahm ihn gefangen in der Sünde Gesetz. Beinahe drei Monate übte er diese gesetzliche Frömmigkeit, dann ermüdete er. Er fand, es werde doch nichts Rechtes geschafft und ging wieder die alten Wege. Ein treuer Freund, selbst vom Gesetz des Geistes des Lebens durchdrungen, hätte ihn damals leicht

in das Gnadengeleise einleiten können; es fand sich keiner. Sein Gott aber hatte Geduld mit ihm und streckte seine bisher bewiesene Langmut über eine weitere Zahl seiner Jahre aus. O, es laufen viel mehr Seelen, die nach Gerechtigkeit hungern und dürsten, um uns herum, als wir meinen. Ist es recht, daß solche, die im Genuß des göttlichen Gnadenreichtums sitzen, diesen so gerne für sich behalten?

Es wurde also wieder wie vorher. Davon hätte der Jude, der auf dem Platze Ludwigs XVI. seinen Laden hatte, bei etwas mehr Aufmerksamkeit Zeugnis geben können. Er kaufte dem Militär Brot ab, und die Brotlaibe vor seinen Fenstern luden anderweitige Kaufliebhaber ein. Bürgi war einigemal unter den Liebhabern, doch so, daß er die Laibe heimlich wegnahm, in den Laden trug und für Tabak verhandelte. Die guten Vorsätze aber, wo waren die? — Ach, alles menschliche Tugendgewand ist ein sehr beflecktes! — Im Jahr 1823 besuchte die Tochter Ludwigs XVI., des von seinem Volke gemordeten Königs, jetzt die Gemahlin des Herzogs von Angoulême, die Stadt Nantes, wo sie mit großen Ehren empfangen ward. Auch unser Korporal stand unter denen, die durch die ganze Stadt Spalier bildeten, allein unangenehm gestört durch einen Diener des Erzbischofs, der in prachtvoller Livrée hinter ihm stand, ihn drückte und mit den goldenen Knöpfen sein blankes Lederwerk zerkratzte. Es wäre ein interessanter Anblick gewesen, den derben schweizerischen Korporal und den glatten, hochmütigen Diener nebeneinander zu sehen. Auf die Mahnungen des erzürnten Soldaten, zurück zu gehen, horchte der goldbetreßte Schlingel nun gar nicht; er drückte noch mehr und brach den Faden der Geduld des Korporals, der voraus keine dreifache Schnur war, völlig ab. Bürgi drehte sich um und schlug ihm den Gewehrkolben an den Kopf, daß die Stirne eine tüchtige Beule erhielt und die Nase stark blutete. Hauptmann R. von St. Gallen gewahrte die

blutige Szene; an ihn wendete sich auch der Diener, ihm das blutgetränkte Taschentuch zeigend. R. war ein zu guter Katholik, als daß ihn diese Behandlung des Dieners eines Kirchenhauptes nicht sehr hätte entrüsten sollen. Bürgi glaubt, er habe im Augenblick den Scheiterhaufen für ihn als noch zu gut gehalten. Dazu reichte jedoch seine Macht nicht. Er befahl deshalb mit Grimm dem Feldwebel, ihn ins Gefängnis abzuführen. Die Herzogin zog jedoch eben heran, es ließ sich nicht machen. Nachher nahm sich Lieutenant Schlatter des Verbrechers an, und er ging abermals straflos aus der Klemme.

Neben solchen Händeln trieb übrigens der Korporal auch Geschäfte des Friedens. Er, als der Ehrlichste der Kompagnie, wurde vom ehemaligen Kameraden, nunmehrigen Feldwebel Hofer, oft ausgesendet, gröbere Münze auswechseln zu lassen, um den Sold auszahlen zu können. Bürgi traf es gut. Ein Bäcker hatte ein Fäßchen voll schwarzer, grünspaniger Kupfermünze und gab gerne Aufgeld, bat ihn auch, noch mehr Kameraden zum Auswechseln zu veranlassen. Ja — so weit ging seine Nächstenliebe nicht. Er behielt diese geheime Einkommensquelle für sich, und bald klangen 25 blanke Franken im mageren Geldbeutelchen. Es war sein Plan, in den anderthalb Jahren, die er noch zu dienen hatte, recht zu sparen, um dann den Abschied zu nehmen und nach Hause reisen zu können. „Der Mensch denkt und Gott lenkt!" Die 25 Franken kamen zu ganz anderer Verwendung.

6.

Dienst in Spanien.

Im Februar 1824 kam Befehl zum Einmarsch in Spanien. Der Herzog von Angoulême führte 100,000 Franzosen dem König

Ferdinand VII. zu, und den 6. März brach auch Bürgis Regiment auf. Schade, daß damals Martin Usteri seinen guten Rat:

Damit dir's baß gelinge,
Meid' auch im Glück die Sprünge!

noch nicht gegeben, Bürgi ihn also jedenfalls nicht gelesen hatte. Er sprang in ausgelassener Freude über die bevorstehende Reise die Treppe hinab und übertrat sich den Fuß, daß er sehr geschwollen wurde. Bis die Stadt Bordeaux erreicht war, besaß Bürgi keinen Sous von seinem Gelde mehr; er hatte alles hingeben müssen, um sich sein Gepäck von Kameraden tragen zu lassen. Es war kein Segen drin. Als es aber verbraucht war, besserte sich der Fuß, und ohne zu hinken zog er den Pyrenäen zu.

Die unter dem Regimente allgemein herrschende Freude behielt ihren klaren Wiederhall auch im Herzen des Dahinhinkenden. Als von einer Höhe herab die Stadt Bordeaux mit ihrem Häusermeer, dem herrlichen Flusse, den schönen Brücken, der Menge Schiffe überschaut werden konnte und alle Mannschaft in ein donnerndes über die Stadt hin schallendes Gejauchze ausbrach, gab auch Bürgi seinen erklecklichen Beitrag zu diesem fast Mauern umstürzenden Freudengeschrei. Die fünf Rasttage in dieser Stadt wurden ausgekauft, der Bordeauxwein mundete trefflich, und als Morgens früh das „Vorwärts!" kommandiert wurde, gab ihm die Stadt noch einen Imbiß mit auf den Weg. Er holte sich nämlich in der Eile noch Tabak aus einem Laden, in dem zugleich Würste, die an der Decke hingen, feil geboten wurden. Auf dem Sammelplatze angekommen, stopft er sich gemütlich die Pfeife, als der Nebenmann fragt: „Bürgi, was hast du am Tschako hängen?" Er sah nach und fand — ein Paar Würste, die von der Decke des Kaufladens abgestreift worden und am Busche des Tschako's hängen geblieben waren. Sie wurden für gute Prise erklärt und unter tags mit Appetit gegessen.

In der Stadt Dax am Adour wurde die starke Warmquelle, die dort unter einem Felsen herauskommt, fast unmittelbar in den Fluß sich ergießt und diesen auf eine weite Strecke hin dampfend macht, angeschaut. Bürgi sah mit Verwunderung die Weiber ihre Kartoffeln in Säcken in die sprudelnde Quelle hängen und nach nicht allzulanger Zeit gar gesotten herausziehen. Bis Bayonne gings durch Sandwüsten und Sümpfe, die Straße mit Holz belegt; nachher wurde bald das Grenzstädtchen St. Jean de Luz betreten. Schon in einer Entfernung von zwei Stunden sahen sie dort weiße Fetzen, die wie Stücke Leinwand aussahen, in der Luft umher fliegen und wieder niedersinken. Alle Anstrengung des Verstandes vermochte das Rätsel nicht zu durchdringen, bis sie am Meerbusen, der sich hier in einem Dreieck ins Land hinein erstreckt, standen. Welch ein Schauspiel! Stumm, in Staunen versunken, die Hände gefaltet, stand Bürgi wie angebannt. Das Meer war in wildem Aufruhr, die Wellen wie hohe lange Schanzen gegen einen Felsen heranstürmend, als wollten sie ihn in Trümmer zerstoßen; hier aber brachen sie und warfen ihren Schaum wie kleine Wölkchen zornig gegen den Himmel hinauf. Das erste Mal stand Bürgi am atlantischen Ocean, und der erste Eindruck, den er von ihm erhielt, übertraf noch das, was seine Seele beim Anblick des Mittelmeers in Toulon empfunden. Er verglich die größten ihm bekannten Menschenwerke mit diesem Werke der göttlichen Allmacht, und sie erschienen ihm wie nichts. In Ehrfurcht versunken schaute er hinein in das grause Wogenspiel, dessen Donnergebrülle ihm zu sagen schien: „Es ist ein allmächtiger Gott, Schöpfer Himmels und der Erde.“ In Bürgis Herzen wiederhallte es: „Ich glaube, ich glaube!“

Drei über einen Meerbusen geschlagene Brücken führten die Soldaten auf spanischen Boden; und in der That, alles kam ihnen neu, spanisch vor, bis auf die Weinschläuche herab, die

aus Kalbs- und Ziegenfellen gemacht waren. Schwer ging's auf dem steinigten steilen Weg der Pyrenäen vorwärts und in Tolosa, in einem Bergwinkel, wurde gern Rast gemacht. Als sie aber nun weiter marschierten, da ging die Aussicht auf eine schönere Welt auf. Weite fruchtbare Felder, Weinberge, Oliven-, Feigen- und Maulbeerbäume boten sich dem durch die Gebirgsöde ermüdeten Auge dar. In der besten Stimmung ging der Zug über Viktoria, Miranda nach der ehemaligen Hauptstadt Altcastiliens, Burgos, dem Geburtsorte des großen Cid. Hier hielten sie Himmelfahrt.

Trotzdem, daß Bürgis Glaubensbekenntnis noch nicht über den ersten Hauptartikel hinaus, ja noch nicht einmal recht in ihn hineingekommen war, hatte er doch zu viel protestantisches Bewußtsein, um sich herbeizulassen, die katholischen Kirchen zu besuchen. Das Kämmerlein, da des Kindes Herz sich gegen den Vater im Verborgenen aufthut und ausschüttet, kannte er nicht, so wußte er an diesem hohen Festtage mit seiner Morgenzeit nichts Besseres zu thun, als sein Gewehr und Waffen zur bevorstehenden Inspektion blank zu machen. Um zehn Uhr lag das Gewehr noch auseinandergelegt vor ihm, als sich auf dem Platz der Kathedrale, an welchem er Quartier hatte, wie auf einen Zauberschlag ein ungeheurer Lärm erhob. Zu den Fenstern heraus wurde mit Pistolen geschossen, die Marktweiber schrieen wie unsinnig, an die Glocken des Doms wurde geschlagen als ob ein ganzes Bataillon mit Hämmern zum Glockenstuhle kommandiert worden wäre, und wen das Auge sah, fand es in großer Aufregung. Nur einen Augenblick schaute Bürgi dem Spektakel zu, dann wendete er sich zu seinen Kameraden mit den Worten: „Das ist Revolution!“ In möglichster Eile wurden die Waffen in Stand gesetzt, scharf geladen und sich marschfertig gemacht. Das Kauderwelsch, mit dem sie überschüttet wurden, verstanden sie leider nicht. Endlich erfuhren sie doch: der Lärm

habe den Moment bezeichnet, an dem Christus gen Himmel gefahren, und sei der Ausdruck der Freude über diese wunderbare Geschichte. Kopfschüttelnd hängte Bürgi die Waffen wieder ab und murmelte unwillig in gutem Züricherdeutsch: „Ist das eine Freude von einer christlichen Nation, die einer Revolution gleicht!!" Ebenso widrig berührte ihn die Andachtslosigkeit in den Gottesdiensten, wo unter den Betern Soldaten mit rasselnden Säbeln und Zucker- und Wasserkrämer herumliefen und ihre Waren feilboten. Verglich er die Pracht des herrlichen gotischen Domes mit der Armut und Verkommenheit des Volkes, so runzelte sich seine Stirne, und es litt ihn nicht mehr in der Nähe dieses verzweifelten Gegensatzes. Er dachte: „Wenn schon ein Dritteil der Nation auf dem kahlen Boden schläft, fragen die Besitzer des Goldes nicht danach."

Nach fünf Tagen brach das Regiment wieder auf nach Süden, der Hauptstadt Spaniens, Madrid, zu. In Aranda entschädigte der gute, wohlfeile Wein nicht ganz gegen die Plage des Ungeziefers, die hier die Soldaten traf. Während ihres Aufenthaltes dort nahm ein Lämmergeier ein Kindlein, das die Mutter aufs Feld mitgenommen und in den Schatten eines Baumes gelegt hatte, trotz des Schreiens von Mutter und Kind hinweg und verschwand mit ihm in dem eine Stunde entfernten Gebirge.

Grauenhaft zu Mute ward es den schweizerischen Soldaten beim An- und Einblick in die Wohnungen auf den Dörfern. Vier Wände und ein Dach darüber, das war das Haus, in dem Menschen, Pferde, Rinder, Esel, Hunde und Hühner ihr Unterkommen fanden. Eine Thüre ließ alle aus und ein. Im Innern fand sich keine Zwischenwand, höchstens eine niedere Schranke von Brusthöhe, auch kein Boden. In einer Ecke befand sich die Feuerstätte; zum Essen sah man weder Löffel noch Teller, zum Trinken nicht Glas und Flasche. Selten waren

die besseren Häuser, wo sich Stuben und Kammern fanden und auch der Küche ihr besonderer Raum gegeben war; zu der Öffnung, die den Rauch hinausließ, kam auch das Licht herein. Um den Herd fanden sich Bänke, auf denen sich bei Kälte die Familie lagerte. Kälte ist hier überhaupt sehr unangenehm, da nirgends Oefen oder Kamine zur Heizung vorhanden sind. Bei der Mahlzeit setzt sich die Familie auf den Boden, die Beine unterschlagend. Auf einem Brette oder hölzernen Teller wird das Fleisch, gewöhnlich Schaffleisch, zerschnitten und auf breit geschnittenem Brote herumgereicht. Das Brot dient als Teller auch für das Gemüse, das stets nur halb gekocht aufgetragen wird. Sehr häufig wird eine Bohne, die der Kaffeebohne ähnlich ist, gekocht und gegessen, zum Frühstück wird Chokolade genossen. Der Wein ist in einem Schlauche, in seiner Gestalt einem geräucherten Schinken ähnlich. Man öffnet ein mit einer Schnur zugebundenes Röhrlein, hebt den Schlauch in die Höhe und läßt den Wein in den Mund laufen. Die Kleidung entspricht der Einrichtung des Hauses. Bürgi zweifelt, ob die Weiber alle zehn Jahre ein neues Kleid erhalten. Gehen sie aufs Feld oder über Land, so haben sie einen Wisch Werg an einem Stock im Gürtel stecken und spinnen. Die Männer sieht man selten zu Fuß; fast immer kommen sie auf Eseln reitend und mit Karabiner und Dolch bewaffnet daher. Gute Straßen trifft man nirgends; fast aller Transport geschieht auf Maultieren. Die Fuhrwerke sind von schlechter Beschaffenheit; die Räder aus einem Brette gesägt, ohne Eisen, durch das Sperren verlieren sie bald alle Rundung, und ein solcher Ochsenkarren humpelt aufs beschwerlichste daher. Adler und Geier sieht man stets in der Luft einherschwimmen, an Nahrung fehlt es ihnen nicht, da die gefallenen Tiere nie verdeckt, sondern nur neben die Straße geworfen werden. Wölfe und Wildschweine bevölkern die Wälder und machen sie unsicher; unter den Steinen

birgt sich der Skorpion. Unter diesen Betrachtungen ist das Regiment auf die Höhe gekommen, von der aus Madrid mit seinen 250,000 Einwohnern den verlangenden Blicken sich zeigte. Bürgi hat sie genau studiert, und wenn seine Angaben auch nicht in allen Punkten mit den geographischen Handbüchern übereinstimmen, so muß dennoch zugegeben werden, er hatte offene Augen, gesundes Urteil und ein Verlangen, überall etwas zu lernen. Vor allem bemerkte er schon von ferne die vielen Türme und Klöster. Daß die die Stadt umgebende Ebene so reizlos ohne Landgüter und Gärten dalag, wollte ihm wenig gefallen; auch Vorstädte suchte das Auge vergeblich. Durch die sieben Stunden lange, hohe Ringmauer war die Stadt abgeschlossen von der übrigen Welt, durch fünfzehn Thore aber wieder mit ihr verbunden. Sein Lieblingsaufenthalt, wie auch der der Bewohner Madrids, blieb ihm der dreiviertel Meilen lange Prado, mit seiner vierfachen Baumallee, seinen Springbrunnen, Statuen, und dem Leben, Treiben, Lärmen, Reiten und Fahren der Spanier aller Stände. Über tags hatte die drückende Hitze jedermann, der nicht ins Freie mußte, ins Innere der kühlen Steingebäude getrieben. Die öffentlichen Plätze und Straßen durchschritten nur Dienstboten, Wasserverkäufer, Landleute und Soldaten. Wurde der Abend kühl, etwa fünf Uhr, fing das Leben der Stadt erst an. Infanterie und Kavallerie sorgte für die Aufrechthaltung von Ruhe und Ordnung. Zwei- und vierspännige Karossen bewegten sich in den schattigen Alleen auf und ab; vom Edelmann bis zum Bettler, alles genoß die erfrischende Kühle des Abends; Krämer, Taschenspieler, Gaukler und Stiefelwichser — alle suchten Erwerb. Nach elf Uhr fing sich der Lärm an zu verlieren, und in den schlecht gepflasterten aber gut beleuchteten Straßen und Gassen sah man nur noch die geisterhaften Gestalten der Menge der Nachtwächter mit ihrem dumpfen Ankündigen der flüchtigen Stunden.

Im Mai zog der König nach Aranjuez, und sämtliche Grenadiere begleiteten ihn dorthin. „Das war der schönste Vergnügungsort, den ich auf der Welt fand," ist Bürgis Urteil über diese Stadt. Sie, sonst von vielen Edelleuten bewohnt, war damals fast leer. Als Empörer gegen Ferdinands Regierung waren sie nun großenteils flüchtig. Stumm und düster standen die prächtigen Häuser hinter den Alleenbäumen der Hauptstraße, nur das königliche Lustschloß war belebt. Der große, herrliche Park mit seinen Blumen, Bäumen, Seen, Ruhebänken, Vögeln, Früchten, künstlichen Wasserwerken und Springbrunnen, glich einem Paradiese; nichts fehlte hinein als Menschen ohne Sünde. Die künstlichen Wasserwerke hatten für Bürgi große Anziehungskraft. Neptun mit dem Dreizack und alle möglichen heidnischen Gottheiten waren hier in Dienst gezogen. Am allermeisten ergötzte den schlichten Beschauer ein auf hoher Säule in solcher Stellung stehender Knabe, als ob er sich aus dem linken Fuße einen Dorn auszöge. Mit schmerzhaft verzogenem Gesicht hatte er den Dorn zwischen zwei Finger gefaßt, und zu dem Löchlein spritzte ein Strahl Wasser wie ein Seidenfädelein heraus. Bürgi hätte es dem Burschen gegönnt, würde er einmal von seiner Dornwunde kuriert worden sein; so ein fortwährender Schmerz war ihm unangenehm. — Unter dem undurchdringlichen Blätterdache dieser Parkbäume verlebte Bürgi die angenehmsten Stunden. Genoß er ja doch die Kühle des Schattens, den Gesang der Nachtigallen, den guten Geruch der Blumen, den Anblick all der herrlichen Gottes- und Menschenwerke so gut wie der König und noch besser; denn sein Genuß war ohne Sorgen.

Einen besonders schönen Morgen erlebte er im Irrgarten, der dem Schlosse gegenüber am entgegengesetzten Ende des Parks lag. Er hatte durch die mit Blumen aller Art überdeckten Gebüsche den Weg bis in die Mitte, da auf feinem Rasen

ein bequemer Stuhl stand, gefunden, ließ sich auf diesen nieder, stellte den Tschako vor sich auf die Erde, den Säbel quer über den Schoß und schwelgte mit seinem Gemüte in dieser Maienpracht. Der vielstimmige Chor der Vögel schien ihm das Lob Gottes zu besingen, und der Duft der vielfarbigen Blumen stieg auf, wie angenehmer Opferrauch. Es säuselte um ihn her die Gegenwart Gottes in einer Fühlbarkeit, daß es ihm war, als ob nur ein dünner Vorhang von Gaze den Unsichtbaren von ihm trenne. Sein Gemüt war von Empfindungen durchwogt, die er unbeschreiblich fand, und gottselige Gedanken erfüllten sein Herz. Unvergeßlich blieben ihm diese Morgenstunden. „Nur eines Winks, nur eines Fingerzeiges hätte es bedurft, und ich wäre bereit gewesen, die Wahrheit zu ergreifen," schreibt er von dieser Erfahrung. Er kam nicht, dieser Wink, aber erkannt hat Bürgi:

Du, HErr, bist mir nachgelaufen,
Mich zu reißen aus der Glut,

und wie auch die Werke der Schöpfung dazu dienen sollen, den Sünder von seinem verkehrten Wege zu Gott zu weisen.

Ende Juni wurde die Rückreise nach Madrid angetreten. Im Juli flüchtete der König vor dem Sirocco auf ein Schloß in einem Felsenwinkel, ging nachher in ein Bad, und Bürgi beschützte ihn mit andern. Die Söhne der freien Helvetia beschützten einen absolutistischen Monarchen gegen sein eigenes Volk! Diese Reisen brachten zwar Abwechslung in das Leben des Korporals aber Neues boten sie gar wenig. Erst als im September der König mit dem Hof nach Escurial, sechs Meilen von Madrid zog, um dort im großen Wildparke dem edlen Waidwerke obzuliegen, ging auch für ihn ein neuer Stern des Glücks und behaglichen Seins auf. Der Eskurial, jenes weltberühmte, von Philipp II. von 1563 bis 1584 für fünf Millionen Dukaten errichtete Gebäude, mit seinen 5000 Fenstern und 22 Höfen,

zum Andenken an den heilg. Laurentius in Form eines Rostes errichtet, nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Das Gebäude ist halb Schloß und halb Kloster, jenes der Herbstaufenthalt der Könige. Die Klosterkirche ist nach dem Muster der Peterskirche in Rom erbaut, hat 8 Orgeln, 48 Altäre, 40 Kapellen und enthält die Königliche Gruft. Bei dem Anschauen der vielen biblischen und Profangeschichten in Fresco=Malerei ausgeführt, fühlte Bürgi seinen Mangel an Belesenheit. Er vertiefte sich in ihrem Anschauen, daß Stunden wie Minuten verschwanden.

Daß die französische Schutzmacht ungerne gesehen war, läßt sich denken; das Leben der Soldaten, die sich einzeln von der Stadt entfernten, war vom Volke stets bedroht. Ein französischer Chasseur spazierte einmal gemütlich, den Säbel unter dem Arm, nicht auf offenem Felde, sondern eine der Hauptstraßen hinauf, als ihm von hinten seine Waffe ausgezogen und er damit über den Kopf gehauen wurde. Er war sogleich tot. Der Mörder warf in einer Seitengasse den Säbel weg und entfloh und ist nie entdeckt worden.

Das spanische und französische Militär hatte sich bisher friedlich nebeneinander betragen. Es kam aber ein Regiment vom Süden der Halbinsel nach Madrid, Halbneger, mit krausem Haar, stumpfer Nase und großen Augen, streitsüchtige Bursche. Eines Nachmittags wurde zwischen ihnen und den Schweizern eine eigentliche Schlacht geliefert, wobei es viele Verwundungen gab. Von nun an, wo Schweizer und Neger zusammen trafen, gab es Streit, das Schlimmste aber war, daß durch diesen Vorgang auch das gute Einvernehmen mit dem spanischen Militär gestört ward. Einst spazierte Bürgi allein in einsamen Seitengassen hin, als Weiber und junge Leute unter lebhaftem Gespräch an ihm vorüber eilten. So viel hatte er spanisch gelernt, daß er vernehmen konnte, es sei von französischem und spanischem

Militär die Rede. Bald hörte er Flintenschüsse und großen Lärm. Er ging diesem nach und traf auf ein undurchdringliches Menschengewühl, spanische Bürger und Soldaten — alle wider die Franzosen. Bürgi stand und schaute zu. Da lief ein Bürger mit einem Stocke auf ihn zu; ein einfacher Griff ans Seitengewehr brachte ihn zur Flucht, und erst unter der Hausthüre wagte er's, sich nochmals umzukehren und zu drohen, er werde bald wieder kommen. Kaum war der weg, trat ein Gardist von den Reitenden auf ihn zu, zog den Säbel, um den ruhigen kaltblütigen Schweizer zu durchbohren. Bürgi hatte seine Fechtkunst nicht umsonst gelernt, er parierte den Stich des Ungeübten auf eine Weise, daß ihm der Säbel auf die Seite fuhr, er aber Zeit erhielt, einen kräftigen Hieb nach dem unbedeckten Kopfe des Angreifers zu führen. Er wollte ihn nicht töten, sondern ihm nur einen „Zwick" als Andenken mitgeben. Bürgi traf sehr gut: über dem rechten Ohr hatte der Hieb angesetzt und ihm einen „Schneffel ab dem Kopf gespalten, daß er wie eine Epaulette auf die Achsel herunter „lampte." Es langte nun das 22. Linien-Regiment der Franzosen an. Es war Zeit, denn vier Gardisten drangen auf den Daumen- und Spänespalter mit blanker Waffe ein. Da erschallt das Kommando zum Peletonfeuer. Alles, auch die vier Gardisten vor Bürgi, warf sich zu Boden; er bückte sich nur und nahm dem nächsten Gardisten den Säbel. Als wieder aufgestanden wurde, verlangte dieser seine Waffe. „Niemals, wenn du sie nicht wieder erkämpfst," war Bürgis Antwort. Da fiel aus einem Fenster ein Schuß, und ein französischer Lieutenant fiel tot nieder, sein Bedienter wollte ihm beispringen, und auch er fiel, aus demselben Hause von einer Kugel getroffen, tot neben seinen Herrn. Das gab dem Kampfe eine Wendung. Die Franzosen, empört über diese Meuchelei, drangen auf die Rotte der Empörer ein, und Bürgi wurde rasch aus seiner Klemme

erlöst. Mit einer Wunde auf der rechten Schulter, von der er gar nicht wußte, woher sie kam, und zwei Säbeln langte er wieder in der Kaserne an. Den andern Morgen um acht Uhr mußte das Negerregiment die Stadt verlassen, fünf Tage im Freien lagern und wurde dann nach Granada verlegt.

Bürgi, nachdem er mit so großer Mühe lesen und schreiben gelernt, dürstete nach weiterer Erkenntnis. Wenn es ihm nur nicht so sehr an deutschen Büchern gefehlt hätte! Wo er ein solches fand, wurde es gelesen; eine dickleibige Geographie aller fünf Weltteile aber kaufte er und trug sie über ein Jahr mit sich im Tschako herum, unbeirrt von dem Gespötte seiner Kameraden. Er trug sie aber nicht nur auf dem Kopf, sondern binnen Jahresfrist war sie auch im Kopf und durfte nun im Tornister ihren Wohnplatz aufschlagen. „Vorher wußte ich nichts von den fünf Erdteilen," sagte er da und verschlingt begierig, was ihm hier von der doppelten Umdrehung der Erde, von Ländern, Meeren, Tieren, Pflanzen, Flüssen, Bergen 2c. gelehrt wurde. Mit Selbstgefühl sagt er sich, daß er mehr wisse, als die meisten seiner Kameraden. Seine Kenntnisse aus der Naturgeschichte und Geographie bekamen durch die großen Reisen und den Besuch der in größeren Städten vorhandenen Museen bestimmtere Umrisse. Die Naturalienkabinette Madrids waren für das Volk nicht geöffnet, und lange betrachtete Bürgi lüstern die verschlossenen Portale, hinter denen so vieles lag, daran sein Auge sich gerne geweidet hätte. Einmal aber sollte doch seines Herzens Wunsch in Erfüllung gehen. Es wollte der König die Sammlung besuchen, und Bürgi hatte zu den spanischen Wachen, die das Museum gewöhnlich hüteten, noch eine Anzahl Schweizersoldaten zu führen. Da standen nun alle die Thüren der Säle offen, und der König durchzog sie, begleitet von Herren, die ihm eben erst angekommene Sendungen aus Amerika erklärten. Der einfache Korporal wagte

es, hinter dem König drein, die Säle zu durchschreiten, und niemand tadelte seine Kühnheit. Hätte er nur auch hundert Augen gehabt. Eine solche Sammlung aus allen Naturreichen hatte er noch nie gesehen. Da stand der riesige Elephant, ein Junges säugend, wie lebendig; an der Decke hing, durch den ganzen Saal hinreichend, eine Riesenschlange und daneben ein kaum 20 Fuß weniger großes Krokodil. In „zwölf Bändlizainen" standen Golderzklötze aus Peru, und in Kasten, unter Gläsern, eine Mannigfaltigkeit von Muscheln, die ihm nie geträumt hätte. Wenn die Herren sich unterhielten, dann vertiefte er sich in diese Naturwunder. Er entschloß sich, den König zu begleiten, auch wenn er acht Tage bei Wasser und Brot eingesperrt werde; ein solcher Genuß, durch diese Strafe erkauft, erschien ihm noch überaus wohlfeil. Auch in die Gemäldegalerie folgte er dem Könige. Unter allen Bildern sprach ihn die Darstellung der Sündflut am meisten an; der Gegenstand lag innerhalb seines Erkenntniskreises. Die sonderbare Darstellung, da zwölf beturbante Türken lange Pfeifen rauchten und über den Schiffbauer auf trockenem Lande lachten, störte seine Andacht nicht. Er durchlebte im Gefühle den Untergang der ersten Welt vollständig mit; und als das letzte Bild, nur eine große Wasserwüste mit der einsam darauf schwimmenden Arche darstellend, vor seinen Blick kam, war sein Herz weich, und Thränen des Mitleids traten in sein Auge.

Im Amphitheater, wo die wöchentlichen Stierkämpfe stattfanden, war Bürgi nie: er hatte des grausigen Anblicks von Nimes aus noch satt. Wollte er Tierquälerei betrachten, durfte er nur die Schlächtereien besuchen; sie boten Scenen, nicht weniger unmenschlich und scheußlich als das Amphitheater.

Die zweite Kapitulation Bürgis war abgelaufen; ein Scheideweg lag da vor ihm, nämlich die Frage: willst Soldat bleiben dein Lebenlang, oder Abschied nehmen und einen andern

ehrlichen Erwerb suchen? Es entstand ein wunderbarer Kampf im Gemüte des Korporals. War er nüchtern, so stand vor ihm das nahe Vorrücken zum Feldwebel und aller Vorteil des Soldatenlebens; war er betrunken, und das scheint in dieser Zeit nicht selten gewesen zu sein, erblickte er nur die Schattenseite seiner jetzigen Lage. Die Freiheit des Bürgers, der recht thut, stand lockend in der Ferne; in seinem Stande wurde oft bestraft, was andre verschuldet hatten. Alle Samstag abend um vier Uhr mußte er sich die Kriegsgesetze von Totschießen und Galeerenstrafen vorlesen lassen; sollte er nicht ohne das rechtschaffen handeln können? Gab er sich Mühe, wie beim Lesen und Schreiben, sollte er wohl noch einen Beruf erlernen können, der ihn nährte. Sein Soldatenstand erschien ihm als Sklaverei, das Leben des Bürgers als erwünschte Freiheit. Darum fort, fort von hier und zurück zu schönerer, besserer Arbeit, fort aus dem Stande, in den jeder Taugenichts eintreten kann! Er gedachte der Möglichkeit, gebrechlich zu werden, was dann? — Nach und nach wurde auch in der Nüchternheit der Gedanke, den Abschied zu nehmen, fest, und er fing an zu sparen. Daß er Willenskraft besaß, sagt uns schon das Bisherige; er bewies sie nun auch in seinem Plane, sich Geld zu erwerben. Dem Weintrinken wurde vollständig Abschied gegeben, und auch die sonst gewohnten Nebengenüsse versagte er sich. Den Wein und das Fleisch, die der Soldat als Ration erhielt, verkaufte er und lebte wie eine Bramine allein von Pflanzenkost. Merkwürdig; da wo sonst die Verschwendung und Unmäßigkeit gewohnt hatten, schlug auf einmal der Geiz sein Gezelte auf. Ein Teufel hatte den andern ausgetrieben. Es ging nicht lange. Bürgi wurde so schwach, daß er beinahe nicht mehr zu gehen vermochte, und er mußte sich selbst wieder mehr gestatten. Er suchte nach einem Wege, wo Sparen und dem Leibe die Notdurft geben sich miteinander vereinigen ließen; auch der wurde

gefunden; er wurde Schmuggler und brachte Tag für Tag mehrere Pakete Cigarren aus einer benachbarten Provinz in die Stadt, und bald waren mehrere Doublonen erworben.

Es gingen einige Monate über die eigentliche Dienstzeit vorüber und niemand hatte noch über neue Dienstzeit mit ihm gesprochen, er auch mit niemand; denn sein Kampf war stets noch unentschieden. An einem Löhnungstag wurde ein Glas über Durst getrunken, gegen Abend aber auf den andern Tag Kriegsgericht angesagt. Zwei junge Soldaten hatten die spanische Fremde nicht so angenehm wie Bürgi gefunden. Die Sehnsucht nach der Heimat mit ihren Bergen, dem stillen Dörflein, da Vater und Mutter unter niedrigem Hüttendach wohnten, hatte den überlegenden Verstand übermocht; sie desertierten, und zehn Stunden von Madrid fingen sie Bauern auf, die nach den hundert Franken Fanggeld verlangten; eben waren sie gefesselt heimgebracht worden. Bürgi legte sich mit stürmischem Gemüte aufs Lager; er sah wieder nichts als Elend, Sklaverei und eine Kugel in die Brust beim Militär vor sich; im Zimmer des Lieutenants daneben aber gings zu, als ob Jubal seine Werkstätte dort hätte. Der Hauptmann, ein neuer, den Bürgi nicht leiden konnte, feierte mit dem Lieutenant und sechs Grenadieren das Einstandsfest der letzteren zu neuer Dienstzeit; könnte Bürgi noch heute zu gleichem Entschluß gebracht werden, so fehlte ihrer Freude weiter nichts mehr. Der Hauptmann schickte die Grenadiere, ihn zu holen. Er warf den Mantel um und kam. Ein Glas Malaga wurde geboten, angestoßen und herrlich und in Freuden gelebt, wie beim reichen Mann; sie wußten das Weingeheimnis des Korporals nicht und daß sie seinen Mißmut mit jedem Glas vermehrten. Endlich wurde der Sturm auf die Festung unternommen, die blanken Thaler machten einladende Front, die zur Unterschrift fertige Urkunde wurde vorgelegt, und dem unfreundlichen Soldaten die ein-

getunkte Feder in die Hand gesteckt. Die Aussicht auf Vorrücken aber kam als Dreingabe und so lichtvoll, als ob er, falls er unterschriebe, gleich nächsten Morgen als General erwachen würde. Die Mauern wankten nicht. Bürgi erklärte kurz, morgen nachmittag sich aussprechen zu wollen. Zornig stand der betrunkene Hauptmann auf; die Grenadiere aber sagten: „Gut, dann gehen wir zusammen spazieren und trinken eines.“

Des andern Morgens sechs Uhr rief der Tambour zum Ausrücken; der Zug ging auf einen Schanzenplatz, wo das Regiment ein Viereck bildete. Ein langer schwarzgedeckter Tisch wurde gebracht, Stühle gestellt, auf die sich das Kriegsgericht niederließ. Die Tambours und die Musik spielten, und die Verbrecher wurden vorgeführt und unten an die Tafel neben die von ihnen verlassene Fahne gestellt. Bürgi hatte schon mancher Exekution beigewohnt, doch keine noch hatte ihn so traurig gestimmt wie diese. In zwei Stunden war Verhör und Urteil fertig; es lautete auf Tod durch Erschießen. Der Präsident und der älteste Hauptmann brachten das Urteil vor das Obergericht und kehrten in kurzer Zeit mit dem Entscheid zurück. Der Tambour schlug einen Wirbel, und unter Totenstille vernahm die Mannschaft die einfache Bestätigung des ersten Urteils. Der Todesmarsch wurde gespielt und hinaus zog das Regiment, die Verurteilten mit zwei Geistlichen in der Mitte, auf ein Ackerfeld. Eine Menge Volks folgte, andre knieten am Wege und beteten. Ein unvergeßlicher Marsch für Korporal Bürgi. Seine Traurigkeit stieg bei jedem Schritte, und das Erbarmen mit den jungen Deserteurs drückte ihm fast das Herz ab; er hatte Mühe, das Schluchzen zu unterdrücken. Ach, hätte er sie erretten, schnell an einen Ort der Sicherheit bringen können! Abermals wird ein Viereck gebildet, der schwarze Stab vor den Augen der Verurteilten vom Präsidenten zerbrochen, und ihnen mit den Worten vor die Füße geworfen: „Suchet

bei Gott Gnade, bei den Menschen findet ihr keine mehr!" Das Viereck öffnet sich, die zwei jungen Soldaten marschieren dreißig Schritte vorwärts; die Augen werden verbunden, und da liegen sie auf den Knieen, das tödliche Blei zu empfangen. Ein Knall aus zwölf Musketen und ihr Lebenslicht ist ausgeblasen. Das Regiment defiliert an den Leichen vorbei, und Bürgi wankt wie ein Träumender in seine Kaserne. Er hatte heute den bittersten Tropfen aus dem Kelche des Soldatenlebens getrunken. In sich gekehrt putzt er sein Gewehr und wird durch die Frage des überaus freundlichen Feldwebels: „Bürgi, hast dich jetzt besonnen?" eigentlich erschreckt. Barsch antwortet er: „Ja, in dem Augenblick, als heute morgen die zwölf Musketen krachten, da habe ich mich entschlossen. Ich will nicht!" Ohne ein Wort zu sagen ging der Feldwebel weg. Den Hauptmann hatte er sich von nun an zum Feinde gemacht, aber aufgemuntert zu längerem Dienste wurde er nie mehr; er hatte nur noch auf den Abschied zu warten.

Indes dauerte der Dienst wie bisher fort, und es wurde auch nach Soldatenmanier fortgelebt. Bezog die Mannschaft die Wache beim General Dijon, je 50 Mann, so gelüstete sie bei der großen Hitze des Wassers aus dem Brunnen des nächsten Mönchsklosters. Weil es nicht anders als durch „frommen Betrug" zu erhalten war, ging man auf solchen ein, und manches mal finden wir auch Bürgi, der dort Weihwasser sprengt, das Kreuz macht, und so des Wassers erhält, dessen Geschmack aber ebenso salpetrisch, wie das der andern Brunnen, nur viel frischer ist. Ob er sich an diesem „frommen Betrug" erkältete, ob das übermäßige Sparen die Ursache war — es läßt sich nicht sagen, kurz — Bürgi wurde krank, recht ernstlich krank. Schon in früheren Jahren hatte er in der heißen Jahreszeit Bruststechen gefühlt. Dieses Jahr nahm es so zu, daß er vermutete, es habe sich innerhalb der Brust ein

Geschwür gebildet. So lang es nur möglich war, verschwieg er seine Schmerzen; denn für Schwerkranke war das Spital fast immer ein Ort von dem keine Rückkehr war. Endlich mußte er sich doch krank melden und empfing den zweifelhaften Trost eines Spitalzettels. Kaum war er eine Stunde dort, erhielt er einen starken Aderlaß, der ihn in todesähnliche Ohnmacht warf; und als des andern Tages das Stechen noch nicht nachgelassen hatte, setzte man ihm fünfzig Blutsauger auf die schmerzende Stelle, in der Weise, daß man alle auf einen leinenen Lappen legte, sie in diesem auf die kranke Stelle band und es ihnen überließ, nach Belieben den Ort zu suchen, wo sie anbeißen wollten. Andern Tages war der Schmerz gewichen; der Kranke glaubte, das Geschwür sei aufgebrochen, aber eine schreckliche Schwäche hielt ihn ans Lager gefesselt. Die Kost war für alle Kranke dieselbe; zum Genesen und Kraftgewinnen für keinen eingerichtet. Hinter ihm, rechts und vor ihm wurden Tote weggetragen, und im Spott rief man auch ihm zu: „Jetzt ist's aber an dir!" Er antwortete nur: „Ich habe noch keine Ordre," glaubte aber doch bald, er werde nicht mehr genesen. Fragten die Ärzte nach seinen Schmerzen — er hatte keine mehr, als da sein zu müssen. Wäre er nur einmal aus diesem Todesrachen errettet, so hoffte er wieder leben zu dürfen. Seine List half nicht ganz. Er mußte noch zwölf Tage harren und noch einmal fünfzig Blutegel an seiner Lebenskraft zehren lassen; dann aber wankte er wieder in die Kaserne. Vierzehn Tage blieb er noch vom Dienst befreit. Die Hitze war im Zunehmen, seine Schwäche auch; da fühlte er ungeheure Lust zu baden. Aber wo? Der seichte Manzanares war eingetrocknet, das Einzelspazieren verboten, das Einzelbaden noch mehr, weil die Spanier totschlugen, wen sie konnten. Trotz aller Schwierigkeiten ging Bürgi doch zum Thore hinaus und fort auf der Straße, die dem Flusse entlang hinlief. Lange

mußte er gehen, bis er Wasser traf. Es war sehr wenig, eine kleine sonnerwärmte Pfütze im Flußbette. Er grub mit den Händen und willig gab der lockere Kies nach, und eine prächtige Badewanne war hergestellt. O, wie that das warme Bad den schwachen Gliedern so wohl. Eine Stunde lag er in seinem Bade auf den reinlichen Bachkieseln, und er wäre noch länger geblieben, wäre dieses harte Lager für den kranken Körper nicht so unbequem gewesen. Viel von seiner Schwäche hatte er im Bade gelassen, und mehrere Tage wiederholte er zu seiner Kräftigung die angenehme Kur.

Jetzt waren sechs Monate über die verpflichtete Dienstzeit verflossen, und immer noch war der Abschied vom Kriegsministerium nicht angekommen. Immer verdrießlicher versah der Korporal seinen Dienst, und gerade war er im Begriff um zwei Pesos seine nächste Wochenaufgabe zu vergeben; da kam der Feldwebel und rief ins Zimmer: „Die, die den Abschied erwarten, sind von jetzt an dienstfrei, den 10. August wird abmarschiert.“ Endlich war der Tag der ersehnten Freiheit gekommen. Die zwei Pesos, die er schon in der Hand einigen angeboten, wurden wieder eingesteckt und in Gemeinschaft mit gleich Beglückten auf einem der Dörfer in Wein verjubelt.

7.
Der Strick ist entzwei.

Zweihundert dreißig Mann, die ihren Abschied erhalten hatten, und sechs vom Kriegsgerichte zu Galeerenstrafe verurteilte Soldaten traten den 10. August 1825 den Rückmarsch, — wer konnte wissen wohin? — und zwar der Unsicherheit wegen mit voller Bewaffnung an. Der Hinweg berührte die-

selben Orte, wie her. In Burgos besuchte Bürgi die von den Franzosen 1807 und 1808 zerstörten Festungswerke, und konnte sich ebensowohl den Haß der Spanier gegen die Franzosen, als auch das Gemälde erklären, das er in der Galerie in Madrid als Begleiter des Königs gesehen. Auf diesem war die durch Napoleons Heere nach Spanien gebrachte Pest in ihren verheerenden Wirkungen auf das spanische Volk dargestellt, und die zugleich herrschende Hungersnot. Es bieten mitleidige Grenadiere den Kranken und Hungernden Brote an Bajonetten dar, aber diese läßt der Haß nicht dazu kommen, sie anzunehmen; sie wenden sich ab, und — sterben.

In Bajonne wurden die Gewehre abgegeben, jeder erhielt einen Abschied und eine Reiseroute. Bürgi ließ sich nach Genf visieren. Die in Spanien ersparten 235 Franken ließ er sich auszahlen und erhielt sie richtig. Lange hatten die 230 Verabschiedeten gemeinsam miteinander gelebt. Eine Straße führte sie nach Madrid, dieselbe Straße wieder zurück nach Frankreich. Nun aber — in zwei Stunden waren alle zerstreut, jeder seinem idealen Ziele zugewandt, jeder seine eigene Straße erwählend. Treffen sie sich wieder? — Wo? — Wie? — Wann? Es wäre zu wünschen, das von Bürgi damals noch nicht vorgesetzte, endlich aber doch erreichte Ziel möchte der Vereinigungspunkt für alle geworden sein. Er ist eingegangen zur Ruhe des Volkes Gottes, wo sind die 229? —

Wir lassen sie ihre Straße wandern und begleiten unsern lieben Exkapitulanten auf seiner einsamen Straße. Die Art und Weise, wie er ins bürgerliche Leben übertritt, erhält unsern Beifall. Noch ein Kamerad zieht mit ihm bis Pau, wo sie Quartier bei einer Witwe erhalten. Jener sauft sich in Kneipen toll und voll und fängt im Quartier argen Spektakel an. Bürgi gestattet das durchaus nicht; die Witwe, die sehr freundlich ihre ungebetenen Gäste bewirtete, durfte ihm nicht gekränkt

werden. Er machte kurze Umstände, nahm den Betrunkenen, legte ihn in sein Bett, und als er schlief, packte er auf und trat mitten in der Nacht den Weitermarsch an, nur um des üblen Begleiters los zu werden.

Zu besserem Verständnis dieser Reise muß bemerkt werden, daß die verabschiedeten Soldaten, so lange ihre Heimreise durch Frankreich ging, Reisegeld, und zwar für die Poststunde drei Sous erhielten. An bestimmten Etappenorten durften sie frei übernachten, wozu sie je vom Maire ein Quartierbillet erhielten. Alle fünf Tage durften sie rasten und erhielten hiezu frei Quartier. Fühlten sie große Ermüdung, nahm sie ein Spital auf drei Tage Ruhezeit auf; böse Füße aber wurden in Spitälern stets nach Bedürfnis ohne Entgelt geheilt. Es war der Tagesmarsch stets vorgeschrieben, und ihre Marschroute mußte durch amtliche Beglaubigung den Nachweis geben, daß nicht nur die Route, sondern auch die vorgeschriebene Zeit eingehalten war. In Fällen des unentschuldigten Verweilens wurde die Feldroute abgenommen und ein Paß gegeben, mit dem sie auf eigene Kosten zu reisen hatten. Der vorgeschriebenen Zeit vorauszueilen war erlaubt, es gab dann für den Reisenden ein Guthaben an Zeit, das er an beliebigem Orte aufwenden durfte. Bürgi war seiner Route voraus. Durch die prachtvollen Fruchtfelder, über die sich hohe Bogen von reichbeladenen Reben wölbten, und Ernte und Herbst sich grüßten, war es so schön marschieren. Bis er nach Toulouse kam, hatte er so viel vorausgelaufen, daß er hier vier bis fünf Tage rasten durfte. Geflissentlich hatte er seine Reise so eingerichtet. Die leidige Desertion in Holland schien ihm den Weg in die liebe Heimat für immer verriegelt zu haben. Er wollte nun in Frankreich ein Unterkommen, etwa als Knecht in einem Warenmagazin suchen, und dazu gefiel ihm vor allen andern Orten Toulouse, auf das schon seit zwei Jahren sein Auge gerichtet war. Wollte sich

dort keine Thüre öffnen, gedachte er nach Nimes zu wandern, und wenn auch dort seine Hoffnung scheiterte, nach Lyon; durch seinen langen Dienst hatte er sich ohnedies in Frankreich das Recht ungehinderten Aufenthalts erworben. Diese drei Orte wählte er sich deswegen: er wollte wieder unter Protestanten kommen. Er suchte die alten Freunde auf, von denen er wußte, sie werden sich alle Mühe geben, ihm Arbeit und Unterkommen zu verschaffen. Wo er anklopfte, fand er fremde Gesichter. Die Bekannten waren weg, und sein Plan wurde zu Wasser. Es kostete ihn ein schweres Opfer, seinen Gedanken, hier Heimat und Herd zu finden, zu verlassen. Als kein Freund sich seiner annahm, lief er selbst in der Stadt herum, um das Ersehnte zu finden. So kam er zu einem Arbeiter, der am Ufer des Kanals Gesträuch und Gras wegräumte. Seine Gedanken waren nicht auf hohe Dinge gerichtet; „solch eine Arbeit mußt du dir für den Anfang gefallen lassen," sagte er sich, trippelte mit der brennender Cigarre herum und wußte nicht, sollte er den Arbeiter um das Nähere fragen, oder nicht. Er wagt es, und erfährt: 35 Sous, ohne alle Beilage, sei der Tagelohn. — Hatte er sichs nun wohl gedacht, er werde in eine harte Nuß zu beißen haben, so war doch das Schicksal, das er vor sich sah, viel schwerer als die Idee, die ihm von demselben vorgeschwebt hatte. Sollte er nicht lieber wieder zu seinem Regimente zurück, wo es ihm nie an Nahrung, Kleidung und Sold gebrach und der schwerste Dienst etwas Leichtes gegen die vor ihm liegende Anstrengung war? — Wille und Lust kamen in großen Kampf. Der Wille mit dem reflektierenden Verstande wollte sich eine Bahn in ein ruhiges Leben als freier Bürger, zuletzt auch eine solche ins Vaterland brechen, die Lust und Bequemlichkeit hießen ihn vom Kampfe abstehen, und in Ruhe ergreifen, was so mühlos zu ergreifen war. — Endlich siegten Verstand und Wille, und der Entschluß ward fest: „Nie mehr

wird die Zuflucht zum Soldatenleben genommen, komme auch, was nur wolle. — Es kam viel, sehr viel über den der Arbeit entwöhnten Exkapitulanten; gut, daß nur eins nach dem andern sich zeigte. Es bedurfte all seiner Willenskraft, nicht wankend zu werden und durch die Hindernisse durchzubrechen.

In Toulouse fand sich nichts für Bürgi, so wandte er sich Nimes zu; dort lag er ja lange in Garnison, hatte viele gute Freunde zurückgelassen; sie werden doch nicht alle wie in Toulouse verschollen sein; überdies ist er dort der lieben Heimat, zu der ein geheimes, mächtiges Band ihn zog, schon um ein Gutes näher. Die Hoffnung auf die Freunde in Nimes zerrann, wie in Toulouse. „Alle bekannten Menschen waren verschwunden." Traurig verließ er die ihm so liebe Stadt und zog nach Lyon. „Geschehe nun, was da will — ich lasse mir's gefallen!" Mit diesem Seufzer verließ er die Post und schritt die Stadt entlang. Früher lag ihm an, neue Städte und ihre Merkwürdigkeiten kennen zu lernen; das war jetzt anders. Er suchte ein Weglein zum Leben, und auf ihm sein täglich Brot. O — wie arbeitete sich der liebe Mann in der Vielfältigkeit seiner eigenen Wege ab, ohne ein Ziel, ein Ruheplätzchen zu finden; wie vielerlei ergriff und verließ er, bis er den Schatz im Acker ungesucht fand, aber auch alles verkaufte und Acker und Schatz erwarb.

Ein deutscher Geselle begegnet ihm. Die lieben Heimatlaute üben eine magnetische Kraft aus. Er wandert mit ihm dahin und fragt zuletzt, ob er nicht Arbeit für ihn wüßte? O ja, er weiß Arbeit, bei einem Zuckerbäcker. Ja, die versteht aber Bürgi nicht? Ein Zuckerbäcker hat aber allerhand Arbeit, auch solche, die Bürgi versehen kann, und er empfängt die Adresse. Zuerst muß die letzte Spur, die der Kriegsgott Mars ihm angehängt, nämlich der gewaltige Schnauz, entfernt werden; bald sieht sein Angesicht dem andrer Menschen wieder

ähnlich. Andres, was vom Soldatenleben sich angehängt, ließ sich weniger leicht entfernen, das ging nicht unter den Händen eines Bartscherers ab, dazu gehörte jene Tinktur: 1 Joh. 1, 7. Nun meldet er sich beim Konditor. Es gäbe da wohl Arbeit bei kleinem Lohn, aber solche, die auch Kinder versehen konnten und wirklich versahen; zu ihnen sollte sich der große starke Mann setzen. Er selber war vom Kindersinn noch weit entfernt, darum lehnte er, seine Zornaufwallung mühsam unterdrückend, den Arbeitsantrag ab. Dafür ging er mit seinem Gelde in einen Kleiderladen und kaufte sich unkluger Weise drei neue Anzüge auf einmal. Er wollte mit neuen Kleidern den Mann machen, und — was er sich vorgesetzt hatte, führte er, war's möglich, gerne aus.

Zum erstenmal schaute er sich nach einem Quartier in Lyon um. Ach — es stach gegen die hohen Zimmer der Kasernen Frankreichs und Spaniens ungeheuer ab; auch galt es da nicht mit Poltern oder Thüreinstoßen sich ein gutes Essen mit Malaga oder Xeres zu erobern. In einem der ärmlichsten Winkel der Stadt erfragte er eine Kammer. Nur am hohen Mittag warf zuweilen die Sonne ihren wärmenden Strahl zu ihm herein, und das Stückchen blauer Himmel, das über Giebeln, Dächern und Kaminen noch hereinschaute, war erschrecklich klein. Der Kostherr war ein schlauer Mann, seine Ehehälfte aber nach seiner Ansicht ein Abbild „der Hexe von Endor.“ Ehe er in diesem Hause zweimal „Guten Tag!“ gesagt, war es ihm schon ausgemacht, hier nicht zwei Pfund Salz essen zu wollen. Doch — der neue Kostmeister zeigte ihm einen andern Zuckerbäcker, wo er nicht mit kleinen Kindern arbeiten durfte, er solle nämlich an die Saone hinunter, wo ein Damm gebaut werde, dort bedürfe man Arbeiter. Vor fünf Uhr morgens war er auf dem Platze, und sogleich wurde er gedingt. Ach, die Konditorei hätte für die elf Jahre der

Arbeit entwöhnten Hände besser getaugt als hier mit einem Pickel Kies aufhacken, Schiffe damit füllen, die vollen Schiffe an Seilen ziehen helfen und an Ort und Stelle die Ladung aus dem Schiffe zum Damme tragen. Die Hitze war groß, die Hände vom Schweiße stets naß, und schon bis Mittag die innere Handfläche schneeweiß und so weich, wie gesotten. Der grobe Sand arbeitete sich in die erweichten Hände hinein, die bis Feierabend so geschwollen waren, als ob sie einem Riesen zugehörten. Neben diesem körperlichen Schmerz gab's auch noch seelischen. Er war noch kein geübter Arbeiter, mußte froh sein, geduldet zu werden; er verstand das Patois der Mitarbeiter nicht und mußte stets fragen und sich unterweisen lassen wie ein Lehrjunge. Das war dem vieljährigen Rekruteninstruktor eine schwer verdauliche Behandlung. Den zweiten Abend war der neue Dammarbeiter so erschöpft, daß er seine dunkle Kammer kaum mehr erreichte. Die Hände waren geschwollen, der Sand in der Haut braunte, und die Finger standen unbeweglich krumm wie Vogelsklauen. Er machte, ohne seinem Brotherrn Meldung zu thun, zwei Tage Rast, und auch als er den dritten Morgen seine schwere Arbeit wieder aufsuchte, war es noch gar nicht gut mit den kranken Händen. Er schritt in dem dicken Morgennebel hin, als er auf einen Franzosen, auch ein Arbeiter am Damme, traf. Dieser war grob gegen ihn und hieß ihn in seine Heimat gehen, dort Arbeit suchen und nicht den Landeskindern das Brot wegnehmen. Da regte sich einmal wieder die alte Soldatennatur. Er vergalt die unfreundlichen Worte des Franzmanns mit Scheltworten, und als dieser Miene machte, ihn anzugreifen, drohte er, ihn in den Fluß zu werfen und wie einen Hund zu ersäufen. Jetzt machte der Arbeiter sich auf die Fersen. Bis Bürgi aber zu seinem Arbeitgeber kam, hatte der Franzose schon so böses Spiel bei diesem gemacht, daß er ihn nicht mehr aufnahm. Schon wollte

er frohen Herzens, noch ein paar Tage ruhen zu können, rechtsum machen, rief man ihm aus einem andern Schiffe, zu kommen und dort Arbeit zu nehmen. Nach und nach, denn an Kraft gebrach es Bürgi nicht, gewöhnte er sich an die Arbeit, und ehe zwei Monate verflossen waren, konnte er es mit jedem aufnehmen. Die Hände waren dauerhaft und fest geworden, die Sprache hatte er fertig, und freudiger als früher über einen im Duell erfochtenen Sieg blickte er auf die Frucht seiner Standhaftigkeit zurück.

Zu wohl darf es aber unserm lieben Freunde nicht werden. Er geht schon lange am Bande der Liebe Gottes, und wo er losreißen will, da wird ihm der Weg mit Dornen verzäunt. Nach starkem Regen schwillt die Rhone an, reißt eine Schiffmühle und eine Brücke weg und läuft mit ihrer Schwester Saone drei Monate so hoch in den Ufern, daß der Dammbau eingestellt werden mußte. Alle die Freunde, die er sich bis jetzt erworben, waren gerade so hilflos, wie er; da war von Handreichung und Hilfe keine Rede. Im Frühjahr 1826 wurde der Bau der Brücke „Bon Charles" über die Rhone mit achtzehn Bogen begonnen. Wie oft fragte er da um Arbeit! Immer kam er zu spät oder zu früh. Die im Herbste gekaufte dreifache Kleidung nährte nicht, ohne daß er sie um geringen Preis für Brot hingab. Das Geld von Spanien her war alle, ja es wuchsen Schulden an, und noch immer zeigte sich keine Aussicht. Die Not machte ihm oft heiß und bang, und der Blick in die dunkle Zukunft brachte ihn dann in eine Gemütslage, die an Verzweiflung grenzte.

Nördlich von Lyon am rechten Saone-Ufer war ein Felsenhügel, dazumal noch verschanzt und zu einem Steinbruche benützt; dorthin zog es ihn mit Gewalt. Das Vaterherz Gottes kannte er nicht, einen Freund, dem er sein Leid ausschütten konnte, auch nicht; so wollte er „am Busen der Natur" ausweinen, was ihn drückte und schmerzte. Er stieg hinauf den

Hügel und schaute hinab auf die große Stadt, in der er keinen Bewohner glaubte, der so elend und verlassen als er wäre. Er studierte und strengte alle Kräfte an, herauszugrübeln, wo Rettung und Hilfe zu finden wäre? Nichts wollte helfen. Sein Auge sah nur egyptische Finsternis. Er gedachte seines Vaterlandes, das als ein verschlossenes Paradies vor ihm dort im Westen lag; den Cherub mit dem Flammenschwert hatte er selbst durch seine Desertion davor gestellt. Er setzte sich vor, das Heimweh zu unterdrücken; allein, ohne sich klar darüber zu sein, war er schon von ihm erfaßt, und es drückte mit Centnerlast sein armes, gejagtes Herz. Nun wandte sich der Blick nach innen, und sein eigen Thun und Leben zog vor dem Auge über. Er suchte in sich selber und seiner Vergangenheit Trost, aber siehe da, Reihe um Reihe von Ereignissen trauriger Art einesteils, anklagender anderenteils wälzten sich an ihm vorüber. Wohl eine Stunde gab er sich seinen Gefühlen hin und flossen seine Thränen auf die Felsen. Sie wurden nicht erweicht, aber von oben herab blickte das milde Vaterauge, sah die Thränen des verlorenen Sohnes und senkte ein Tröpflein Trostes hinein ins blutende Herz. Er war brotlos, wie vorher, und doch erleichtert gings dem Gewimmel der Stadt wieder zu; Bürgi hatte wenigstens wieder hoffen gelernt. Noch denselben Abend erhielt er Arbeit bei einem Maurer. Er war durch den Druck der Not mürbe geworden und hätte sich nicht mehr geärgert, zu kleinen Kindern sitzen und mit ihnen arbeiten zu sollen. Seine neue Arbeit war, aus dem Keller Erde in den siebenten Stock an einer senkrecht durch die Kaminwechsel führenden Leiter, und dann Ziegelplättchen auf demselben Wege zu derselben Höhe zu tragen. Er beschreibt genau, wie er das angestellt habe, wir glauben es aber zum voraus, es sei das sehr schwer gegangen. Auch bei diesem Geschäfte wurde er sehr müde, und doch war er lieber bei den Maurern, als beim Dammbau.

In den Tagen seiner Brotlosigkeit hatte ihm der treue Gott an einer mitleidigen Bäckersfrau einen rechten Engel des Trostes und der Hilfe gesandt. Er holte bei ihr all sein Brot, die Rechnung lief an, und er mußte ihr's endlich sagen, daß er in den nächsten Wochen keine Möglichkeit zur Zahlung finden werde; er sei seit lange ohne Arbeit. Die liebe Frau — war an sie auch ein Befehl gekommen, wie an ihre Schwester in Zarpath, von der 1 Kön. 17, 9 geschrieben steht: „Ich habe daselbst einer Witwe geboten, daß sie dich versorge"? es wäre nicht undenkbar, jedenfalls — diese Bäckersfrau wurde gar nicht ungehalten über die Eröffnungen des gedrückten Arbeiters, ja, sie sprach ihm Mut zu, nur ferner seinen Bedarf an Brot zu holen, sie borge ihm recht gerne. Bürgi benützte die Erlaubnis, allein je länger je mehr mit Zagen, und hätte seine Ernährerin ihn nicht immer wieder getröstet, auch da die Schuld schon über dreißig Franken betrug, er hätte lieber gehungert. Da auf der Spitze der Not begegnet ihm ein Freund, „so ein ehrlicher Franzose," dem bietet er seinen Soldatenmantel als Geschenk an, wenn er ihm zu Arbeit und Brot verhelfe. Noch ehe drei Tage herum waren, kam der Bursche und hieß ihn mitgehen, er habe einen Platz für ihn. Bürgi hatte stets Wunsch und Hoffnung, zu einem Kaufmann zu kommen und war nun begierig zu erfahren, was sein Freund ihm ausgefunden habe. Unterwegs erzählte ihm dieser: er komme zu einem kinderlosen Ehepaar; der Mann treibe die Schlosserei mit kleinem Kohlenhandel, und die Frau habe einen Kosttisch für etwa zwanzig Arbeiter, meist Maurer. Seine Arbeit werde sein, Blasbalgziehen, Kohlenaustragen und Wasser aus dem sehr tiefen Ziehbrunnen heraufschaffen. Für die Frau habe er Einkäufe an Fleisch und Gemüse, den Kostgängern aber ihre Betten zu machen. Mit hängendem Kopfe hörte er dem guten Freunde zu; seine anfängliche Freude sank um ein Beträchtliches. Die alten Leut=

chen empfingen ihren neuen Diener sehr freundlich. Der Herr gefiel ihm gut, nur sprach er so undeutlich sein Französisch. Bürgi mußte ihn öfters fragen; das that dem noch immer wißbegierigen Manne leid. Er sah, er könnte von dem Schlosser viel Interessantes erfahren. Die Frau verstand er sehr gut, allein sie war sehr häßlich, und um so häßlicher, wenn sie freundlich sein wollte. Zudem, sie bemutterte ihn fort und fort wie ein kleines Kind. Sie befahl, was er schon im Begriff war, zu thun und machte Erklärungen über Dinge, die ganz selbstverständlich waren. In den Hof des Hauses so wenig, als in das Zimmer, kam ein Sonnenstrahl; die liebe Muttersprache hörte er nie mehr; still und öde war's im Hause, und das Geräusch in der Essenszeit der zwanzig Arbeiter, da jeder nur für sich sorgte und dachte, unterbrach doch kaum die Stille der langen, langen Tage. Bürgi, gesellig durch und durch, fand sich hier gar nicht daheim. Sein Jahrlohn hätte weit mehr als fünfzig Franken betragen dürfen, sollte er ihm nur auch eine kleine Entschädigung für den süßen Genuß des Verkehrs sein, dessen er hier so sehr entbehrte. Sein Gemüt kam in eine bisher unbekannte Stimmung. Zorn und Melancholie wechselten stets ab. War er allein, verfiel er in eine Gedankenlosigkeit und Dumpfheit, die ihn oft minutenlang auf eine Stelle bannte; erwachte er wieder, wußte er nicht, was er gedacht hatte. Waren Leute um ihn, lebte und bewegte er sich wie vorher. Nur eine Idee, ein Verlangen, eine Sehnsucht kehrte immer wieder:

Heimatland; — Heimatland;
Wann werd ich dich sehn!

Diese periodische Geistesabwesenheit, verbunden mit großem Gemütsdruck, ohne ganz klare Ursache, abwechselnd auch mit Ausbrüchen des Jähzorns, wuchs von Woche zu Woche und vermehrte die Sorge und Angst des sich so fremd fühlenden

Arbeiters. Er fühlte, daß er am Gemüte leide, und: — „wenn ich vom Verstande käme!?“ — Dieser Gedanke durchzuckte oft wie ein elektrischer Schlag seine Glieder, daß er nur stille stehen und frisch Atem holen mußte. Bürgi verließ sich auf seine Willensstärke. Mit Energie wollte er die „vernichtenden Gedanken“ abtreiben und zweifelte nicht am guten Erfolg seiner Selbstkur. Er mußte seine Unmacht erfahren. Eines Morgens wachte er auf ganz wirr und sturm im Kopfe. Vor ihm stand ein Labyrinth von Verlegenheiten, in das seine Gedanken keine Ordnung zu bringen vermochten; die Zukunft lag draußen düster, wie eine Nachtlandschaft, durchzuckt vom grellen Lichte alles möglichen Unglücks. Der Arme stand neben dem Bette wie eine Bildsäule, stierte in eine Ecke, seufzte aus tiefer Tiefe heraus, kurz, er stand am Rande der Geistesverwirrung. Da brach wie ein Waldstrom aus dem Hintergrunde seines Gemütes ein Strom von Thränen hervor, so stark, so anhaltend, daß der Meister endlich nach seinem stöhnenden Arbeiter sah. Sehr erschreckt fragt er: „Warum weinst? bist nicht zufrieden?“ Die Frau kam auch, und das unter Schluchzen hervorgebrachte: „Mein Weinen geht euch nichts an!“ stellte die Leutlein so gar nicht zufrieden, daß sie nur um so heftiger in ihn drangen, die Ursache seines Kummers zu entdecken. Ja, wäre jemand da gewesen, der ihn verstanden, dem das rechte Wort als Schlüssel zum Rätsel seines Herzens gegeben gewesen wäre; aller Sturm hätte sich auf dieses Eine Wort gelegt; allein ein solcher Jemand fand sich nicht. So brauste nun der Zorn wieder auf, und Bürgi beschloß, in ein Wirtshaus zu gehen, und als Kur gegen seine Grillen einen tüchtigen Rausch zu trinken. Er mußte abends ohne Rausch heim, dennoch ging's mehrere Wochen besser. Als sie herum waren, trat wieder derselbe Anfall ein, wie zuvor, und augenblicklich war auch der Entschluß da, sich durch den Geist des Weines zu kurieren. O, hätte er nur gesucht,

durch einen anderen, besseren, den heiligen Geist, sich kurieren zu lassen! Eine psychologische Merkwürdigkeit aber bleibt es immer, daß, wie früher in Madrid, der Geist des Weines sein tief gesunkenes Gemüts- und Gedankenleben empor hob und ihn in halb berauschtem Zustande seine wirkliche Lage viel klarer überschauen ließ, als wenn er nüchtern war. Diesmal verfehlte der Wein nicht, seine Wirkung zu üben. Sogleich sah er ein: „Du bist in einem Gefängnis, dir fehlt's an Luft und Licht, an Menschen und Verkehr mit ihnen, du mußt von deiner Stelle fort. Läßt dich der Meister nicht gutwillig, so nimmst Reißaus und gehst doch." Eben als er das denkt, kommt der Meister, seinen Arbeiter, den er toll und voll besoffen glaubt, heim zu holen, und ist erfreut, ihn in einer „gelassenen Fröhlichkeit" anzutreffen. Sogleich eröffnete ihm Bürgi seines Herzens Gedanken und bat, ihn zu entlassen. Er wolle bei ihm zur Kost gehen, der Frau auch noch das Wasser aus dem Brunnen ziehen; aber eine Arbeit suchen, die er im Freien versehen könne, das müsse er. Dem Manne war's recht, und wie verabredet, so geschahe es.

Nun wurde wieder als Handlanger bei einem Maurer eingetreten. Das Gemüt heiterte auf, die Gedanken kamen nicht mehr ins Stocken, und der übermütige Bürgi glaubte sicher zu sein, nie mehr „das Trum" zu verlieren. Was Gottes Barmherzigkeit und Geduld an ihm gethan, hielt er für Werke der eigenen Kunst, und frohen Herzens schritt er wieder der Zukunft entgegen.

Von den Maurern weg ging er als Knecht in ein Bad, wurde in einer Schmiedewerkstätte mit vierzehn Feuern Draufschläger, versuchte es bei einem Mechaniker, und nirgends fand sein Fuß, da er ruhen konnte. Dazu kam seine krankhafte Reizbarkeit, die dem sonst gutmütigen Bürgi viel schwere Stunden machte. Am liebsten lebte er mit jedermann in Frieden, war

freundlich und gefällig. Suchte man aber mit Gewalt etwas zu erzwingen, dann war er seiner nicht mehr mächtig; er verübte Dinge, die ihn selber nach verrauchtem Zorne anwidert und neue Last auf sein nie ganz ledig gewordenes Herz legten. Da suchte er dann seinen Felsen auf, weinte seine Thränen, schaute verzweifelnd in das blaue Nichts hinein und — verwünschte, wie er schon als Knabe gethan hatte, die Stunde seiner Geburt.

Dieser Felsen war Bürgis Klageort; immer wieder zog es ihn zu ihm hin, und verlebte er dort auch nur Stunden des Weinens, etwas war's doch, was er als Errungenschaft davontrug: eine sich immer bestimmter gestaltende Hoffnung. Es wurde ihm nach und nach gewiß: „Dir steht etwas bevor; eine bedeutende Änderung.“ Dann glaubte er: „Diese Änderung wird eine erfreuliche für dich sein; die Zeit deiner Klage naht ihrem Ende! Du wirst glücklich werden.“ Immer ahnungsvoller ging er seine Straße hin. Mit Recht; denn bald sollte sein Eigentum werden

8.

Der Schatz im Acker.

Durch etliche deutsche Schlossergesellen veranlaßt, wählte er ein anderes Kosthaus, zunächst nicht zu seinem Vorteil. Seine Tischgenossen, Deutsche, waren zwar im ganzen genommen ordentliche Leute, allein sie hatten weit besseren Lohn als der Handlanger Bürgi, und auch ihr Verbrauch war ein größerer, als der, den sein Einkommen gestattete. Er verbrauchte Tag für Tag seinen ganzen Lohn. Unter denen, die alle Mittag am gleichen Tisch sich zusammenfanden, war einer, der in unsre Geschichte auf besondere Weise eingreift, er hieß Hauser und war von Hausen, Amts Kronau, Kanton Zürich. Bürgi achtete ihn nicht besonders, da der Genannte meist ganz still sich ver-

hielt. Eines Mittags disputierten vier Franzosen an einem Seitentisch über die Frage, ob die Stadt Bordeaux am Meer oder zwei Stunden davon entfernt an der Garonne liege? Bürgi, um zu zeigen, er sei ein gereister Mann und habe die Sache vom eigenen Anschauen, ging zu den Streitenden hinüber und dachte durch die Mitteilung seiner Wahrnehmungen den Handel zu schlichten. Weit gefehlt; um so beharrlicher blieben diejenigen, die sagten, sie liege zwei Stunden vom Meere entfernt, auf ihrer Ansicht. Das ertrug der Friedensstifter nicht, und mit fürchterlichem Fluchen verteidigte er den wichtigen Satz: „Bordeaux liegt am Meer." Er hatte das schmerzliche Zucken im Angesichte Hausers bei seinen Flüchen und auch sein stilles Entfernen aus der Wirtsstube nicht bemerkt. Immer noch murrend aß er den Rest seiner Mahlzeit und ging nun auch weg, der Arbeit zu. Draußen im Gange aber trat Hauser auf Bürgi zu, klopfte ihm sanft auf die Schultern, sah ihm so mitleidigfreundlich und doch so ernst in die Augen und fragte: „Freund, wenn du jetzt auf der Stelle sterben müßtest, nachdem du eben so schrecklich fluchtest, glaubst du, du würdest eine selige Heimfahrt haben? — Oder ist es dir einerlei, gehe es dir in der Ewigkeit, wie es wolle?" — Diese ernstliche Rede war dem Angeredeten „wie ein Donnerschlag, dadurch einer vom Schlaf aufgeweckt wird." Er zauderte mit der Antwort, und doch — sein ganzes Herz fühlte, er habe es hier mit einem guten Freunde zu thun. Endlich stammelte er allerlei Entschuldigungen, sagte aber doch: „Nein, das wäre mir nicht einerlei."

Hauser: „Gehst du auch in die Kirche?"

Bürgi: „Ja, in den protestantischen Tempel; aber ich verstehe nicht alles, bin der französischen Sprache noch nicht mächtig genug. Könnte ich deutsch predigen hören, ich würde keinen Sonntag fehlen."

H.: „Komm nur mit mir; da kannst du deutsch oder französisch das Wort Gottes verkündigen hören.“

Bürgi verstand die Sache nicht, bat sich Erklärung aus und vernahm, daß Hauser eine religiöse Versammlung im Auge habe. Er versprach mitzugehen, und — eben schlug die Stunde der Arbeit.

Der Stachel, den Schlosser Hauser in dieses von unnennbarer Sehnsucht schon lange zerrissene Herz geworfen, saß tief. In dem Innern Bürgis stürmte es gewaltig, und ihm war es, als ob er vor seinem Richter stünde und sein Verdammungsurteil jede Stunde zu erwarten hätte. Er fühlte sich so sehr ein Sünder, wie in seinem Leben nie, und niedergedrückt, freudelos, hoffnungslos verrichtete er seine Arbeit. Nun war der Jemand einmal gekommen, der das rechte Wort für den ruhelosen Pilgersmann hatte; das Lebensschiff wandte sich dem Hafen der Ruhe zu, und je näher dem Eingang, desto heftiger peitschte die Brandung das von höherer Hand gelenkte Fahrzeug. Hauser hatte sich nicht träumen lassen, daß sein einfaches Wort so mächtige Wirkung gethan. Er hielt das Entschuldigen und Ausreden für ein Löcken wider den Stachel. Es war's, gottlob, nicht. Er wußte nicht, daß Bürgis Widersprechen nur ein Verbergen des zehnfachen Beifalls war, den das Herz gab, und daß, je mehr er sich mühte, anders zu scheinen, als es ihm war, desto mehr der innere Zeuge sprach und ängstlich pochte.

Abends kam Bürgi wieder mit seinen Freunden beim Wein zusammen, denen seine Einsilbigkeit alsobald auffiel. Auf ihre Fragen antwortete er offen, erzählte sein Gespräch mit Hauser und sein Versprechen, mit ihm an einen Ort zu gehen, wo er deutsch und französisch predigen hören könne. Mit offenem Munde hörten sie der neuen Märe zu, und kaum hatte er geendet und fühlen lassen, wie es ihm um seiner Seele Heil ernstlich zu thun sei, brach ein Berner los: „Ach, der Schmied

Hauser ist ein Halbnarr, ein Stündler; mit dem kann ja niemand was haben. In den Versammlungen kommen sie zusammen und treiben schandbare Sachen, die sich kaum sagen lassen." Er fing nun an, Greuelgeschichten, die in diesen Versammlungen geschehen, eine nach der andern, zu erzählen. Alle stimmten bei und warnten ihren Freund, sich nicht in die schauerliche Gefahr zu begeben. Hörte man diese Leute sprechen, so waren die Frommen ein Ausbund aller Schlechtigkeit und Lasterhaftigkeit; die gegen sie Sprechenden aber Tugendhelden und Musterkarten aller guten Eigenschaften. Das wollte denn doch dem schlichten Verstande Bürgis nicht als sehr wahrscheinlich erscheinen, und von seinen Freunden kannte er ja das Maß der Tugend und Frömmigkeit genau. Er behauptete, der Schmied Hauser sei sicher nicht so dumm, als sie da vorgeben; vielmehr glaube er, dieser wisse etwas, was sie alle nicht wüßten und ihm auch schwerlich nachmachen könnten. Nachdem jedoch die Gesellschaft schon mehrere Glas Wein getrunken hatte, fuhr Bürgi heraus: „Käme ich an einen Ort, da es zuginge, wie ihr saget, ich würde alles und alle zusammenhauen und davonlaufen!" Diese Rede gefiel den vier Freunden überaus: „Ja, ja, ein solcher wie du, der sollte gerade zu ihnen kommen; das wäre prächtig!" Sie wehrten ihm nicht mehr ab, den Gang zu wagen; vielmehr sollte er gehen und mutig dreinhauen. Ihn fing es doch selbst an zu wundern, was er finden werde. Er versprach den Schmied zu begleiten und dann genauen Bericht zu erstatten.

Weder der Schmied Hauser noch der Handlanger Bürgi hatten die Stunde, da sie beide zusammen die Versammlung in der Vorstadt Guillotiere besuchen wollten, vergessen. Letzterer traf auf die Minute hin ein, und stille zogen sie den langen Weg hin. Bürgi war voll Neugier auf das, was er nun erfahren sollte, gerichtet. Es war doch ein lieblicher Gang, den diese beiden da machten. Wohl kann kein Bruder den andern

erlösen; wenn aber so ein Andreas seinen Bruder Simon zu Jesu führt (Joh. 1, 42), ist das doch ein Liebesdienst, der alle andern überwiegt und die Herzen mit einem Band der Dankbarkeit und Liebe verbindet, das weder Zeit noch Ewigkeit zerreißt. Erst im siebenten Stock des bestimmten Hauses war das kleine Versammlungszimmer, wo ein aus Paris angekommener Missionar heute einem kleinen Häuflein das Brot des Lebens brechen wollte. Hauser trat ein, betete stille und setzte sich zu den acht bis neun Männern, die schon da waren. Bürgi war über das, was er sah, schier erschrocken. Das bildete doch gar keine Einleitung zu den Scenen, welche seine Kameraden erzählt hatten; wenigstens erwartete er, angesprochen und um das „Woher? Wohin? Was suchest du?“ befragt zu werden; statt dessen setzte man sich nieder und war so stille, daß er ganz deutlich das Pochen in seiner Brust hören konnte. Vorn am Tischchen saß der Missionar, den Kopf in die Hand gestützt, den Blick aber steif in die Bibel gerichtet. Es verflossen wohl zwanzig Minuten, ehe nur ein Wort gesprochen wurde. Noch nie hatte er Leute beieinander gesehen, die gar kein Wort sprachen, und schon diese Stunde machte auf ihn einen tieferen Eindruck, als alle Predigten, die er in seinem Leben gehört hatte. Die Stunde, aufzuwachen vom Schlafe, war für ihn da; er ahnte ihr Herbeikommen, und ein nie gekanntes Bangen legte sich über seine Brust. Was kann ein Herz in einer Stunde, wenn sie eben die Stunde Gottes ist, nicht erleben! Wie viel Glückseligkeit kann solch eine einzige Stunde nicht einschließen! — Zunächst bemächtigte sich des Neulings an diesem Orte ein bestimmtes Gefühl großer Unwürdigkeit. Er glaubte nicht wert zu sein, unter diesen Leuten zu sitzen, und würde weggegangen sein, wäre er nicht zu schüchtern gewesen. Ein sanfter, schöner Gesang wird angestimmt, und Text und Harmonie wirken heftig auf seine Herzenssaiten ein, die heute wie

eine Aeolsharfe so leicht in Schwingung gebracht werden. „Nein, das können nicht lasterhafte Leute, das müssen Heilige sein," ruft es in seinem Innern, und noch viel deutlicher wird ihnen gegenüber seine Unwürdigkeit ihm klar. Er schämt sich vor sich selbst, je höher die Ehrfurcht vor den Versammelten steigt. Der Missionar betet, und wie betet er? — So hat Bürgi noch nie beten gehört, so kindlich, so innig, so die tiefsten Bedürfnisse des Herzens und Lebens vor dem Throne der Gnade niederlegend. Markus 4, 1—20 war der Text, den der Redner behandelte. Er sprach französisch, und — wunderbar! jedes Wort verstand der gespannt aufhorchende Bürgi, es fiel auch nicht eines auf die Erde. Die Beschreibung der drei unfruchtbaren Ackerfelder — o, wie schrecklich genau paßte sie auf ihn! Wußte der Missionar, daß gerade er heute zugegen sei und beschrieb er deswegen so genau seinen Seelenzustand? Jedenfalls, er sprach wahr; nur was er vom guten Lande sagte, das war nicht für ihn, das mußte er seinen Mithörenden allein überlassen. So sanft und milde der Redner sprach, seine Worte drangen doch alle wie Donner vom Sinai in seine Seele, die von Empfindungen, welche von denen, die er bei seinen Naturbetrachtungen und auf seinem Klagefelsen gehabt hatte, gar weit verschieden waren. Sie einigten sich alle auf dem Brennpunkte: „Du bist ein Sünder, ein arger, verlorener, verdammter Sünder, der nichts als Gottes Zorn verdient hat." Er konnte nur mit äußerster Anstrengung das laute Weinen und Schluchzen unterdrücken; eine Zähre der Rührung schlug die andere. Und — sonderbar! so einschneidend der Seelenschmerz war, den er fühlte, dennoch nicht jene Verzweiflung, die ihn so manchesmal den Tag seiner Geburt verwünschen ließ. „Ein zartes Windlein säuselte um mich herum und forderte mich auf, mich an Jesum Christum hinzugeben und ein neues Leben anzufangen," dies sind genau seine eigenen Worte. Viele Thränen hatte er in

seinem Leben geweint, keine aber war so von einem Strahl glückseliger Hoffnung und stillen Trostes durchleuchtet, wie die in dieser Stunde geweinten. Sie waren befeuchtende Tautropfen auf die eben empfangene Lebenssaat, mit einem Wert hinaus auf die künftige Freudenernte.

Wie gerne hätte er nun mit dem Missionar gesprochen! Die Versammlung war geendet, und ehe er sich's versah, stand er mit dem lieben Mann noch allein im Zimmer. Der Missionar kam auf ihn zu, klopfte ihm freundlich auf die Schulter und fragte: „Ist der Same bei dir auf guten Grund gefallen?" So geschickt nun die Gelegenheit zu einer Unterredung unter vier Augen gewesen wäre, Bürgi hatte heute nur Thränen der Rührung. Schluchzend bot er ihm die Hand und ging den andern nach.

Schon unterwegs fiel's ihm schwer aufs Herz, daß er auf morgen abend seinen Kameraden im Wirtshaus Berichterstattung über seinen Gang versprochen habe; jetzt wünschte er, sie lieber nie gekannt zu haben. Jene Hohepriestersmagd, die so gerne spöttisch ruft: „Du bist auch einer von denen; deine Sprache verrät dich!" machte dem um seine Ehre allzeit besorgten Manne viele Angst. Als er endlich innerlich den festen Vorsatz gefaßt hatte, sich durch niemand von seinem festen Entschluß, ein neues Leben zu führen, wankend machen zu lassen und eher Wein und Kameraden zu meiden, als seine neue Freundschaft in Guillotiere aufzugeben, hob sich der Mut und stillte sich das ängstliche Herz. Er durfte den Schlossern nicht erst sagen, wie er von seinem Besuche der Versammlung denke, sie lasen es sogleich von der Stirne ab, hörten aber stille seiner Erzählung von dem, was er gesehen, gehört, erfahren hatte, zu; als er zum Schluß erklärte, bei dieser Gesellschaft bleiben zu wollen, billigten sie seinen Entschluß und erklärten sogar, nächsten Sonntag ihn begleiten zu wollen. Vier Sonntage sah man die fünf Freunde

dem Versammlungshaus zuschreiten; dann aber blieben drei zurück. Sie hatten die Hand wohl an den Pflug gelegt, aber sie sahen zurück und achteten sich des ewigen Lebens selbst unwert. Nur Bürgi und einer aus dem Züribiet blieben standhaft; weil letzterer aber viel Versuchung von seinen alten Freunden zu erfahren hatte, machte er sich auf, zog an der Rhone hinunter nach der alten Hauptstadt Burgunds, Vienne, und schrieb von dort noch einmal um ein deutsches Neues Testament. Ob er ausharrte bis ans Ende, ist nicht bekannt worden.

Bürgi kaufte sich vor allem eine Bibel und las mit großer Begierde die Worte des Lebens. Je mehr er las, desto mehr wuchs sein Verlangen nach Erkenntnis Gottes, desto tiefere Blicke that er auch in sein eigenes Herz. In der Gesellschaft war einer, Petitpierre, aus dem Kanton Neuenburg, der gut deutsch verstand und sich des heilsbegierigen Handlangers gar brüderlich annahm. Zuerst sorgte er dafür, daß er seine jetzige Beschäftigung verlasse und bei ihm Perlmutterknöpfe machen lerne. So konnten sie beide miteinander arbeiten, und ersterer seinen Freund dabei weiter leiten. Bürgi mußte noch einmal in die Lehre treten, und es stand ziemlich lange an, bis er's in dieser Kunst zu solcher Fertigkeit gebracht hatte, daß er des Tags zwei Franken verdiente. Doch, das war Nebensache. Obgleich er herzlich froh war, der gefährlichen Handlangerarbeit los zu sein, und mit Lust in seinem neuen Berufe arbeitete, so war doch der Religionsunterricht, den er von seinem Freunde Petitpierre erhielt, der wichtigere Erwerb aus jenen Tagen. Dieser, ein lebhafter, stets fröhlicher Mann, konnte den langsamen Gang des Kameraden nicht verstehen. Gleich morgens beim Zusammentreffen fragte er jedesmal: „Nun, wie geht's, Bürgi?“ — und dieser sollte stets neue Erfahrungen, besonders aber einmal das erzählen, daß er volle Vergebung seiner Sünden habe und nun stehe, wie Maria: „Mein Geist freuet sich Gottes,

meines Heilandes!" — Mit diesem ging's noch gar langsam. Bürgi war noch am Kapitel der Buße, immer noch Hinabsteigen in die Selbsterkenntnis, fühlte sich täglich böser, blieb, nach seiner Meinung, auch in seinem Thun und Denken immer der Alte, und so konnte er von angenehmem Neuen nur gar nichts sagen. Petitpierre war sehr streng mit ihm; unter acht Arbeitern konnten nur sie beide deutsch, da wurde den ganzen Tag die wichtigste Sache und Sorge im Menschenleben, das Heil der Seele, zwischen ihnen beiden verhandelt. Bürgi meint, nicht jeder würde, so wie er, den scharfen Kurs mit Petitpierre durchgemacht haben; es ist ein Beweis der Grundredlichkeit unsres lieben Freundes, daß er seinen scharfen Führer alle Tage lieber gewann.

Bürgi hatte Anlage zur Beschaulichkeit und Träumerei; sie hätten ihn auf Abwege leiten können, würde ihm Gott nicht so nüchterne Freunde und Ratgeber, die den Weg des Heils aus Erfahrung kannten, zur Seite gestellt haben. Er las den Spruch Matth. 7, 8. 9: „Bittet, suchet, klopfet an." — Darüber ward er wie verzückt. In einer hohen, dicken Mauer sah er eine schmale, hohe Pforte, augenscheinlich schon lange, lange nicht mehr geöffnet. Durch diese Pforte glaubte er zu müssen, klopfte deswegen an, stark und immer stärker. Keine unsichtbare Hand, wie er erwartete, öffnete das fest verriegelte Thürlein. Nun fing er an zu rufen: Alsobald schwebte über der Pforte auf einer lichten Wolke einer in Menschengestalt, ein scharfes Schwert in der Rechten, und seine strafenden Blicke auf ihn gerichtet, daß das Herz bebte und der Mund kaum mehr die Bitte wagte, es möchte der Eingang durch die Pforte erlaubt werden. Wieder bei klarem Bewußtsein beweinte er, ein so großer Sünder zu sein, und das Verlangen, seinen schweren Sündenbündel los zu kriegen, wuchs von Tag zu Tag. Lange schreckte ihn der Mann mit dem Schwerte und den drohenden

blitzenden Blicken; bei jedem Gebet schwebte er seinem inneren Auge vor. Er glaubte sicher, hätte Paulus ihn gekannt, er würde von den Sündern nicht geschrieben haben: „Unter denen ich der vornehmste bin!" Sich gleich glaubte er keinen unter allen, die je gelebt hatten. Dennoch, er klopfte, rief, bat, und hoffte, es gehe zuletzt doch. Seinem Gewissensrate Petitpierre teilte er freilich nicht die Hälfte seiner inneren Erlebnisse mit, fürchtend, er würde sich gewiß von ihm mit Schaudern abwenden; lieber wollte er seine Sache mit dem Heiland allein ausmachen. Er hoffte auch nicht umsonst auf die Güte des freundlichen und leutseligen HErrn. Seine Erscheinung brachte kein Schwert mehr, und endlich waren auch ihre Blicke mild, freundlich, holdselig. Das gab Hoffnung. — Die schwerste Seelenarbeit brachten ihm die Nächte. Auch bei ihm hieß es bei zwei Monaten: „Ich schwemme mein Bette die ganze Nacht und netze mit meinen Thränen mein Lager." Unter seinen acht Schlafgenossen merkte kaum einer seinen Seelenschmerz. Während sie ruhten und schliefen, schluchzte, weinte, betete er. Sechs- bis achtmal in einer Nacht konnte ihn seine Sündennot aufwecken und ängstigen; sie aber schnarchten, als ob ihr Friede wie ein Wasserstrom wäre. Bürgi hatte Schweres die Menge erlebt, glaubte oft, die Wogen ersäufen ihn und höher könne die Strömung des Elends nicht mehr wachsen; dennoch, als er so zwei Monate lang die Pfeile des Allmächtigen fühlen mußte, deren Grimm seinen Geist verzehrten, erfuhr er viel tiefer einschneidende Leiden, als je zuvor. Jetzt war er bereit, ohne zu accordieren seine ganze Last sich abnehmen zu lassen, ja er nahm sich vor, mit Bitten, Suchen und Anklopfen anzuhalten, bis ihm ein gewisses Kennzeichen der Sündenvergebung geschenkt worden sei. Die Verheißungen der Bibel hatten ihn aufgemuntert, kühne Bitten zu wagen, auch sein Freund Petitpierre sprach Mut zu, und mehrere Nächte hielt er unablässig um dieses eine an. So war

er unter Thränen und Gebet auch einmal gegen Mitternacht eingeschlafen, als er um ein Uhr wie durch einen Ruf geweckt wurde. Wie gewohnt, wollte er wieder anfangen um Vergebung zu schreien; allein siehe da — diesmal hieß es: „Seinen Freunden giebt er es schlafend.“ Weg war alle Furcht, alle Angst, alle Sünde. Bürgi sah sich um nach seinem Sündenbündel, er fand ihn nicht mehr; dagegen erfüllte eine unaussprechliche Seligkeit, ein über alle Vernunft hoher Gottesfriede sein Herz. Er selbst schreibt darüber: „Wer giebt mir die Feder zum Schreiben und die Zunge zum Sprechen, meine freudigen Empfindungen verständlich zu machen! Alle Angst, alles Weinen war nichts gegen die Wonne, die ich jetzt hatte. Besäße ich so viele Herzen als Blutstropfen, mit allen würde ich mich freuen und meinem Erlöser danken und würde doch noch nicht Dankes genug Ihm darbringen. Könnte ich euch allen, die ihr solche, die aus dem Weltlauf austreten, für verrückt haltet, das Jubelfest zeigen, das gefeiert wird, wenn eine Seele aufgenommen wird, wie der Vater den verlorenen Sohn aufnahm, ihr würdet auch herzu kommen und das sanfte Joch und die leichte Last Jesu auf euch nehmen. Euch geht es wie dem älteren Bruder des verlorenen Sohnes, ihr könnet nicht begreifen, wie der Vater an der Rückkehr eines solchen Taugenichts Freude haben könne. Ihr werfet uns vor, wir wollen bräver als andere sein, und verratet eben dadurch, wie bange es euch sei, daß eure Bravheit geschmälert werde. Wenn einer die breite Straße verläßt und nach dem Kleinod am Ziele trachtet; wenn er dann als Zeuge auftritt, daß ihm aus lauter Gnade und Erbarmen geholfen worden, so seid ihr neidisch und könnt es nicht ertragen, daß sich der Erlöser zu solch einem armen Schlucker herabläßt und ihn mit seiner Liebe erfreut. Allein Gott hat das Verachtete und das da nichts ist erwählet, daß Er zu Schanden mache, was etwas ist.“

Früh am 26. September 1826 erhob sich Bürgi von seinem Lager, suchte seinen Freund Petitpierre auf und erzählte ihm die selige Erfahrung der letztverflossenen Nacht. Recht von Herzen freute sich der Freund mit dem Begnadigten und eilte bald fort, den Missionar D. zum Mitgenossen ihrer Freude zu machen.

Jetzt war's an dem Neugeborenen, die vergängliche Lust der Welt zu fliehen und seiner alten Kameradschaft Valet zu sagen. Er war mit Christo verlobt und hatte sein freudiges Jawort gegeben; das wollte gehalten sein. Das durch viele Jahre geübte Fluchen fiel ohne Mühe von selbst ab; anders war es, wenn er seine Sonntage statt bei Wein und Vergnügen, bei dem Wort Gottes und Gebet verbringen sollte. Das an die Weltlust gewöhnte Fleisch wollte sich nicht so schnell zufrieden geben, und — die Weltfreuden „kitzelten" den Anfänger im Schrankenlauf noch manchesmal. An einem Sonntag Nachmittag nach der Versammlung machte er einst ganz allein einen Spaziergang ins Freie. Sein Weg führte ihn an einem Weinhause vorbei, in dessen Garten seine alten Freunde sich bei einem guten Trunk gütlich thaten und sich in ihrer Weise freuten. Wie ein Magnet zog es ihn hinüber zur alten Trinkbrüderschaft. „Nein," hieß es im Innern, „es geht nicht; du kannst nicht Gott und dem Fleisch zugleich dienen!" — „Ach," bat der alte Mensch, „du kannst ja recht brav und ordentlich sein, nur ein Glas bei dieser Hitze!" Bürgi wurde schwach und entschloß sich: „Rufen sie dir, so gehst; rufen sie aber nicht, spazierst weiter." — Zum Glück riefen sie nicht, sie mußten es selber gefühlt haben, der Weg ihres Freundes und der ihrige gehe nicht mehr zusammen, und die Versuchung ging vorüber. Draußen in der Einsamkeit schämte er sich seines Wankelmuts, und aufs neue gelobte er Gott einen entschiedenen Wandel in seiner Furcht. In ernstlichem Gebet ließ er sich die Waffenrüstung Gottes fester umschnallen und blieb auf seiner Hut. Inskünftige nahm der tapfere Streite

Jesu Christi sein Jawort nicht mehr zurück; Weltlust und Weltfreuden wurden beiseite gelassen, die Lust nach ihnen überwunden, allein — ein Feind, der wollte gar lange, lange die Waffen nicht strecken; war er auch einmal niedergeworfen, so stand er immer verjüngt wieder auf, und das war — der Jähzorn. Körperschwäche, die besonders diesen Sommer durch die große Hitze sich vermehrt hatte, gab diesem alten Feinde neue Waffen in die Hand und machte eine Zeitlang den Christenlauf des Anfängers zu einem recht beschwerlichen.

In ihre Versammlung kam schon zum zweitenmal ein Herr R. aus Basel, der diesesmal einen Schuhmacher, Namens Mouchi, mit sich nahm, um ihn in einem Geschäft, das er zu gründen willens war, anzustellen. Als dieser Abschied nahm, rief ihm Bürgi noch in die Ferne scherzweise nach: „Wenn ich in die Schweiz komme, werde ich dich besuchen; dann siehst du mir um einen Platz!" Die rechte Hand auf der Brust rief dieser zurück: „Parole!" Daß dies Versprechen in Erfüllung gehen werde, daran dachten vielleicht beide nicht, und doch wurde es so.

Die Gesellschaft, unter der Bürgi zu Christo kam, bestand aus Separierten, die jeden ersten Sonntag im Monat das Abendmahl unter sich genossen, und auch Bürgi eines Sonntags einluden. Als jedoch der Vortrag gehalten war, mußten er und sein Freund Schümperli, als noch nicht für die Abendmahlsgemeinschaft reif, abtreten. Letzterer machte sich wenig draus, Bürgi aber, der sich vom HErrn aufgenommen wußte, konnte nicht begreifen, daß Menschen ihn nun abwiesen. Er ging sehr niedergeschlagen in sein Kosthaus, dennoch mit dem festen Glauben: „Jesus Christus ist mein Erlöser, das halte ich fest und ob mir's alle Welt bestritte!"

Das Körperleiden Bürgis war auch bei angebrochenem Winter nicht besser geworden. Die Brust schmerzte sehr, die Arbeit ging immer beschwerlicher und er verdiente kaum, was

er täglich bedurfte. Auch die vierzig Franken bei der lieben mütterlichen Bäckersfrau waren noch unbezahlt. Die beiden Knopfmacher wohnten im siebenten Stock eines Hauses. Wie schwer gings dem schwachen Arbeiter, die vielen Treppen zu steigen! Jedesmal mußte er wieder ruhen, ehe er eine neue Treppe betrat. Mit der Abnahme des Appetits vermehrte sich der Durst, und alles Trinken wollte den Herd der inneren Hitze nicht auslöschen. Anfangs Dezember 1826 stieg das Unwohlsein zu solcher Höhe, daß die Fortsetzung der Arbeit als Unmöglichkeit erschien. Jetzt aber rückten Sorgenheere bataillonweis herein, und der Kranke war so thöricht, allen Quartier zu geben. Statt Geldvorrat besaß er Schulden. Geht die letzte Arbeitskraft zu Ende, dachte er, so liefert man dich in die Schweiz, und die Schweizer überliefern dich an die Holländer, und die Holländer stecken dich wieder und auf lange Zeit in den Soldatenrock. Ein Elend folgte da dem andern, wie die Ziegel auf dem Dache; es ward schwarz vor den Augen, der Weg wollte ausgehen. Seinen starken und treuen Gott um Rat und Hilfe zu bitten, fiel ihm gar nicht ein. Nachdem er Vergebung der Sünden hatte, glaubte er nicht weiter mehr kommen zu dürfen; und die gute Hand Gottes, die auch in seinem Unglaubensstand helfend, schützend, tröstend sich an ihm erwiesen, die hatte er als solche noch nicht deutlich genug erkannt. Es fehlte ihm noch sehr an Glaubenserfahrung. Sicher trugen auch diese quälenden Sorgen dazu bei, sein Übel zu vermehren.

Eines Abends wandelte ihn mit heftigem Frieren eine so große Mattigkeit an, daß er den Schleifstein, den er zu seinem Knöpfemachen brauchte, nicht mehr treiben konnte. Er machte Feierabend und eilte dem Kosthause mit dem Gedanken zu, morgen frühe die versäumten zwei Stunden wieder einzuholen. Es ging anders, als er dachte. Der HErr setzte an seinen Weg einen Grenzstein und den Wegweiser mit der Aufschrift:

9.
Der Heimat zu!

Der glühend heiße Ofen im Kosthause hätte eher die Kleider verbrannt, als den zitternden Arbeiter erwärmt; ein Glas Wein blieb ebenfalls wirkungslos. Er mußte eilen, ins Bett zu kommen, ehe auch das letzte Restchen Kraft verschwand. Kaum hatte er sich gelegt, überfiel ihn ein solcher Schmerz in der Brust, daß er glaubte, die letzte Stunde habe geschlagen. Um nicht laut aufschreien zu müssen, nahm er die Bettdecke zwischen die Zähne; er zitterte wie Espenlaub. Er konnte nicht beten, die Gedanken liefen wirr durcheinander, und zu aller Not hin kam noch die Angst, er werde von Sinnen kommen. Endlich raffte er sich zusammen zu dem kurzen Notschrei: „HErr, hilf mir, ich verderbe! Nur auch so viel Linderung, daß ich nicht vom Verstand komme und vor meinem Ende auch noch beten kann!" Noch hatte er seinen Stoßseufzer nicht beendet, öffnete sich die Thüre und die Kostfrau trat mit einem Glase warmen, durch Zucker versüßten Weines herein und bot ihn dem Kranken zur Labe an. Ach! — da hieß es ja: „Ehe sie rufen, will ich antworten, wenn sie noch schreien, will ich ihre Stimme hören." Dieser Wein, von dem er sich Linderung versprach, war ja schon auf dem Feuer, ehe Bürgi zu schreien angefangen. Die barsche Frau, die an ihrem Kostgänger nichts auszusetzen hatte, als daß er zurückgezogen lebte und für sie zu fromm war, hatte unter der rauhen Schale den Kern eines geraden, teilnehmenden Herzens. Sie sah den Armen die Treppe bleich und matt hinauf wanken: das ließ sie ihren Widerwillen gegen ihn vergessen, und schnell bereitete sie die Arznei, die sie für alle möglichen Übel als Hilfe zu reichen gewohnt war. Sie sagte rasch: „Schweizer, trink!" — Dieser war aber von der schnellen Erhörung seines Gebets so erschüttert, daß er nur

schluchzen und weinen konnte. Sie glaubte, er weine im Gefühl seiner Verlassenheit und tröstete ihn, so freundlich sie's eben vermochte: er solle ohne Sorge sein; selbst wenn seine Krankheit fünf bis sechs Wochen daure, werde sie ihn verpflegen; jetzt aber solle er trinken, der warme Wein werde ihm gut thun. Bürgi glaubte, Schmerz, Frieren und Rührung machen ihm das Trinken unmöglich und wies das Glas ab. Drohend hielt die Frau dasselbe in der Hand und sagte entschieden: „Trinkst du nicht, so schütte ich dir den Wein an den Kopf!" Was war da zu machen? Bürgi nippte und gab das Glas zurück. „Nichts da, ausgeleert!" war das Kommando seiner Hauswirtin. Siehe da, dieser liebenswürdige, grobe Doktor hatte es getroffen! Schon beim ersten Schluck linderte sich der Schmerz, und bis mit Mühe das Glas geleert war, fühlte er kaum noch die Hälfte davon. Der Kopf war wieder hell geworden und das Herz aus Dankbarkeit dafür ganz willig, alles zu leiden, was Gott auferlege. Wollten die Sorgen wieder anrücken, wies er sie auf die eben gemachte Gebetserhörung hin, und sie stoben auseinander.

So brach der andre Morgen endlich an. Das Versäumnis wurde nicht hereingeholt, überhaupt sah Bürgi seinen Schleifstein, an dem er die Perlmutterschalen glatt schliff, nie mehr. Petitpierre kam um neun Uhr, nach seinem Gehilfen zu sehen. Er erschrak über die Lage und das Aussehen Bürgis und holte ohne Verzug den Missionar D. herbei. Dieser, ein stattlicher, großer Mann mit Mantel und Hut bekleidet, kam eilends herbei und erkundigte sich wie ein Bruder so teilnehmend und liebevoll nach dem Befinden seines jungen Sohnes im Glauben. Mehrere anwesende Schuhmacher, auch die Kostfrau schauten hoch auf, daß ein so vornehmer Herr so großes Interesse für den armen Knopfmacher zeige. Als sie vollends hörten, es sei das weder sein Bruder, noch ein Verwandter, wunderten sie sich noch

mehr, und einer sagte: „Schau diese Protestanten, die sind besser als wir. In unserm eigenen Lande würde sich kein Katholik so um uns bekümmern, wie diese Herren um den Bürgi.“

Des andern Morgens kamen die beiden treuen Freunde wieder, ließen ihn vom Bette aufstehen, hüllten ihn in den warmen Mantel des Missionars und führten ihn rechts und links unter dem Arme zum Arzt. Nachdem dieser alle Umstände erfahren, erklärte er: „Diesem Manne fehlt die Landluft. Macht, daß er in sein Vaterland kommt, sonst ist er in acht Tagen tot.“ Ein Schauer durchrieselte den Kranken, nicht daß er für unheilbar krank erklärt wurde, sondern daß er heim ins Vaterland solle. Er glaubte nicht, daß des Arztes Urteil ein richtiges sei, da besonders die erhaltene Medizin den Schmerz vollends wegnahm. Weil die Heimkehr Bürgis doch mit Schwierigkeit verbunden war, wollte man auf des einzigen Arztes Rat das Risiko noch nicht wagen. Ein zweiter wurde ins Haus gerufen, und auch dieser äußerte: „Sobald dieser Mann im stande ist, zu fahren, so befördert ihn in sein Vaterland; hier kann er nicht kuriert werden.“ Indes besserte sich die Krankheit doch um ein Weniges. Als er aber nach zwei Tagen auch wieder erquicklichen Schlaf genossen, erwachte er „reicher als der König von Spanien.“ — Er überdachte das viele Gute, das Gott durch treue Freunde an ihm gethan. Der aufopfernde Petitpierre kam alle Tage einigemal und war um sein Leben so besorgt, wie ein lieber Bruder. Ohne Lohn hoffen zu können, versäumte er die Arbeit, und konnte er ihm etwas zur Linderung verschaffen, that er's. Bürgi gedachte des Königs von Spanien, den zu bewachen Tag und Nacht 600 Mann auf den Beinen waren. Trotz aller Pracht und der Menge seiner Hüter war er doch seines Lebens nicht sicher; denn unter allen, die ihn schützen sollten, hatte er keinen einzigen Petitpierre. Es klang in seinem Herzen: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte! Ist

der ein Mensch, den sie nicht rührt?" und milde Zähren träufelten auf sein Bette. So traf ihn sein Herzensfreund. „Was ist dir, Lieber?" fragt Petitpierre besorgt. Bürgi kann nicht antworten; denn gerade die Anwesenheit des Geliebten vermehrt seine Rührung. „Aha," ruft endlich der Freund aus, „du hast gewiß noch eine schwere Sünde auf dem Gewissen, die dich drückt! Hast vielleicht einen Mord, oder sonst ein Verbrechen als Soldat verübt, daß du so traurig bist?" „Nein, nein," stammelte endlich Bürgi, „meine Thränen sind Freudenthränen."

Petitpierre. „Gott sei Dank! Aber höre, ich habe gute Nachricht für dich: du kommst heim, in dein Vaterland."

Bürgi. „Wer? — ich? — Das ist nicht möglich! Entweder hast du meine gefährliche Lage, wie ich sie erzählte, nicht verstanden, oder du glaubst mir nicht."

P. „Schäme dich, zu sagen: Es ist nicht möglich! Sind denn bei Gott nicht alle Dinge möglich?"

Wirklich, an das hatte Bürgi nicht gedacht; er schämte sich über seinen Mangel an Gottvertrauen, fragte aber dann schüchtern: „Wie mag das zugehen?"

Wunderbar und doch so einfach war es zugegangen, dem Kranken die Heimkehr zu ermöglichen; die Bruderliebe, diese reiche Hausmutter, hatte einmal wieder in ihren Schatz gegriffen und die Mittel gesteuert. Zuerst erhielt er 40 Franken, um die Bäckersfrau zu bezahlen, dann ein Postbillet bis Genf und Reisegeld, endlich aber Empfehlungsschreiben an die Gläubigen in Genf. Vom Empfangenen sollte er nur zwanzig Franken, die der Missionar ihm vorgestreckt hatte, in dem Falle wieder zurückerstatten, wenn ihm das leicht möglich würde. Das alles sagte Petitpierre seinem Freunde. Ah! das war bessere Arznei, als des Arztes Verordnung und als der warme Wein der Kostfrau. Bürgi meinte, er könne jetzt wohl aufstehen und die Reise schon morgen antreten. Die Angst vor den Folgen

der Desertion durfte jedenfalls nicht quälend werden, die Unterstützung durch die Brüder in Lyon war ihm Angeld auf weitere Hilfe von seinem HErrn, dem ja alle Dinge möglich sind. Den vierten Tag reiste er ab, begleitet von den Segenswünschen, Gebeten und Ermahnungen der Brüder.

Ohne Anstoß lief die Reise ab und bald näherte man sich der Schweizer Grenze. Es ist eben doch ein besonderes Gefühl, wenn man als Deserteur sein Vaterland, auch das ewige, betritt. Bürgi that das beste, was in seiner Lage gethan werden konnte: Er faltete still die Hände und betete, daß doch der liebe Gott die Auslieferung an die Holländer verhüten möge. Es war 8 Uhr abends, als er in Genf den Postwagen verließ. Er suchte nun seinen Brief hervor, und die Buchhandlung auf, in der er abzugeben war. Schüchtern hielt er vor dem prachtvoll erleuchteten Hause still, und nach einigem Überlegen schien es ihm nicht passend, so am späten Abend in solch vornehmem Hause sich als Gast zu melden. Er ging in ein Gasthaus und übergab am nächsten Morgen seinen Brief. Der überaus freundliche Empfang, der ihm zu teil wurde, überzeugte ihn, er hätte gestern schon sich melden dürfen. Zwei Freunde von Lyon her, Namens Graf und Schümperli wurden herbeigerufen, und sie teilten ihr einfaches Logis, ja sogar ihr zweischläfriges Bett mit ihm. Für sein Geistesleben erhielt er unter dieser großen Zahl lebendiger Christen viel Stärkung und Stütze: sein Zutrauen zu ihnen war so stark, daß er ihren Worten und Anweisungen unbedingten Beifall gab. Nur die Kälte des Winters bei seiner einfachen Kleidung, die plagte ihn sehr. Nicht einmal des Nachts zwischen seinen zwei alten Freunden konnte er, der fiebernde Pilger, erwarmen. Zwei Vorsteher dieser christlichen Gesellschaft, beide Württemberger, einer ein Kernenhändler, der andre ein Schmied, nahmen sich seiner Angelegenheit besonders an. Zunächst prüften sie seinen Glaubensgrund.

Das Resultat mußte sie befriedigt haben; denn sie kündigten ihm an, daß er nächsten Sonntag das h. Abendmahl mit ihnen genießen könne. Es war das sein erster Besuch einer Versammlung in dieser Stadt. Ein stattlicher Saal, der wohl 500 Zuhörer faßte, war Versammlungsort. Pfarrer Bost hielt den Vortrag. Die Abendmahlsgenossen befanden sich unten im Saale, die noch nicht zu diesem Zugelassenen, auch Kinder, waren auf einer Empore; allen aber war Andacht und Sammlung abzusehen und abzufühlen. Bürgis Herz war bei allem, was er sah und hörte, voll jubelnden Dankes. Einem solchen Volke, dem Volke Gottes anzugehören, das machte ihn unaussprechlich glücklich und feuerte ihn an, seinem Heilande treu zu bleiben, bis in den Tod. Ja, „es ist etwas des Heilands sein!" Bürgi glaubte nicht, daß unter den Versammelten Leute seien, die sich um ihn bekümmern, und es überraschte ihn daher nicht wenig, als nach dem Schluß des Gottesdienstes zwei Frauenzimmer ihn dringend baten, mit ihnen das Mittagsmahl zu nehmen. Sie haben gehört, daß ihr Bruder, der Korporal Hauser, vom ersten Schweizerregiment ihm bekannt sei, er müsse den Eltern von ihm erzählen. Während diese noch sprachen, kam eine dritte Jungfer und brachte sechs Franken von dem alten Mütterchen, das dort unter dem Rednerstuhle gesessen sei; ehe er seinen gerührten Dank aussprechen konnte, war sie weg. Die Schwestern führten ihn nun in ihr Haus zu Vater und Mutter, die herzlich erfreut waren, von ihrem Sohne zu hören. Nachdem er gespeist und getränkt war, gaben sie ihm eine neue Winterweste; ein Uhrmacher fügte eine Winterkappe hinzu, und der Winter durfte nun schon nicht mehr so unbarmherzig mit dem kränklichen Wandersmann verfahren.

Vor seiner Abreise galt es nun aber, in Bezug auf seine holländische Desertion einen bestimmten Entschluß zu fassen. „Sollte er sich selber als Flüchtling der Obrigkeit anzeigen,

oder sollte er abwarten, was von selbst sich ergebe?“ Das war die Frage, die in der Buchhandlung zwischen den beiden Württemberger Brüdern und Bürgi verhandelt wurde. Der Schluß war: „Gehe du zu den Deinigen heim und erwarte, wie's Gott weiter fügt. Will Er dich zur Strafe ziehen lassen, so entgehst du Ihm nicht, auch wenn du wieder entweichst; will Er dich verschonen, so werden die Augen derer, die dich strafen könnten, gehalten werden, daß sie dich nicht sehen. Glaube nur, Er wird's so machen, wie's am besten für dich ist.“ Dieser Ausspruch wurde allerseits gut geheißen, und mit Empfehlungen an die Brüder in Bern wurde er verabschiedet.

Bisher hatte Bürgi fast immer französisch, nur ausnahmsweise deutsch sprechen hören. Höher schlug sein Herz, als er in den Kanton Bern eintrat, und gleich den ersten Knaben, der ihm in einem Walde begegnete, fragte er, weniger die Antwort zu erhalten, als die süßen Laute der Muttersprache zu hören: „Ist's noch weit bis zum nächsten Dorf?“ Er that das zuerst französisch. Richtig, der Bub stand da und riß die Augen weit auf; er verstand das Französische nicht. Die Frage wurde deutsch wiederholt. Der Knabe aber, indem er sich zum Weitergehen anschickt, erwidert im gleichgültigsten Tone: „He jo! no en Plätz!“ Verblüfft und ärgerlich schaute Bürgi dem lederhos'nen Jungen nach und dachte: „Wie lange hast gewünscht die deutsche Sprache wieder zu hören, und die erste Antwort verstehst nicht.“ So viel hättest in Spanien erfahren können. Der „Plätz“ aber war noch eine gute halbe Stunde.

War ihm der Genuß, den er vom Hören der Muttersprache erwartet, nun auch zu Wasser geworden, es blieb ihm noch der Hoffnungsstern der brüderlichen Aufnahme in Bern, und der liebliche Verkehr mit den Gläubigen dort; denn daß er unter ihnen dieselbe Gastfreundschaft wie in Genf genießen werde, zweifelte er gar nicht. Daß der Charakter des Berner

Volkes ein ganz andrer als der der Genfer sei, das hatte er noch nie gehört, und hätte es ihm jemand gesagt, sein einfacher Kopf würde es nicht begriffen haben. Seine Hoffnung fiel abermals ins Wasser. Mit jenem, dem Berner eigenen Mißtrauen wurde er, wo er anklopfte, aufgenommen; und so lange bis nach und nach die Gemüter auftauten und die Liebe ihre sieben Riegel von der Herzensthüre geschoben hatte, blieb er nicht. Er trug ein geärgertes Herz von dannen. Zum ersten Besuch wollte Bürgi sich erst ordentlich rasieren lassen. Er war schon eingeseift, stürzte die Hausfrau herein und klagte ihrem Manne allerlei Ungebühr, die ihre Kostjungfer begangen haben sollte. Gerade an diese, als an eine ausgezeichnete Christin, hatte er eine Adresse. Er hatte genug gehört; die wollte er nicht besuchen; die Rede der Frau war ihm, „als hätte man ihm auf seinem Herzen getrommet." Dafür langte er den Brief hervor, den man ihm an einen gegeben hatte, der die Versammlung halte. Es war ihm gesagt worden, dort würde er Herberge und Liebe finden. Er fand den Mann nicht zu Hause und ward zum Warten angewiesen. Endlich kam er, las den Brief und sagte trocken, ehe Bürgi abreise, soll er nochmals vorbeikommen. Das war etwas stark für das trotzige Herz des alten Korporals. Er besuchte nun seinen in Bern wohnenden Götti, und am dritten Tag, eben vor der Abreise, kehrte er wieder bei dem Versammlungshalter an. Wieder sehr kalter Empfang, es wurde dem Bürgi bange, als ob ihm etwas Böses bevorstehe. Er bot die Hand zum Abschiede; der Mann nahm sie nicht an, sondern stand dicht vor ihn hin und fragte barsch: „Glaubst du an Jesum Christum?" Bürgi. „Ja!" Er: „Ist's auch gewiß?" Bürgi schaute ihn fest an und wiederholte ein bestimmtes: „Ja!" Jetzt wandte sich der Mann um, ging in das Nebenzimmer und ließ seinen Gast, begierig wartend, was da werden wolle, zurück. Er kam, drückte Bürgi 14 Batzen

in die Hand, wurde freundlich und entschuldigte sein barsches Verfahren damit, daß er schon so manchesmal von falschen Brüdern und Betrügern um Geld angegangen worden sei. Den Bürgi brannte das Geld in den Händen, am liebsten hätte er es wieder zurückgegeben; er verlangte nicht nach Geld, sondern nach Liebe. Da er aber fühlte, daß er den Mann durch Zurückgabe des Geldes beleidigen würde, so bedankte er sich, nahm Abschied und zog herzlich betrübt über die in Bern erfahrene Kälte weiter. Auf diesem düstern Hintergrunde erschienen ihm die Christen in Lyon und Genf wie mit einem Glorienschein umzogen.

Es ist wahr, die Brüderherbergen werden gar nicht selten von Heuchlern, Müssiggängern und unredlichen Christen überlaufen, und diese legen der Gastfreundschaft schwere Geduldsproben auf. Eben so richtig aber ist auch, daß das empfindliche Herz erfahrene Täuschungen gar so hoch anschlägt und eine Säure und Mißtrauen gegen jeden, der an der Thüre anklopft und nicht voraus bekannt ist, sich ansetzen läßt.

Die Reise wurde beschwerlicher, es schneite und windete stark, die Wege waren oft ungebahnt, allein die Kräfte des Reisenden waren durch die Übung gewachsen, und die Heimat zog wie ein Magnet. Nach vielem beschwerlichen Schneewaten, einmal auch knapp der Gefahr im Schnee zu verirren entronnen, langte der Wanderer endlich in Höngg, dem Wohnort seines Schwagers und seiner Schwester an. Er legte im Wirtshaus seinen Tornister ab und ließ sich des Schwagers Haus zeigen. Das Herz klopfte stärker, als er über die Schwelle der Wohnung der so lange nicht gesehenen Schwester schritt. Sie erkannte ihn nicht, und auch er hatte Mühe, die Züge des Bildes aus dem gealterten Angesicht herauszufinden, das er im Gedächtnis mit sich in die Fremde genommen. Die beiderseitige Freude nach dem Erkennen war groß, und auch der Schwager, als er am Abend heim kam, hieß ihn herzlich willkommen. Nach zwei-

tägigem Aufenthalt begleitete ihn die Schwester nach Töß zur Mutter. O, wie hatte es ihn verlangt, die lieben Seinigen wieder zu sehen; nicht nur eben um sie zu sehen und mit ihnen in Liebe sich zu freuen, er wollte ihnen den Schatz anpreisen, den er in Lyon gefunden, und daß auch sie ihn ergreifen werden, daran zweifelte er gar nicht. So tief der Schnee war, den er mit der lieben Schwester Magdalena zu durchschreiten hatte, so leicht ging es unter den gegenseitigen Gesprächen dahin. Er hatte sein Missionswerk sogleich begonnen und die Schwester erfreute ihn mit bereitwilligem Entgegenkommen. Er dachte nicht an die drei unfruchtbaren Bodenarten, von denen er im siebenten Stocke des Hauses in Lyon erstmals gehört. Alle hörten willig.

Die Mutter zu überraschen gelang nicht. Sie hatte in der vorigen Nacht geträumt, Schwester Esther sei mit Rudolf gekommen, dieser aber sei ganz weiß gekleidet gewesen. Ihm war es beinahe wie dem Elieser in der Stadt Nahor, als er um Rebekka für Isaak warb; er konnte es nicht erwarten, bis er seiner Mutter von dem ihm widerfahrenen Heile gezeugt und sie ebenfalls zur Annahme eingeladen hatte. Gleich nach dem Nachtessen redete er sie an: „Weißt du noch die Worte, die du mir auf den Weg nach Holland gabest? Du sagtest, ich solle an Gott und Jesum Christum glauben. Das waren die besten Worte, die du je zu mir sagtest. Ich glaube jetzt; glaubst du aber auch?"

Mutter: „He, ja!"

Rudolf: „Seit wann glaubst du?"

Mutter: „Schon lange; es wäre nicht gut, wenn ich nicht glauben würde."

Rudolf: „Bist du auch durch etwas versichert, daß du wirklich glaubst?"

Mutter: — sich besinnend — „Nein!"

Nun begann der Sohn seiner Mutter das Wesen des wahren Glaubens und den Unterschied zwischen ihm und dem toten Kopf- und Maulglauben auseinander zu legen. Dieses Feld fand er jedoch härter, als das der Schwester; es geht einer Mutter schon zum voraus schwer, vom Sohne zu lernen. Lange widerstrebte sie dem Zeugnisse des Sohnes, bis sie erst spät zur Einsicht kam, sie sei als eine in Sünde und Übertretung Tote hingegangen, und dann willig ward, die ihr in Christo Jesu dargebotene Gnade anzunehmen.

Graf und Schümperli hatten dem Bürgi den Auftrag gegeben, wenn er heim komme, möchte er doch auch ihre Eltern besuchen und sie über ihre Sinnesänderung belehren; ihre Briefe werden stets mißverstanden. Wo es zu missionieren gab, blieb er in seinem ersten Feuereifer nicht zurück. Der Thorwart Graf in Winterthur bekümmerte sich um die Gesinnung des Sohnes wenig, desto mehr erfreute sein Bericht die verständige Mutter. Bei den Eltern Schümperlis in Thurgau fand er mehr Widerstand. Als er seinen Bericht geschlossen und aus der Schrift nachgewiesen, daß ihr Sohn auf dem rechten Wege sei, sagten sie traurig: „Wir wünschten, unser Sohn wäre wie vorher.“

Das waren die ersten Missionsversuche. Jetzt mußte er zu sich zurück. Die Zeit des Besuches war vorbei, es galt Arbeit zu suchen, und hiezu bedurfte er eines Heimatscheins. Am meisten bange machte ihm, in seinem Geburts- und Heimatort Neftenbach, das er seit seiner Kindheit nicht mehr besucht hatte, sich sehen zu lassen. Jetzt war es Hornung 1827. Wird er von den Feinden seines Vaters erkannt, so ist kein Pardon zu hoffen, er wird an die Holländer verraten und ausgeliefert. Seine große Angst war eine vergebliche; die Wege waren geebnet, und es hieß auch bei ihm: „Sie sind gestorben, die dem Kinde nach dem Leben standen.“ Der alte, weit umher bekannte

Schulmeister Steffen, ein Herrnhuter, bei dem Bürgi das ABC gelernt hatte, war ein Vetter von ihm; ihn besuchte er zuerst. Als er über den Bach schritt, erblickte er auch sein Vaterhaus; es war noch dasselbe, wie vor 27 Jahren. Ihm wurde es bei diesem Anblick zu Mut, wie einem, der über Feld geht und bei der Rückkehr sein Haus als Aschenhaufen antrifft. Eine stille Thräne stahl sich aus seinem Auge; doch faßte er sich sogleich und sagte zu sich: „Sei getrost, du hast ja den Heiland gewonnen!" Der alte, fast 90jährige Lehrer saß am Ofen und wollte seinen ehemaligen Schüler lange nicht erkennen; dann aber ließ er sich erzählen und äußerte endlich: „Wenn nur auch mein Sohn, der Salomo, da wäre: er ist Gemeindammann und wohnt in einem der nächsten Häuser, wie würde der eine Freude haben!" Das war eine trostreiche Aussicht: der Vetter Gemeindammann! Er wurde sogleich herbeigeholt, waren sie beide ja einst Schulkameraden gewesen, und mit herzlicher Freude begrüßte er den wiedergekehrten Freund. Ihm teilte Bürgi seinen Plan mit, in Basel Arbeit zu suchen.

Der Vetter: „Dazu mußt du aber einen Heimatschein haben."

Bürgi: „Freilich, und gerade das macht mir Sorge, wie ich ihn als Deserteur erhalten könne."

Vetter: „Dafür laß mich sorgen."

Bürgi: „Riskierst du aber nichts?"

Vetter: „Mir ist deinetwegen nichts aufgetragen. Komm nächsten Samstag, und du wirst das Nötige erhalten."

Mit Ängsten hatte er seinen Heimatort betreten, mit Dank und Freude verließ er ihn wieder; doch wurde die Vorsicht gebraucht, daß außer den Verwandten niemand seinen Besuch erfahre; ja, um nirgends zu bekannt zu werden, richtete er's ein, bald da, bald dort und nur bei den nächsten Verwandten sich aufzuhalten. Der Samstag kam, und Bürgi trat seinen Weg

zum Vetter Gemeindammann an. Schon wollte er die Stubenthüre öffnen, als ihn schnell die Magd am Rock hielt und ihn in die Küche zog; es war ein Landjäger und noch einer der alten Feinde des Vaters in der Stube. Wurde er erkannt, so war der Transport fertig. Auch der Vetter hatte bange, als er den Bürgi daherschreiten sah, und war herzlich froh, ihn erst nach Abgang der beiden eintreten zu sehen. Der Heimatschein wurde ihm eingehändigt; ihm fehlte nur noch die Beglaubigung der Kantons-Kanzlei, die in Zürich eingeholt werden mußte. Das war nun noch der Tag, der ihm und den Freunden in Genf und Lyon schon lange her die meiste Sorge gemacht hatte. Auf derselben Kanzlei, der sein Signalement von Lüttich aus zugeschickt worden war, um ihn wieder einzuliefern, mußte er sich Hilfe holen, sein Vergehen verheimlichen zu können. Ein Vetter in Bülach meinte, er solle in einem gedeckten Wagen nach Zürich fahren. Rasch erwiderte Bürgi: „Verflucht ist der Mann, der sich auf Menschen verläßt und hält Fleisch für seinen Arm.“ Bürgi zeigte hier mehr Mut als Glauben und entdeckte nicht, daß denn doch in der Heimatscheinssache manch Menschliches mit unterlaufen war; den Vetter aber, der diese Sprache nicht verstand, beleidigte er durch das barsch hingeworfene Wort aufs gründlichste. Nachher that es Bürgi leid; allein, ist der Pfeil einmal abgeschossen, wer holt ihn wieder zurück?

Den folgenden Morgen ging Bürgi auf offener Straße nach Zürich, wo er auch ein Viertel vor zwölf Uhr mittags ankam und seine Reiseurkunde abgab. Der Landjäger brachte ihm den Bescheid, daß er um zwei Uhr wieder kommen solle. Was konnte indes nicht alles geschehen? Bekannte hatte er keine, die er hätte besuchen können; in ein Wirtshaus aber wollte er nicht, um nicht einem gefährlichen Bekannten unter die Augen zu kommen; so suchte er die untere Brücke auf, und Furcht und Sorge begleiteten ihn. Er war wenige Minuten dort gestanden,

so kamen zwei Freunde, die mit ihm in Frankreich gedient hatten, und erkannten ihn. Obwohl sie sein Vergehen wußten, hatte er sie doch nicht zu fürchten. Allein, wer schreitet dort auf die Brücke zu? Bürgi glaubt in den Boden sinken zu müssen; es waren zwei Werber, einer von der französischen Schweizergarde, der andere aber ein Holländer, der mit ihm in derselben Kompagnie gestanden hatte. Kaum fand er noch Zeit, sich zu wenden und in den Fluß zu schauen, als ob er dort etwas betrachte. Gerade hinter seinem Rücken trifft zu den beiden von der andern Seite her ein Landjäger, der mit ihnen bekannt ist, stellt sie und sie beginnen eine lange Unterredung miteinander. Schnell bricht Bürgi seine begonnene Reisebeschreibung von Madrid nach Lyon ab, sagt Lebewohl und biegt in die Marktgasse ein. Der erste Mensch, der ihm hier begegnete, war ein ihm bekannter Hauptmann; Bürgi grüßte ihn als solchen. Der Hauptmann blieb stehen, fragte einiges, und Bürgi war so unvorsichtig, ihm seinen französischen Abschied zu zeigen. Der Hauptmann lud ihn ein, mit ihm in eine Gesellschaft von Bekannten zu kommen und wieder Dienst zu nehmen. Erschrocken zog ihm Bürgi den Abschied aus der Hand und eilte davon. Nach wenigen Schritten lauft er dem Fechtmeister Würmli, einem alten Bekannten, in die Arme, der zwei Paar Florets und Masken daher trägt. Er ist erfreut, ihn wieder zu sehen und nötigt ihn über die Maßen, mit ihm auf den Fechtsaal zu kommen und einige Gänge mit ihm zu machen. Um in Sicherheit zu kommen, wußte der von allen Seiten Gejagte nichts Klügeres zu thun, als aufs Polizeiamt sich zu flüchten; dort, dachte er, werde man ihn am allerwenigsten suchen. Nach langem Warten wurde die Kanzlei geöffnet und Bürgi vorgerufen. Jetzt stand er an der Stelle, an welcher in seinen Verhältnissen wohl keiner für hundert Franken gerne gestanden wäre; er selbst nicht. Zwanzig Minuten hatte er zu

warten, und in dieser Zeit besah er sich alles. An den Wänden hingen die Handschellen, und die Fächer der Kasten trugen die verschiedenartigsten Aufschriften. Ein Kasten trug die Aufschrift: „Schweizer-Regiment von Ziegler Nro. 30. Signalements." Die Fächer hatten verschiedene Jahreszahlen und darin nummerierte Aktenbände. 1817 enthielt sieben Nummern; eine davon mußte seine Desertion enthalten. Der Atem ging ihm sehr kurz. Er betete stets: „HErr, halte ihnen die Augen zu!" — Endlich erhielt er ohne Bemerkung den unterzeichneten und gestempelten Heimatschein zurück. Das Schwerste war überstanden und mit Lob und Dank im Herzen eilte er nach Höngg zur Schwester.

Es trieb ihn aus der gefahrvollen Nähe seiner Heimat fort, und schon andern Morgens suchte er die Straße nach Basel. Unterwegs erfuhr er durch einen Fuhrmann, es werde in Hüningen ein Kanal gegraben. Weil nun alsbaldige Arbeit bei so leerer Kasse für ihn Bedürfnis war, ging er nach Hüningen und kam gerade an, als fünf Arbeiter mit dem Hauptakkordanten einen Teilakkord abschließen wollten. Sie riefen ihn herbei, nahmen ihn als Mitarbeiter an, und so war für die nächsten Tage gesorgt. Das war aber eine böse Kompagnie. Das Kosthaus, das sie ihm zeigten, war in Betracht der Nahrung und des Bettes ein recht gutes; Frau und Töchter aber lasterhaft. Sobald er das wahrnahm, wählte er ein anderes, wo bei gleichem Preise Speise und Bett geringer waren, dagegen aber Ordnung und gute Sitte walteten. Bei seiner Arbeitskompagnie hielt sich Bürgi stille, suchte eher seinen Schatz verborgen zu halten, als mit ihm zu prahlen; bei der Arbeit hingegen stellte er seinen Mann. Ein Licht aber, unter fünf Mitarbeiter gestellt, kann nicht verborgen bleiben. Sie witterten bald etwas Besonderes hinter dem stillen Gehilfen, suchten ihn durch Stichreden herauszureizen, und als das nicht anschlug, machten

sie ihn zur Zielscheibe ihrer rohen, gottlosen Witze. Als auch Spott und Verachtung nicht wirkten, versuchten die Fünfe eine andre Weise, ihren Genossen zu demütigen. Sie hielten sein Schweigen für Dummheit und um ihn nun doch einmal in Zorn zu bringen, verbanden sie sich eines Nachmittags, so streng zu arbeiten, daß Bürgi es nicht auszuhalten vermöge und über ihren Unverstand losbreche. Sie kamen an den Unrechten; er merkte ihren Plan augenblicklich und empfand es als eine Genugthuung, ihnen zeigen zu können, er halte ihnen die Wage nach allen Seiten. Mit freudiger Miene ging er in ihre Eile ein, liefen sie mit den Schiebkarren, so sprang er; stellten sie ihn ans Aufhacken der Erde, so waren seine Hiebe so vollwichtig, daß kaum einer es ihm nachthat. Er glaubte auf dem Fechtsaal zu sein, wo er mit dem Floret seine Hiebe austeilte. Ehe Bürgi nur ein Zeichen der Ermüdung gab, sanken sie schon, von viel Wassertrinken schlaff geworden, ermüdet in den Schatten und versäumten doppelt, was sie durch unsinniges Eilen „erstrütet" hatten. Er lachte hinter den Zähnen, versagte seinem Durste das Wasser und blieb wacker bis zum Feierabende. Die Burschen schüttelten die Köpfe und ergründeten nicht, worin ihres Kameraden Kraft bestehe; hätte er lange Haare getragen, sie würden an Simson gedacht haben, die waren aber ordonanzmäßig geschoren.

Auf den heißen Tag folgte ein lieblicher Abend, der schönste Teil der Zeit, die er in Hüningen verlebte. Zwei gläubige Schneidergesellen, die aus Lyon kamen, brachten ihm tausend Grüße von Petitpierre, dem Missionar, dem Schmied und allen Brüdern dort. Ja, sie hatten Geld mit erhalten, daß sie es ihm im Falle der Not übergäben. Er besaß jedoch noch sechs Batzen, hatte Arbeit und war gesund, so fürchtete er sich, milde Gaben anzunehmen; sollte später die Not wirklich einen Besuch bei ihm machen, hoffte er dann um so eher, die Mildthätigkeit

der Brüder ansprechen zu dürfen. Das war edel. Die jungen Brüder wurden fast betrübt, nichts los zu kriegen. Einige selige Stunden wurden miteinander verlebt, und unter dem Gelöbnis neuer Treue an der Grenze bei Basel Abschied genommen.

Schon an einem der letzten Sonntage hatte Bürgi Herrn R. in Basel besucht und von ihm erfahren, daß er in Arlesheim eine Fabrik errichte. Er habe des Wasserfalls wegen noch Prozeß; sei dieser entschieden, so könne er bei ihm eintreten. Freund Mouchi war damals auf längere Zeit verreist. Um diesen Hoffnungsstern nicht aus den Augen zu verlieren, verließ Bürgi nach dem nächsten Zahltag Hüningen und zog nach Kleinbasel, wo ihm ein Maurermeister Arbeit als Handlanger, ein Schlosser aber die Kost gab.

Bürgi verlebte in Klein-Basel glückliche Tage. Seine Kostleute, fromme Katholiken, bewiesen ihm viel Liebe, und auch sonst begegnete ihm die Güte Gottes auf vielfache Weise. Wie oft saß er abends bei seinem Freund Mouchi, wo die Königreichs-Angelegenheiten Jesu Christi den Text zum Gespräche lieferten; und war er nicht dort, nahm er eines der Erbauungsbücher seiner Kostleute, setzte sich in die Laube hinter dem Haus, las, schaute hinüber nach Großbasel, hinunter in den flutenden Rhein und fühlte sich überaus glücklich. Wie oft dachte er später zurück an die seligen Stunden, in denen er die Nachfolge Christi vom Thomas von Kempis in der Gartenlaube am Rhein las. Alles Schwere der Tagesarbeit, alle Geduldsübung wurde vergessen, mit einem Herzen voll Friede zu Bette gegangen und morgens mit neuer Kraft in den neuen Kampf getreten. Sein Dienst währte auch hier nicht allzulange. Eines Morgens rief ihn sein Freund Mouchi vom Dache, er solle flugs kommen und seine Stelle bei Herrn R. antreten; er habe einen Handlanger als seinen Stellvertreter gleich mitgebracht.

Nunmehr hatte der Vogel sein Haus gefunden. Die Ar-

beit, die er hier fand, war angenehm, leicht; das in Lyon von Petitpierre Erlernte war gute Vorbereitung auf den jetzigen Beruf gewesen, und leicht arbeitete er sich in das noch Unbekannte ein. Das einzige, was Bürgi schwer ankam, war das Aendern des Kosthauses; er verließ die lieben Schlossersleute in Kleinbasel recht ungern. Diejenigen, zu denen er jetzt kam, bezeichnet er als halsstarrige Leute, d. h. in Bezug auf ihre Stellung zum wahren Christentum und zu dem Bekehrungseifer des neuen Tischgängers. Besonders die Frau meinte: wenn's Gott so genau nehme, wie Bürgi meine, gehe alles verloren. Sie wurde noch andrer Gesinnung, diese weltselige Frau. Nicht lange nach Bürgis Eintritt verfiel sie in schwere Krankheit, die einen tödlichen Verlauf zu nehmen schien. Da war der fromme Kostgänger immer ein willkommener Besuch am Krankenbette. Oft ließ sie ihn zu sich bitten, und mit hörenden Ohren lauschte sie der einfachen Botschaft vom Sünderheiland. Eine Stunde vor ihrem Scheiden ließ sie Bürgi von der Arbeit weg zu sich rufen, und als er ihr wiederholt und mit Nachdruck bezeugte: „Jesus nimmt die Sünder an!" lernte sie das auch für sich glauben. Im Frieden schloß sie die Augen.

In seiner neuen Stellung mußte Bürgi auch als Dolmetscher mit seinem Französisch dienen, indem einer der fünf Arbeiter, die Atlas zu appretieren hatten, ein Franzose war. Es war unserm Freunde besonders das etwas ungewohnt Liebliches, bei seiner Arbeit ohne Furcht stehen zu dürfen. Kam der Prinzipal in die Arbeitssäle, freute er sich jedesmal, den lieben christlichen Herrn zu sehen. Wußte dieser eine Gelegenheit für einen geistlichen Genuß, verfehlte er nie, seinen Arbeitern sie mitzuteilen; und baten sie um Erlaubnis, den Vortrag irgend eines Gottesmannes anhören zu dürfen, es wurde ihnen nie versagt. Basel mit seinem Missionshause, mit seinen kräftigen

Zeugen von Christo Jesu, bot einem heilsbegierigen Herzen gesunde Glaubensnahrung im Überfluß. Längere Zeit benützte Bürgi jede Gelegenheit, wo dem Geiste Nahrung geboten wurde. Sonntag morgens sieben Uhr wandelte er der St. Martinskirche zu, von ihr ging er um neun Uhr ins Münster; die Kinderlehre im Spital war eine gar so liebliche Stunde, sie besuchte er um elf Uhr regelmäßig. War zu Mittag gespeist, rief das schöne Geläute der St. Leonhardskirche um ein Uhr nachmittags, das Fälkli aber, in dem Versammlung gehalten wurde, gab ein nahrhaftes Abendbrot um fünf Uhr. War er bis dahin noch nicht völlig gesättigt, so wurde noch Versammlung im Missionshaus gehalten, und er ging auch noch dorthin. Wäre er nicht schon zu alt gewesen, wie gerne hätte er sich selbst für den Missionsdienst anwerben lassen! Nicht wenige Sonntage besuchte er alle diese Gottesdienste. Später meint Bürgi: „Vielleicht wäre es besser gewesen, manchmal zwischenein in der freien Natur zu spazieren; aber spazieren gehen, und dort die Kirche stehen lassen, ist gar nichts.“ So ein im Feuer der ersten Liebe zu Jesu stehendes Herz kann ungemein viel vertragen und verdauen; es kann von dem Geliebten nicht genug hören.

Um die Woche über nicht zu verlieren, was er Sonntags gesammelt, stand er Sommers vor vier Uhr auf, um Zeit zum Lesen und Gebet zu haben, ging dann noch vors Steinenthor spazieren, machte die freie Natur zu seiner Gebetskammer und verlebte in ihr unvergeßlich gesegnete Morgenstunden. Auf einem solchen Spaziergange wurde er mit einem Seidenweber bekannt, von dem er den Eindruck erhielt, er sei nicht ferne vom Reiche Gottes; so nahm er recht gerne die Einladung zu jeweiligem Besuche bei ihm an. Den Stoff der Unterhaltung lieferte stets das Wort Gottes. Mit dem Weber selbst wollte es nicht so vorwärts im Glauben und Erkenntnis, wie Bürgi es hoffte und wünschte, dagegen that der Frau der HErr und

der ältesten Tochter das Herz auf, daß sie beide gläubig wurden. Der Seidenweber hätte gerne den lieben Gast enger an seine Familie geknüpft und gab ihm zu verstehen, wenn er um seine fromme älteste Tochter werben würde, die Antwort würde kein „Nein" sein; allein „ich war noch unempfindlich mit dem Heiraten."

Statt dafür zu sorgen, war er immer bereit, die eine kostbare Perle, in deren Besitz er sich selbst so reich fühlte, auch andern anzupreisen, was nicht immer ohne Erfolg blieb. Ein Arbeiter in demselben Geschäft, namens Greiner, sehr geschickt, auch nicht ferne vom Reich Gottes, allein in Gefahr, die ersten von andern gläubigen Männern erhaltenen Eindrücke wieder zu verlieren, war sein nächstes Augenmerk. Damit sein Zurückfallen zur Welt nicht nur verhütet, sondern er durch die Gnade in einen befestigteren Glaubensstand komme, verbündeten sich Herr R. und Bürgi miteinander. Es wurde die Einrichtung getroffen, daß die beiden Arbeiter einen kleinen Arbeitssaal allein benützen konnten, und so Greiner, ohne sein Wissen, unter den Einfluß des immer zum Angriff bereiten Bürgi gebracht wurde. Diesem menschlichen Plane gab Gott sein gnädiges Gedeihen. Der Arbeitssaal, im oberen Teile des Hauses gelegen, unterstützte das Unternehmen in bester Weise; Greiner konnte nicht ausweichen, er wollte auch nicht, und Bürgi evangelisierte, während er seine Kurbel drehte, vom Morgen bis zum Abend nach Herzenslust. Das Geräusch der Maschine nötigte sie, laut zu sprechen, und dieser Umstand kam einer dritten Person zu gut, die in dem anstoßenden „Plunderkämmerli" am leise zurückgestoßenen Schieber stundenlang stand und den gottseligen Gesprächen der jungen Männer mit Andacht lauschte.

Freund Greiner sagt von der mit Bürgi verlebten Gnadenzeit: „Wir arbeiteten ein und ein halbes Jahr nebeneinander; er hatte ein Rad zu treiben. In seiner Arbeit war Bürgi sehr

treu und fleißig und darum beliebt bei jedermann, besonders beim Herrn; dabei lernte ich ihn als einen eifrigen, gründlichen Christen kennen, der eine große Bekanntschaft mit dem Worte Gottes besaß und immer bereit war, andern es anzupreisen; ja, er war oft nur zu eifrig und man hatte Mühe, seine Hitze zu mäßigen und in Schranken zu halten. Mir hielt er viel den Spruch vor: „Suchet den HErrn, weil Er zu finden ist; rufet Ihn an, weil Er nahe ist" (Jes. 55, 6), und seinem Einfluß verdanke ich es, daß ich zur Entschiedenheit im Christentum kam. Wir wurden nach und nach sehr innig miteinander verbunden, machten häufig, besonders an Sonntagen, gemeinschaftliche Spaziergänge und teilten uns unsre inneren und äußeren Erlebnisse mit. Hatte er Unrecht gethan, oder glaubte er, jemand beleidigt zu haben, erkannte er gar bald seine Schuld, bat um Verzeihung und ruhte nicht, bis das alte Friedensverhältnis wieder hergestellt war. Bei einem unsrer Mitarbeiter entstand eine Versammlung, in der sich ein reges Glaubensleben offenbarte; auch die sieben Töchter dieses Mannes wurden bekehrt. Wie geriet aber Bürgi in einen Eliaseifer, als er wahrnahm, die erste Liebe der Mädchen zum HErrn wolle erkalten; sie haben wohl seine feurigen Mahnungen, die er ihnen einzeln und gemeinsam gab, nicht so bald wieder vergessen. Ein Hinken auf beiden Seiten war ihm etwas Unerträgliches. Ich wurde einmal krank. An leiblicher Pflege hätte es mir nicht gemangelt, allein ich bedurfte ebensosehr der geistlichen Pflege und ruhte nicht, bis mir mein lieber Bürgi als Krankenwärter gegeben wurde. Ich wünschte jedem Kranken einen solchen treuen, zartfühlenden, dienstfertigen Diakon. Hier gewann er vollends mein ganzes Herz. Er ist selig daheim beim HErrn, ich weiß das; aber durch Dank und Liebe fühle ich mich mit ihm verbunden, bis ich ihn im Lande der Lebendigen wieder mit Freuden begrüße."

Im Jahr 1828 wurde Bürgi durch den Missionszögling Weitbrecht mit dem Jünglingsverein bekannt und besuchte von da an dessen Zusammenkünfte im Fälkli regelmäßig. Eins fügte sich zum andern, um sein Leben zu einem angenehmen zu machen. Nur ein Wunsch, ein eigen Zimmer mit Tisch und Bett zu haben, der war noch unerfüllt. Allein, „habe deine Lust an dem HErrn, der wird dir geben, was dein Herz wünschet.“ Herr R. mietete für seine großen Mangen ein der Regierung gehöriges Gebäude, die Schleife, und hier ward ihm ein nettes Zimmerchen zu teil. Da war's dem sorgenfreien Manne einmal wohl. Es kamen Briefe von Lyon, Genf, Höngg, Winterthur und Liestal; eine Korrespondenz eröffnete sich, daß er bald einen Geschäftskreis wie ein Bezirkspräsident hatte. Er war voll Freude über seinen strengen Briefwechsel und schrieb halbe Nächte durch. Als er später die Resultate dieser Thätigkeit überblickte, war das meiste nur leerer Dunst gewesen. Nur von einer Schrift aus jenen Tagen erfuhr er einen Erfolg. Seine Mutter darauf aufmerksam zu machen, wo es ihr fehle, schrieb er eine drei Bogen starke Betrachtung über die drei Fragen: „Wo kommst du her? Wo bist du jetzt? Wo willst du hin?“ Die Mutter hatte die Sache mit Wohlgefallen gelesen; ihr Mutterstolz hob sich, einen Sohn zu haben, der solch ein Schriftgelehrter geworden war; auch die Geschwister fanden sich in der Schriftstellerei des Bruders geehrt, aber dabei blieb's vorerst. Ein an der Auszehrung kränkelnder Jüngling bekam das Heft auch in die Hände, ihm gingen dadurch die Augen auf; er wurde ein redlicher Sucher, und ehe er entschlief, war er ein glücklicher Finder geworden.

Während Bürgi den Kreis seines Wirkens immer mehr erweiterte, sein Zimmerchen neben dem Schreiben auch zum Lesen und Beten fleißig benützte, süße Stunden da verlebte, selten eine Versammlung oder Kirche versäumte, erlitt doch das Wachstum des

Geistes eine Stockung. Er blieb nicht der von Herzen demütige Jünger und empfing deshalb auch nicht wie früher die Gnade in so reichem Maße. Ohne daß er es selbst bemerkte, geriet er aus dem Geleise der Demut und Einfalt hinaus, und statt den in die Tiefe hinabführenden Weg Christi zu wandeln, fing er an, Wege selbsterwählter Heiligkeit einzuschlagen. Er las im Briefe Jakobi von den Zungensünden, und in der Bergpredigt: „Eure Rede aber sei: Ja, ja; nein, nein; was darüber ist, das ist vom Übel," und von Stund an faßte er den Entschluß, nach dieser Regel seine Rede einzurichten, und überdies nirgends mehr, als unumgänglich nötig sei, zu sagen. Strenge hielt er sich an seine Regel und hatte im Anfang bei ihrer Befolgung außerordentlichen Genuß. Seine Umgebung, besonders seine Freunde und alle, mit denen er zu verkehren hatte, stutzten und wußten nicht, was sie aus dem halb stumm gewordenen Menschen machen sollten. Zuerst versuchte man, ihn zum Brechen seines Schweigens zu bringen; da er sich aber weder hierzu, noch zur Erklärung über seine Sonderbarkeit bewegen ließ, wurde es nach und nach so stumm und still um ihn, wie in einem Grabe. Die Deutung, die seinem Schweigen gegeben wurde, war eine irrige; sie wurde einer ihn beherrschenden Widerwärtigkeit zugeschrieben, und bald grüßten ihn auch die nächsten Freunde nicht mehr, wenn sie ihm auf der Straße begegneten; desto mehr zog er sich zurück in das Schneckenhaus seiner Ascetik. Nun ließ man ihn gehen, und die Folgen des Mangels an lebendiger Gemeinschaft mit andern Gläubigen machten sich ihm bald drückend fühlbar. All sein Schreiben, Lesen, Kirchen- und Stundengehen war segenslos, seine Gebete „prallten in ihn selbst zurück," das Bibelwort bewies keine Kraft mehr am Herzen; der Friede wich, und in der Seele begann es zu nachten. Bürgi fing an, sich zu kasteien, betete lange auf den Knieen, wälzte sich im Büßerhemde auf dem

kalten „Plättliboden" und wollte es so erzwingen, in den vorigen Stand des Friedens zurückzukehren. Es half nichts. Es suchte ihn sein Freund Greiner auf; gegen ihn fühlte er jedoch einen solchen Widerwillen, und äußerte ihn, daß dieser betrübt wegging; auch die Liebe war gewichen. Bitter bereute er, den lieben Freund schnöde behandelt zu haben, kam er jedoch wieder, machte er es ihm noch übler. Er bekennt über diesen Zustand: „Daß ich ein Sünder sei, glaubte ich wohl; wenn man mir aber meine Fehler im einzelnen vorhielt, dann wurde ich böse. Dieser Zustand nahm ihm zuletzt Appetit und Schlaf, und auch sein Körper fing an zu leiden. Alles mögliche fiel ihm als Weg zur Rettung ein, nur an das einfache, naheliegende dachte er nicht. Bald wollte er fort, weit fort und Einsiedler werden, bald wünschte er, wieder unbekehrt zu sein, daß er neu anfangen könnte. Sein weiches Gemüt fand besonders den Verlust der Liebe der Brüder, die er anfangs so reichlich hatte genießen dürfen, unerträglich; das Wasser ging ihm zuletzt an die Seele. So, bis fast unter den Boden gedrückt, verließ er eines Abends um vier Uhr seine Arbeit; körperliche Entkräftung und innere Zernichtung machten ihm das Fortarbeiten unmöglich. Mit gefalteten Händen und mit dem Seufzer: „Lieber HErr und Heiland, ist denn kein Wort mehr in der ganzen Bibel, das mich zurechtweisen könnte? Sei mir doch wieder gnädig und erleuchte mich durch deinen heiligen Geist!" schritt er langsam die Treppe hinauf. Die Bibel lag offen auf dem Tisch, und seine Augen fielen auf Jes. 39, 29. „Weil du denn wider mich tobest, und dein Stolz herauf vor meine Ohren gekommen ist, will ich dir einen Ring an die Nase legen und ein Gebiß in dein Maul, und will dich des Weges wieder heimführen, des du gekommen bist." — Diese Worte durchzuckten und durchbohrten ihm Leib und Seele, wie ein Pfeil. „Das ist ein Brief Gottes an dich; in diesem Vers

liegt die Antwort auf dein Gebet," war seine feste Überzeugung; es zog die Freude in das Herz ein, daß ihn Gott nur auch wieder einer Antwort würdige. Jetzt fing er an zu forschen. „Wo hast getobet?" Antwort: „Du hast die Unterweisung verachtet, der Freunde Rat abgewiesen, Gott widerstrebt! Jetzt sollst einen Ring an die Nase bekommen!" Bürgi gedachte der Büffelochsen in Spanien, die an Nasenringen geführt werden; sie dauerten ihn stets; jetzt dienten sie ihm zur Erklärung der erhaltenen göttlichen Antwort. „Was ist aber der Ring?" — Antwort: „Die Körper- und Seelenleiden, wodurch dich Gott von deinen selbsterwählten Wegen wegziehen wollte?" „Aber wohin will dich der HErr führen?" — „Ach, nirgends hin, als in den Stand der herzlichen Demut, den du inne hattest, da du seinem Zug zuerst folgtest. Komme wieder im Gefühl deiner Unmündigkeit, wie ehemals, und dein Licht wird wieder aufgehen." Eine unbeschreibliche Freude zog nun in sein Herz ein; der Mund, der bisher nur geklagt hatte, fing an zu loben und zu danken. Als der erste Freudensturm vorüber war, lief er ins Missionshaus, um Bruder Lang sein: „Gefunden, gefunden!" zuzurufen. Statt seiner fand er Bruder Weitbrecht und auf dem Bänkchen vor dem Gartenhäuschen schüttete er sein froh und frei gemachtes Herz in das des teilnehmenden Bruders aus. Ohne daß sie es wußten, saß innen in der Laube eine ältere Frau, deren Herz durch Anfechtungen sehr beladen war, und die auch schon lange auf den Anbruch des Tages des Trostes harrte; sie hörte der Erzählung Bürgis zu. Ach, so ähnlich war ja auch ihr Zustand. Während der Unterredung der beiden erhielt auch sie Licht über sich und ihr Verhältnis zu Gott, und lobend und dankend kam sie heraus, zur Freude der beiden Freunde auch ihren Teil beizutragen. — Bürgi kehrte heim und überraschte Freund Greiner mit der Nachricht: „Mir geht's besser, mir ist geholfen!" Dieser traute kaum seinen

Augen, so groß war die im Wesen Bürgis vorgegangene Veränderung, und auch von seinem Herzen fiel ein schwerer Stein der Sorgen.

Bürgi wollte sich nun all sein Lebtag hüten vor solcher Betrübnis seiner Seele, wandelte klüglicher, schränkte seine Korrespondenz und seinen Bekehrungseifer an andern ein und achtete darauf, was ihm der HErr in die Hände gebe.

Der Prozeß des Brotherrn war endlich geendet, und die Fabrik in Arlesheim wurde fortgebaut. Bürgi hatte dort Aufsicht zu führen und ward beauftragt, die Mutter zu sich zu nehmen, daß sie seine Haushaltung führe; denn er lebte dort auf Kosten des Herrn. Gerne folgte sie dem Rufe; beide, Mutter und Sohn, hofften Glückstage beieinander zu verleben, und — beide täuschten sich, weil sie an verschiedenem Joche zogen. Die Mutter war stets noch gewohnt, unbedingten Gehorsam vom Sohne zu fordern, der ihr gar oft, auch aus Gewissensrücksichten, nicht gewährt werden durfte; sie bekam mit ihm und andern Hausgenossen Zank und verbitterte sich und dem Sohne das Leben.

Er war ein Kind des Friedens, das sich bemühte, auch um Wohlthat willen leiden zu lernen; sie mochte kein Wörtlein überhören und setzte sich gegen jedes angethane Unrecht zur Wehre. Als einer Mitbewohnerin des Hauses etwas Geld weggekommen war, und sie merken ließ, die Mutter könnte es an sich genommen haben, brauste sie auf, wie kochende Milch; sie lief zu Rudolf und erklärte ihm, stehenden Fußes vor Gericht gehen und die Verleumderin verklagen zu wollen. Dieser saß eben an der Bibel und las von „Daniel in der Löwengrube.“ Er hörte ruhig zu und sagte dann: „Mutter, wir wollen zuerst so stille werden, wie der Daniel unter den Löwen. Er betete eine Nacht fort, und sie durften ihn nicht fressen; morgens wurde er aus dem Graben gelassen.“ Schwer ließ sie sich besänftigen;

als aber der nächste Morgen gekommen war, fand sich's, die Frau habe ihr Geld selber an einen ungewöhnlichen Ort gelegt und wieder gefunden. Sie bezeugte ihr Bedauern, war wieder freundlich, und die Mutter froh, dem Sohne gefolgt zu haben. — Das geschah vor dem Umzug nach Arlesheim noch in einem Kosthause in Basel.

In Arlesheim wurde die Mutter die Leiterin des Hauswesens, so daß sich hoffen ließ, das Zusammenwohnen werde ein lieblicheres und gesegneteres werden, allein auch diese Hoffnung sollte sich nicht erfüllen. Mit Bürgi und seiner Mutter zogen auf die noch im Werden begriffene Fabrik zwei Arbeiter und eine Arbeiterin, die eine Garnwindmaschine zu besorgen und an ihr diese Arbeit zu lernen hatte. Sie hieß Lisabeth, war schlecht und recht, gottesfürchtig und meidete das Böse. In ihrer freien Zeit las sie gerne erbauliche Bücher und liebte Stille und Einsamkeit. Auf diese Person warf die Mutter bald einen bitteren Haß, klagte viel bei ihrem Sohne und verlangte zuletzt, er solle sie fortjagen. Dagegen sträubte sich sein Rechtsgefühl. Die Person war fleißig, begriff ihre Arbeit und konnte ihre Bestimmung, wenn die Fabrik einmal im Gang wäre, Kinder im Garnwinden zu unterrichten, recht wohl und zum Nutzen des Herrn erfüllen. Jetzt wandte sich der Zorn der Mutter gegen ihn. Sie behauptete, die Welt habe sich umgekehrt, die Kinder fangen an, den Eltern nicht mehr zu gehorchen, und wenn er nicht mit Lisabeth in einem geheimen Einverständnis stünde, er würde wohl auch ihrer Ansicht sein. Da gab es schwere Stunden. Eines Sonntags war er auf dem Estrich der Fabrik und sah unten die Lisabeth recht betrübt herumspazieren. Er wollte ihr zu verstehen geben, daß er den Haß der Mutter gegen sie nicht teile und warf ihr etliche schöne Äpfel zu. Er that's in Herzenseinfalt, allein klug war es nicht. Nicht nur der Mutter, sondern auch der

eigenen Herzensstücke und der Arbeiterin wegen wäre eine ruhig-ernste Zurückhaltung hier das beste gewesen. Die fleischliche Liebe weiß sich gar listig ins Gewand der Frömmigkeit zu hüllen, besonders wo es gilt, verfolgte Unschuld zu schützen, und nicht selten wird das wahre Verhältnis erst dann entdeckt, wenn es zu spät ist. Jüngling, hüte dich! Die Mutter sah zu und nun war sie völlig überzeugt, Rudolf habe mit „dem dummen Mensch" ein Liebschaftsverhältnis und verbinde sich mit ihr gegen sie, ihr zu „leidwerchen." Mit Zornesworten schäumte sie ihre Beschuldigungen gegen den Sohn heraus und erklärte, dem Unfrieden dadurch ein Ende machen zu wollen, daß sie wieder nach Töß zurückkehre. Er nahm sie beim Wort, erwirkte ihren Abschied, und, so leid es ihm that, mit ihr entzweit zu sein, ließ sie gehen. Ihre geistliche Blindheit in Selbstgerechtigkeit machte ihm tiefen Schmerz. Ging sie auch von seinem Hause fort, auf treuem, betendem Sohnesherzen behielt er sie doch.

Unterdessen war unser Freund 35 Jahre alt geworden, ein Alter, in dem die Frage, ob man den ledigen Stand lebenslang beibehalten oder endlich zur Gründung eines eigenen Hausstandes schreiten solle, mit Dringlichkeit sich aufwirft. Im Hause des Herrn R. war er ein sehr geschätzter, brauchbarer Arbeiter, auf den sich zu verlassen war; die jüngste Magd des Hauses war gleichfalls eine gläubige Person und gute Arbeiterin, für ihren Stand gut gebildet — übt ja das Christentum auch stets einen das Äußere ordnenden und bildenden Einfluß aus — ihr war das längere Dienen entleidet, und Frau R. hoffte, Magd und Knecht für sich zu erhalten, wenn es ihr gelänge, aus ihnen ein Ehepaar zu schaffen. Es ist das so der Frauen Art und fast allen ein liebes Geschäft, solchen Bündnissen aufzuhelfen, sie wenigstens einzuleiten. Bürgi betete darüber, erhielt aber keine Ordre vorzufahren; vielmehr bemächtigte sich des Heiratskandidaten ein unerklärliches Sehnen nach seinem Geburtsort

Neftenbach. Überlegte er sich die Sache, so konnte kein vernünftiger Grund, seine jetzige Stelle zu verlassen und in den so wildfremden Heimatort zu gehen, wo nur noch einige weit entfernte Verwandte wohnten, gefunden werden. Das stürmische Herz ließ sich nicht beschwichtigen, er mußte einmal mit seinem Herrn reden. Dieser lachte und sagte: „Gehe einmal auf 14 Tage heim, und dann siehe zu, wie's dir gefällt." Er dachte nicht anders, als dieser Augenschein werde die beste Arznei für sein sonderbares Heimweh sein.

Eines schönen Morgens nimmt Bürgi seinen Reisestab und wandert Neftenbach zu. Wie ganz anders ist seine äußere Erscheinung, als da er, den Tornister auf dem Rücken, von Madrid und Lyon weg zog! Das Christentum war nicht nur seinem Innenleben zu statten gekommen, sondern hatte auch seine äußeren Verhältnisse gebessert. Er schritt als stattlicher, wohlgekleideter Mann daher, dem das frühere große Anliegen, wo der beste Wein am wohlfeilsten zu haben sei, gar nicht mehr die Lebensfrage war. Fünf Tage hielt er sich, ohne sich jemand zu erkennen zu geben, in Neftenbach auf; sein Logis hatte er im Wirtshaus. Ohne die mindeste Aussicht zu finden, hier Haus und Herd gründen zu können, fühlte er dennoch den Zug nach diesem Ort immer mehr, und nichts weniger als geheilt kehrte er nach Basel zurück. Als er seinem Herrn das mitteilte und gerne noch weiter über den einzuschlagenden Weg beraten hätte, ward dieser so unangenehm überrascht, daß er schnell aus dem Zimmer ging und den Ratlosen bei all seinen Fragezeichen allein stehen ließ. Er mußte sein Anliegen mit dem HErrn allein ausmachen, und diesen bat er recht oft um gnädige und klare Wegweisung. Diese glaubte er nach zwei Monaten darin gefunden zu haben, daß sein Herr die Fabrik in Arlesheim gegen eine kleinere in Kleinbasel vertauschte. Er verlangte seinen Abschied und erhielt ihn mit den herzlichsten Segenswünschen und, um auf seine neue

Umgebung mit Segen einwirken zu können, einem Fäßchen voll Traktaten, franko Töß.

Bürgi hielt den Zug des Herzens, so sehr er im Widerspruch mit dem Verstande war, für einen göttlichen, und hoffte nichts anderes, als er werde nun die von ihm geöffneten Thüren überall finden. Schon der Anfang war wenig versprechend; er mußte bis in die Nacht herumlaufen, um ein Kosthaus zu finden. Er war gut gekleidet, hatte ordentliche Manieren; man glaubte, er fordere Herrentisch, und wies ihn überall ab. Endlich wagt's mit Bangen eine Hausfrau, ihn vorerst als Gast anzunehmen.

Noch schwieriger war's für ihn, Arbeit zu finden; wo er anklopfte, wurde er abgewiesen, und erst die andre Woche fand er Anstellung bei einem Straßenbau in Töß.

Der Aufseher mußte ihm bald abgemerkt haben, daß er in ihm einen Mann erworben, der sich in mancherlei Sätteln zurecht zu finden wisse. Er ließ ihn aus Kieseln ein Steinbett legen, und die Arbeit fand so sehr die Billigung des Aufsehers, daß er ihn fortan diese so leichte als lohnende Arbeit verrichten ließ. Bürgi erhielt um seiner Kunst willen für den Tag vier Schilling Zulage. Daß er zwar dankbar für den Erwerb, aber doch nichts weniger als befriedigt in diesem Berufe war, läßt sich denken. Er fühlte, das ist nur Provisorium; wegen Straßenbau hat dich der Heiland nicht hieher kommen lassen. Doch, er führte im Panier nicht den Krebs, auch nicht den Steinbock, sondern: „Geduld!" und dieses Geduldhaben wurde ihm auch nicht zu schwer gemacht. Die Bauersleute, an deren Tisch er aufgenommen war, behandelten ihn sehr freundlich; denn seine der Mutter geschriebene Betrachtung (siehe S. 167) war ihnen in die Hände gekommen und hatte ihren Beifall erhalten. Auf den älteren Sohn hatte sie den besten Eindruck gemacht; er wurde nachdenkend, begann den Schrankenlauf, bis er nach einiger Zeit meinte, der Tausch: „Alles um alles,"

sei doch kaum für einen so lebenslustigen jungen Menschen wie er annehmbar. Er ward laß und ging wieder zurück. Was der ältere Bruder als „lose Speise" verachtete, erkannte der jüngere als Manna, davon die Seele lebt, und waren Bürgi und er beisammen, so wurden stets nach Herzenslust solche Fragen besprochen.

Bald nach seiner Erweckung wurde der liebe Jüngling kränklich; ein Jahr dauerte sein Glaubenskampf und Lauf; im 21. Lebensjahre entschlief er selig in Christo.

Das Fäßchen mit Traktaten konnte nirgends bessere Anwendung finden als beim Straßenbau in Töß, bei dem viele Arbeiter angestellt waren. Alle Samstag Morgen wurde ein Paket ausgelesen und beim Abendessen verteilt. Da die Arbeiter den umherliegenden Gemeinden angehörten, erhielten die Schriften weite Verbreitung und wurden gerne gelesen. Der Aufseher über den Straßenbau fand Bedenkliches in dem fortwährenden Traktate-Austeilen, fürchtete, es könne das Ungelegenheiten bringen, und wollte es verbieten. Verkehrswege da unten eröffnen, das hielt er für gut und nützlich; die zerfallenen Wege Zions zu bauen, das schien ihm zum wenigsten überflüssig, und nicht ohne Grund fürchtete er, die Geistlichkeit möchte darüber in Eifer geraten. Bürgi erklärte ihm die Sache von dem richtigen Gesichtspunkt aus, worauf er nun zwar das Austeilen nicht gerade erlaubte, aber auch sein Verbot nicht aufrecht hielt; so wurde in der guten Sache fortgefahren, bis die Juli-Revolution in Frankreich auch Gährungen in der Schweiz nach sich zog und der Straßenbau aufgehoben wurde.

Der Winter 1831 war angebrochen und mit ihm wenig Aussicht auf Verdienst. Wohl hatten ihn seine Kostleute so lieb gewonnen, daß der alte Vater mit Nachdruck sagte: „Bleib bei uns; du sollst für ein Jahr freien Tisch bei uns haben;" allein so sehr ihn das Anerbieten freute, Bürgi war nicht gewohnt,

auf andre sich zu verlassen, so lange er selbst noch irgend Mittel finden konnte, sich sonst durchzuschlagen. Er fand bei Verwandten in verschiedenen Orten Arbeit genug, und besonders der Schwager in Bülach war froh, wenn er bei ihm den Winter durch bliebe. Dort missionierte er an den langen Winterabenden, hauptsächlich an seiner Schwester, die sich gerne über Gottes Wort mit dem Bruder unterhielt. Selbst wenn er es gar nicht drauf anlegte, das Gespräch auf die Religion zu bringen, sogleich ward er von andern darauf geführt, und er konnte diese Abende zu den Segenszeiten seines Lebens rechnen. Auch die Traktate wurden bald in allen Häusern gelesen. Dieselbe Stube mit dem Schwager bewohnte ein Schneider. Bürgi gab sich mit ihm nicht ab; er war leichten Sinnes und trieb täglich mit dem jungen Sekundarlehrer über Mittag Narrenteidinge, die eines Mannes unwürdig waren; doch ließ sich Bürgi durch die Anwesenheit dieses Mannes auch nicht einschüchtern, mit jedermann offen von dem zu reden, was eines Menschen vornehmste Sorge in diesem Leben sein soll. Eines Abends machte der Schwager in der Tischecke sein gewohntes Schläfchen, die Schwester spann, und Bürgi redete mit ihr über Sinnesänderung. Er bemerkte wohl, wie der Schneider öfter ernstlich aufschaute, die Nadel ruhen ließ und dem Gespräch zuhörte; ob dies ihm angenehm oder unangenehm sei, das konnte er nicht inne werden. Bürgi ging zur Stube hinaus, ihm folgte der Schneider, zupfte ihn am Kleide und legte Beichte ab, aufrichtiger als mancher Katholik am Beichtstuhle. Als Schwester und Schwager im Bette waren, kam die Fortsetzung des Gesprächs im finsteren Hausgang. Hier teilte er mit, daß er schon bei Anhörung des ersten Gesprächs Bürgis unruhig geworden und den Leichtsinn mit dem Sekundarlehrer nur in Angst und Unruhe fortgesetzt habe. Im ganzen sei er voll Unruhe, sein Leben bisher sei ein verwerfliches, das fühle er; allein, was er zu thun habe, um ein neues Leben

zu beginnen, das wisse er nicht. Da war er nun zum rechten Arzt gekommen, und Bürgi holte sogleich die Arznei, die alles heilet, die Bibel hervor, las mit ihm die Geschichte vom verlorenen Sohne, wandte sie auf seinen Zustand an, riet ihm seine Freundschaft mit dem Lehrer zu brechen und mit Leib und Seele sich dem Heiland als Eigentum zu übergeben. Schon den folgenden Tag zeigte sich, daß das Gehörte dem schüchternen Nikodemus zu Herzen gegangen sei; der Ernst des Schneiders schreckte den Lehrer ab, und er blieb weg. Jetzt aber fings an im Dorfe zu rumoren, und das Wenigste, was sich die Leute mitteilten, war: Der Schneider sei verrückt geworden, Bürgi habe ihn durch seine besondere Lehre „hinterfür" gemacht. Daß bei solcher Sachlage die hochlöbliche Ortsobrigkeit nicht ruhig bleiben konnte, wollen wir ja gerne glauben. Hat ja selbst einmal ein Professor seinen Schülern mit gefalteter Stirne in drohendem Ernste gesagt: „Ich höre, unter euch reiße die Gottseligkeit ein; ich will euch hiermit davor gewarnt haben." — Was konnte Bürgi, der nun schon das Dorf mit frommen Büchlein überschwemmt, der einen geschickten Schneider zum Narren gemacht, nicht für weiteren Rumor noch anrichten! Daß das „des Wortes Gottes Art, Glück und Lauf" ist, wußten noch klügere Leute als der Präsident von Bülach nicht. Kurz, der Schwager wurde durch den Nachtwächter, den Amtsdiener des Präsidenten auch bei Tag, vorgerufen und über „den Menschen" vernommen, der schon einige Zeit bei ihm wohne und das Dorf mit seiner neuen Lehre anstecke. Das erste Mal wurde er ohne weitere Anordnung in Gnaden entlassen. Nach acht Tagen kam der Hüter des Gesetzes bei Tag und Nacht wieder, und diesmal wurde gedroht, wenn Bürgi nicht binnen kurzem seine Ausweisschriften bringe, werde er in seine Heimat geliefert. Mit Lachen empfing Bürgi den Befehl; denn gerade in den nächsten Tagen mußte sichs entscheiden, ob er die durch Freund Graf vermittelte Anstellung

am Spital in Winterthur erhalten solle oder nicht. Aussicht war alle vorhanden, und über die Bedingung, sich nicht zu verheiraten, war der Bewerber um diesen sonst angenehmen Dienst auch schon hinübergekommen. Als er und Graf aber miteinander zu „den Herren" gingen, um die Einweisung ins Amt zu erhalten, fanden sie lange Gesichter. Gerade am Abend zuvor war ein Hauptmann, der mit seinem Bedienten aus französischen Diensten zurückgekehrt war und dem Diener zu Dienst und Brot zu verhelfen beschlossen, in Winterthur eingetroffen; er erfuhr von der im Spital vorhandenen Dienstlücke, hatte einflußreiche Vettern und so wurde Bürgi abgewiesen, der Bediente aber wohlbestallter Spitaldiener.

Es war wohl auch das ein gnädiges Fügen seines Gottes, daß Bürgi mit seinen Gaben andern zu dienen, nicht in die Mauern einer Anstalt vergraben wurde, innerhalb deren ihm eine freie Bewegung nicht gestattet worden wäre. Er selber fühlte Erleichterung bei dieser Abweisung, da der Zwang zu lebenslänglicher Ehelosigkeit ihn doch gedrückt haben würde, und kehrte nach Neftenbach zurück. Die vielen Freunde, die er sich hier und an andern Orten erworben, entwickelten eine ungemeine Thätigkeit, ihn zu versorgen. Bald wars eine Heirat, bald eine Arbeitsstelle, bald ein Ämtlein, das sie für ihn wollten gefunden haben, überall aber stießen sie auf Hindernisse. Mit großem Ernst befahl er sich und sein ganzes Ergehen in Gottes treue Hände; denn so wohl die sorgliche Liebe der Freunde dem Gemüte that, versorgt wollte er eben doch nur von seinem Gotte sein.

Eines Abends besuchte er seine Base, die etwas vom Dorfe entfernt ihre Wohnung hatte; auch sie gehörte zu denen, die Bürgis endliche Versorgung auf dem Herzen trugen. Sie bot ihm ihr eigen Haus und Feld zum Kauf an. Als er aber über diesen Antrag unwillig den Kopf schüttelte, sagte sie freundlich:

„Du kannst mir ja auch zinsen, wie's ein andrer thun würde und ich selbst es thue. Bist du einmal im Besitz meines Anwesens, so wirst ein geachteter Mann, gewiß schon im nächsten Jahr zu einem Herren gewählt, und dann bist geborgen."

Das war dem einfachen Christen eine widrige Rede; er suchte nicht Ehre und Ansehen, sondern ein bescheiden Teil, gesegnet vom HErrn, dabei er seinen Lauf zum Ziele ungehindert fortsetzen könne. Er hatte es mit angesehen, wie so mancher junge Christ durch Übernahme einer zu schweren Weltbürde, durch den Druck allzuvieler Schulden, weder äußerlich noch innerlich je auf einen grünen Zweig kam, und das Ansehen, das ihm ein bedeutender Besitz verschaffte, gar teuer durch fortwährend aufliegende Sorgenlast verzinsen und versteuern mußte. Er machte dem Handel schnell ein Ende, indem er kurz antwortete: „Was andern zu schwer ist, will ich auch nicht tragen." — Die Base verließ gekränkt die Stube, und Bürgi machte indes Kalender. Schnell kam sie aber wieder zur Thüre herein, stand nahe vor den eigensinnigen, stolzen Vetter hin und sagte: „Hör, ich weiß etwas anderes, heirat' d'Käppis-Lise. Sie hat Haus und Heimen; das wäre was für dich." Mit offenem Munde sah Bürgi die Base an, ohne ein Wort zu sagen. Sie merkte aber, ihr Rat habe besser eingeschlagen, als der erste Antrag, und sie fuhr fort: „Soll ich sie holen, oder willst du selbst hin?" Nein, diese Eile war nicht nach seinem Sinn; er wollte nur auch vorher recht zu Atem kommen, ehe er antworten wollte. Die Base gab nicht nach, die Lise wurde geholt, schon unterwegs gehörig instruiert und mit allen Vorzügen des Bewerbers bekannt gemacht. Indes saß Bürgi da und betete: „Lieber Gott, was wird noch aus mir werden! Durch dein gnädiges Leiten und Schützen ist mir bis heute kein Leid geschehen; bewahre mich auch jetzt, daß ich in nichts einwillige, was dir mißfällt."

Jetzt saßen die beiden sich gegenüber. Früher hatte er öfter gebetet: „Herr, wenn du willst, daß ich heiraten soll, so zeige du mir ein Weib, die für mich ist!" Die nächste Frage war nun: „Ist die Lise diejenige, die mir von dir bestimmt ist?" Sie sprach ihre Bereitwilligkeit, seine Gefährtin durchs Leben werden zu wollen, ohne Rückhalt aus; er aber behielt sich vierzehn Tage Bedenkzeit vor. Lise hatte eine alte Mutter, war aber dabei Besitzerin des Häuschens, das sie bewohnten. Er glaubte, die Person passe wohl für ihn, und das Häuschen bildete für den, der sein Lebenlang keinen Fußbreit Landes sein Eigentum hatte nennen können, etwas sehr Verlockendes. Er sagt: „Wer so lange draußen gestanden, gefroren, ohne Obdach in Wäldern, Felsklüften und hinter Dornbüschen gelegen und geschlafen, wer so oft Läuse und Krätze gehabt hat und hinter Schloß und Riegel lag, wie ich, der mußte Respekt haben vor einem Dache, das er eigen nennen kann, Respekt vor der Freiheit, Respekt vor Häuslichkeit und Reinlichkeit." — Er hoffte, in diesem Antrag einen Wink der Vorsehung erhalten zu haben.

Auf dem Wege nach Bülach, wohin er zurückkehrte, wurde sein Herz fröhlich und wohlgemut, so, als ob nun alle Erdennot auf einmal ihr Ende erreicht hätte. Freund Graf war der einzige, der sein Bedenken gegen diese Verbindung aussprach, ohne daß es bei Bürgi einen „Wank" that; sonst wünschte ihm jedermann Glück zu seinem Vorhaben. Die vierzehn Tage waren abgelaufen, Bürgi kehrte nach Neftenbach zurück, besuchte zuerst seine künftige Braut und ward mit viel Freundlichkeit aufgenommen. Die Verlobung wurde gefeiert und festgesetzt, daß die Trauung in vierzehn Tagen vollzogen würde.

Diese fand statt, den 15. Hornung 1831. Sie war kein Fest nach Weltweise; nur wenige der vertrautesten Freunde und Angehörigen waren zu ihr geladen. Der Pfarrer wählte zum Hochzeittext Psalm 91 und wendete ihn besonders auf Bürgis

bewegte Vergangenheit an. Die Rührung, die ihn schon in der Predigt ergriffen, verließ ihn den ganzen Tag nicht, und alle Aufmunterungen der Gäste, fröhlich zu sein, drangen nicht durch; er hatte Seelenarbeit. Dieser Tag war ein Höhepunkt, von dem aus er nicht gerade ein Kanaan, aber doch die ganze Wunderführung seines Lebens überschaute. Sein Herz war geschwellt von Preis und Dank, und hätte er nicht eine Mißdeutung von seiten seiner lieben Braut befürchtet, es wäre manche Thräne der Rührung und des Dankes geflossen. Jauchzte er auch nicht mit Worten und Geberden, in seiner Seele klangs doch: „Lobe den HErrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen; lobe den HErrn, meine Seele, und vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan hat!"

10.
Als die Unbekannten.

Bis hieher hat Bürgi seinen Lebensgang selbst aufgezeichnet; von jetzt an müssen wir uns mit dem begnügen, was andere von ihm noch in Herz und Gedächtnis behalten haben und mitteilen. Er sprach es öfters aus: „Jeder Mensch hinterläßt einen Pfad, eine Spur, wie der Wagen, der durch weiches Erdreich fährt, wie das Schiff, dessen Kiel bei der Nacht einen Lichtstreif in den Fluten des Meeres zurückläßt, und diese Spur verrät die Gesinnung des Menschen. Es liegt sehr viel daran, daß unser Lebenspfad mit Werken bezeichnet wird, die zur Ehre Gottes gereichen."

Wir haben die Spur unsers Freundes, auch da sie nicht mehr durch sein eigenes schriftliches Zeugnis bezeichnet ist, gut finden können; weder Regen noch Schnee wird sie verwischen,

sie findet sich in den Herzen der mit ihm durch Glaube und Liebe verbundenen Freunde, und wenn wir ihr folgen, werden wir finden, daß es eine Segensspur ist.

Er selber beschloß den letzten Abschnitt mit einem hellklingenden Gottlob! Wenn wir glaubten, es gelte hauptsächlich seinem nun erreichten Eheglücke oder dem durch die Heirat erhaltenen eigenen Hause, würden wir gewaltig irren. Er schätzte die erhaltene Heimat, wußte aber gar gut, daß er nicht nur noch auf der Erde voll Jammer, sondern auch insbesondere in der „Hundskehri“ (wie der Teil des Dorfes, in dem sein Haus stand, genannt ist) seinen Aufenthalt und dort jeden Tag seine eigene Lektion zu lernen habe. Was ihn zu solchem Lobe stimmte, das war der General-Rückblick, den er von dieser Lebenswendung auf die durchlebten 36 Jahre warf. Von sich aus sah er nichts als Böses, von Gott aus nur Güte und Treue, Langmut, Liebe und Erbarmen. Das war es, was sein Herz wohl mit einem Schuldgefühl, allein überwiegend mehr mit Lob- und Dankgefühl erfüllte. Im festen Glauben, dieser Güte und Liebe Gottes sei mit seiner Verehelichung kein Grenzstein gesetzt worden, schaute er auf die vor ihm liegende Lebensbahn, und an ihr wollte er sich genügen lassen. Er schreibt am Schlusse seines letzten Heftes: „Das ist mein Verlangen, daß sich mein Herz zufriedenstelle mit dem, wie es ist, und daß es nichts anderes und besseres wünsche, als was mir die allmächtige Liebe zukommen läßt. Sollte mir etwas mangeln, so möchte ich nicht murren, sondern stille sein und hoffen. Besser ist es, von der Gnade Gottes leben, als unbekümmert die Bedürfnisse ab dem großen Haufen nehmen, ohne zu denken, woher es kommt. Ich verlange von der Welt nicht Ehre, Amt und Ansehen; giebt mir Gott Frieden und mein bescheidenes Stücklein Brot, so will ich mehr nicht.“

Mit dieser Gesinnung zog er in seine Hütte ein und trat

seinen neuen Lebensberuf an. Eine Profession hatte er nicht gelernt, so ging er ins Taglohn, um in seinem Teil mitzuhelfen, das Nötige für die Seinen herbeizuschaffen. Weil er ein ernster Mann von wenig Worten war, wurde sein innerer Wert von wenigen erkannt, und sprach er sich auch da und dort aus, klang seine Sprache so sonderbar und fremd, als ob er japanesisch redete. Schmerzlich entbehrte er, da auch im eigenen Hause kein Verständnis für das, was seine Seele liebte und suchte, vorhanden war, den Verkehr mit lebendigen Christen; er fühlte, es sei dieser notwendig für ihn, um auf dem Lebenspfade vor Ermüdung und Einschlafen geschützt zu werden. Was er in der Nähe nicht finden konnte, suchte er in der Ferne und setzte sich mit den Gläubigen in der Umgebung in Verbindung. Hörte er von einem Pfarrer, daß er ein kräftiger Zeuge von Jesu Christo sei, so war ihm Sonntags kein Weg zu weit, sich an seinem Zeugnis zu erfrischen und durch das Wort des Lebens die Lenden des Gemüts für die neue Wochenaufgabe zu gürten. Zu den besonderen Erquickungszeiten seiner mühsamen Wüstenreise gehörten die Jahresfeste der Rettungsanstalt Freienstein; sie waren ihm für den Geist, was einst das Bad im Manzanares für den kranken Leib. Der die Menge durchströmende Festgeist kräftigte jedesmal die matten Kniee, und die laß gewordenen Hände hoben sich. Ein ganzes Vierteljahrhundert hindurch war er alle Jahre Festgast. Auf das 26. Fest, das letzte, das er erlebte, konnte er nicht mehr kommen, da an demselben Tage seine etwas mehr als 90 Jahre alt gewordene Mutter begraben wurde.

Bürgi wollte aber nicht nur genießen, es verlangte ihn, auch wieder zu wirken, und mit Wehmut gedachte er der herrlichen Zeit in Basel. Da seine Frau einen kleinen Spezereihandel betrieb, fiel ihm ein, daß, wenn er mit diesen Waren hausieren gehen würde, er dadurch schöne Gelegenheit fände, mit verschiedenen Leuten von dem einen Notwendigen zu reden. Ent-

schluß und Ausführung lagen bei ihm nie ferne auseinander, und so wurde auch sogleich ein Vorrat von Waren gepackt und die Reise angetreten. Daß dieses Unternehmen von geistlichem Gewinn und Segen, wenigstens für ihn selbst, begleitet war, ist ebenso unbestritten, als daß es von äußerem Gewinn auch nur gar nichts abwarf; Bürgi kam stets geistig erfrischt und belebt von seinen Rundzügen zurück, immer aber mit ziemlich leerer Tasche. Verkaufte er auch Waren, so gab er Kredit; borgte vielleicht auch Geld aus; er war voll Mitleid für alle Menschennot; und so geschah es, daß ihm ein übler Zahler 25 Gulden schuldig wurde, ein Kapital, das sein Haushalt nicht leicht entbehren konnte. Einfache Mahnungen brachten ihm sein Guthaben nicht ein, so schritt er zum Rechtstrieb, durch den sein böser Schuldner allerdings in Bedrängnis geriet. Die Pfändung an ihm war noch nicht vollzogen, als ein hohes Fest herbeikam, an dem der sein Recht verfolgende Handelsmann zum Tische des HErrn gehen wollte. Schon stand er im Festkleide, das Gesangbuch in der Tasche des Rockes, zum Kirchgang bereit in seiner Stube da, als er noch im stillen betete: „HErr, laß mich wissen, was Dir an mir mißfällt!" Er nimmt noch seine Bibel, schlägt auf und trifft Jes. 58, 6 ff.: „Das ist aber ein Fasten, das ich erwähle: — laß ledig, welche du beschwerst, gieb frei, welche du drängest, reiß weg allerlei Last. Alsdann wird dein Licht hervorbrechen wie die Morgenröte, und deine Besserung wird schnell wachsen, und deine Gerechtigkeit wird vor dir hergehen, und die Herrlichkeit des HErrn wird dich zu sich nehmen u. s. w." Diese Worte waren ihm wie ein Schlag aufs Herz. Dem Worte seines Gottes war er auch in den verleugnungsvollsten Fällen ohne Widerrede zu folgen gewohnt, darum legte er den Hut schnell ab, nahm Papier und Schreibzeug, setzte sich und schrieb flugs Abstellung des Rechtsbetriebs gegen seinen Schuldner. Mit friedevollem Angesicht überlas er

seine abgefaßte Urkunde, trug sie noch zu seinem Widerpart und genoß dann unter großem Segen das Abendmahl seines HErrn. Die 25 Gulden erhielt er nie mehr; was er gegen sie erhandelt hatte, war aber auch mehr als 25 Gulden wert; es war das Wohlgefallen Gottes, die Erfüllung der ganzen Verheißung in den aufgeschlagenen Bibelworten. Oder war das wenig? — O, ich habe Leute gekannt, die für solches geistliche Gut mehr als eine Million gegeben hätten, wäre es damit zu erhandeln gewesen.

Jede Gelegenheit nun, den Leuten die köstliche Perle anzupreisen, besonders wo er zur Winterszeit mehrere Männer beisammentraf, ergriff er und zeigte dabei ein eigentümliches Geschick, an Aeußerem den Faden anzuknüpfen und ins Innere hineinzubringen. Daß er gar oft den Spöttern unter die Hände geriet, scharfe Disputationen ausfechten mußte, mit Verachtung behandelt wurde, ist nicht anders zu erwarten, aber, wurde der Kampf auch noch so heiß, felsenfest blieb er beim Worte Gottes und auf der Seite Christi, seines HErrn. Da er durch Spott gegen die Wahrheit leicht in Eifer kam, machten es sich lose Leute zuweilen zum Geschäft, ihn aufzureizen; es gelang ihnen nicht jedesmal nach Wunsch. In B., als er es einst hausierend durchschritt, machten sich mehrere Männer zusammen, um den guten Bürgi zum besten zu haben. Als er eintrat, saßen sie um den Tisch mit erheuchelter Andacht, hatten die Bibel vor sich und erklärten dem etwas stutzig gewordenen Handelsmann, sie haben sich entschlossen, der Welt den Abschied zu geben. Von nun an werden sie nur die Bibel lesen, sich aber sonst um nichts mehr bekümmern. Die Täuschung war zu plump angelegt, als daß sie nicht sogleich hätte erkannt werden müssen. Bürgi trat vor den Tisch, rief den Männern zu: „Ihr Heuchler, was versuchet ihr mich?" und führte über die Köpfe der Spötter so wuchtige Streiche der Bestrafung, daß sie noch in Staunen

versunken dasaßen, als er schon wieder mit seiner Kiste die Treppe hinunter schritt; fortan ließen sie ihn in Ruhe.

Einen Hieb über den Kopf, ja einen Pfeil des Bösewichts ins unbewachte Herz erhielt jedoch er selbst, als er im Wirtshaus in N. am hinteren Tische seinen Schoppen trank, während am vorderen der aufgeklärte, beredte Wirt einem Gaste seine rationalistischen Ansichten über Weltschöpfung und Erhaltung, Zeit und Ewigkeit in fließender Rede glaubwürdig zu machen wußte. Das Gespräch machte großen Eindruck auf ihn, und äußerst unruhig verließ er die beiden und schritt unter tiefen Gedanken der Heimat zu. Endlich wandte er seine Sinnen wieder von innen nach außen, erblickte über dem Westhorizont ein prachtvolles Abendrot, und siehe da, es wurde erfüllt, was ein altes Lied sagt:

Seine Wunder
Sind der Zunder
Dran der Glaube Funken fängt.

Die Herrlichkeit des großen Gottes blitzte ihm durch die Strahlen des Abendscheines bis ins Tiefinnerste hinein. Er blieb stehen und fragte: „Auf was gründen die ihren Glauben?" „Auf die Vernunft?" „Worauf du?" Antwort: „Auf die Bibel?" „Welcher Glaubensgrund ist sicherer?" — Es zog die Wagschale des Glaubens ans Bibelwort entschieden gewichtiger, daß er froh und frei fürbaß der Heimat zuschritt.

Sein Glaube an den „allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde" hatte weit mehr Inhalt, als das gewöhnlich der Fall ist; ihm fielen Gnade und Allmacht so zusammen, daß sie ihm nur ein Stück, so recht für den armen Bürgi geoffenbart, genießbar gemacht, dargeboten erschienen. Konnte er ja zuweilen sich so aussprechen: „Wer einen allmächtigen Gott recht von ganzem Herzen glaubt, kann nicht verloren gehen." Hatte er morgens in seiner Bibel ein Kapitel gelesen und die durstige

Seele mit Lebenswasser erfrischt, so war er dann eben recht gestimmt, mit offenen Augen sich der Werke Gottes zu erfreuen. Es ging ihm, wie Jonathan: „Sehet, wie wacker sind meine Augen geworden, daß ich ein wenig dieses Honigs gekostet habe" (1 Sam. 14, 29). Fiel aus der harten, kalten Erdscholle, die er auf dem Acker zerschlug, ein Würmlein heraus, lag es so starr und tot da, wurde es dann von den Sonnenstrahlen belebt und munter gemacht, da gab es Gedanken und Fragen: „Wer hat, du armes Würmlein, dir bisher z'Morge und z'Abig geh? wer dich versorgt?" Das Würmlein wurde ihm zur Himmelsleiter, wo er den für sein ganzes Haus so treu besorgten Vater fand, und die Glaubensfrage: „Sollte er das nicht vielmehr euch — dir thun?" war der Gewinn seiner Betrachtung. Die Schöpfungsgeschichte liebte und schätzte er sehr; die Schöpfung selbst hatte ihn ja schon frühe, als er noch den Weg der Welt ging, vom Dasein eines allmächtigen, gütigen und weisen Gottes überzeugt. Hiervon war ihm jeder Grashalm, jeder Kiesel im Bachbette ein redender Zeuge. Er sprach es öfters aus: „Es sind uns, Gott zu erkennen, zwei Bücher, die Heilige Schrift und die Natur gegeben; sie machen zusammen nur ein schönes Ganzes aus; beide, richtig gebraucht, führen zu gesegneten seligen Erfahrungen." — Wie hoch erhebt ihn diese Gesinnung über den gewöhnlichen Landbauer, der mit seinem Interesse nicht über die vor ihm liegende Scholle hinaus zu kommen vermag. — Die Anweisung: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an!" war ihm nicht umsonst vom Heiland gesagt, und er betrachtete ihre Gestalt und Wesen und lauschte ihrem Gesange. Die Lerchen standen als musikalische Genies in besonderer Gunst bei ihm. Er studierte ihre Lieder, Themas und Variationen, unterschied auch unter ihnen Meistersänger und Stümper und schwelgte in der Harmonie dieser Konzerte mit mehr Wollust, als die Bewunderer Richard Wagners in seiner

Zukunftsmusik. — Die Neftenbacher freilich meinten, hätte er zu schaffen wie wir, und würde er schaffen wie wir, er sähe und hörte die Lerchen nicht. Wir wollen die Richtigkeit dieses Satzes nicht ganz bestreiten, nur will es bedünken, wenn der liebe Gott seine Menschenkinder hauptsächlich dazu bestimmt hätte, mit Herz, Sinn, Gedanken und Gliedern am Erdboden zu kleben, er würde ihnen schon den Kopf etwas beschränkter dazu aufgesetzt und sie mit gar manchen Kräften des Geistes nicht ausgestattet haben. Es ist wahr, Bürgis Augenmerk ging niemals auf Reichtum und Besitz aus; er fand das ungeheure Ringen nach Vermehrung des Vermögens schädlich für den Geist und sein ganzes Erdenleben als Betriebs-Kapital nur für irdischen Gewinn einsetzen, für die größte Thorheit. Es mag sein, daß bei dieser Weltverachtung auch manche Schwachheit mit unterlief, allein festgestellt muß es werden, daß er selbst einen lebendigen Beleg zu Salomos Wort bildete: „Ein fröhlich Herz ist ein stetes Wohlleben,“ und daß er ein glücklicher Mann war, stets einen reichen Gast in seinem Hause beherbergte, den Heiland, und zuletzt seines Glaubens Ende, der Seelen Seligkeit, davontrug. Wer glücklich in der Zeit und selig in der Ewigkeit ist, soll für keinen Thoren gehalten werden. Albern aber ist es, den Menschen allein nach dem Maß seiner Muskelkraft und deren Verwertung für Taglohn zu beurteilen. Wer nur den Mann für einen rechten oder rechtschaffenen erkennt, der Pferde und Rindvieh im Stalle hat, daneben entsprechenden Boden besitzt, der konnte freilich den Bürgi weder für recht noch rechtschaffen ansehen, weil er über den Besitz seines alten Hauses und einer Juchart Boden, Acker, Wiese und Weinberg einschließend, und zweier Geißen nie hinauskam. Eins aber konnte man sagen: Er aß mit den Seinen immer das eigene Brot, nährte sich redlich, begnügte sich an dem, das da war und fühlte sich reich in Gott.

Allerdings, in Geld- und Handelssachen war er sein Leben-

lang „ung'fällig", d. h. er hatte damit immer Unfall, überließ diese Sache deshalb auch gewöhnlich der hierin weit geschickteren Frau. Beim Einkauf gab er meist zu viel aus, und beim Verkauf erlöste er zu wenig, und war beides nicht, so verlor er auf sonstige Weise; was Wunder, daß sein Hausiergeschäft bald ein Ende nahm, und er wieder zu der weniger gewagten Arbeit des Taglöhners zurückkehrte. Nebenbei nahm er, da ihm eigene Kinder versagt waren, Arme, die die Gemeinde zu versorgen hatte, Kinder und ältere gebrechliche Personen in Kost und Pflege. Von letzteren starben mehrere bei ihm, und ihm war es immer ein liebes Geschäft, an ihnen nach Seel und Leib Samariterdienste thun zu können.

Mehrere Jahre hindurch ging sein Weg so stille und ruhig hin; es gab keine besondere Not, keine besondere Änderung, für sein Inneres eine Lage, wie die eines Schiffes bei Windstille. Sein Gebetsernst, seine Glaubenstreue fingen an zu erkalten und zu erlöschen, und als er sich dann geistlich orientieren und wieder zur vorigen Wackerkeit emporarbeiten wollte, fühlte er sich wie flügellahm. Er glaubte, aus der Gnade gefallen zu sein, und der Hebräer 6, 4—7 beschriebene Zustand sei just der seinige. Wie quälten ihn die Worte: „Es ist unmöglich!" Wie betete und wie rang er, um wiederum zur Buße erneuert zu werden. Alles schien vergeblich. Da entschloß er sich, einem Pfarrer in der Nähe, dem er das Vertrauen schenkte, seine Seelennot zu offenbaren und ihn um Rat zu fragen. Er wurde sehr freundlich empfangen; weil aber der liebe Herr die Anfechtung des Besuches nicht von ferne ahnte, lenkte er das Gespräch auf die verschiedenartigsten Materien; die Zeit verging, und endlich hatte Bürgi keinen Mut mehr, mit seinem Anliegen auszurücken. Draußen vor dem Dorfe aber warf sich der Gedrückte nieder auf die Kniee, und fing an zu ringen und zu beten, wie Jakob, als er mit dem Engel des HErrn kämpfte

und sprach: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!“ Es gefiel dem HErrn, sein Gebet zu erhören. Das Licht der Gnade brach aus der Finsternis hervor und aufs neue wurde er versichert: „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein!“ Er hatte die Hilfe, nur nicht da, wo er sie suchte, gefunden, und von da an konnte man ihn öfters sagen hören: „Man muß halt zum Schmied und nicht zum Schmiedli.“

Ein rechter Christ ist jedoch noch lange nicht zufrieden, wenn auch bei ihm die Lampe brennt; denn er kennt seinen Beruf, ein Licht in der Finsternis zu sein. Bürgi trug alle Not um ihn her, bis hinaus über die Heidenvölker auf betendem Herzen. Ein Jüngling, der ihn einst beten und in der genannten Weise sich über die ganze Erde hin ausbreiten hörte, erhielt den Eindruck, wie geizig er bisher in seinem Gebet gewesen sei, indem er allezeit nur an sich selber gedacht habe. Wenn Bürgi es nur vermocht hätte, unter seinen Gemeindegenossen ein ernstlicheres Fragen und Suchen nach dem lebendigen Heiland anzuregen, das wäre seines Herzens Freude gewesen. Er klopfte da und dort an, versuchte mancherlei, allein entweder hörte man ihm zu, fand seine Rede schön, blieb aber wie zuvor; oder wies man die Worte dieses Predigers der Gerechtigkeit mit Verachtung ab und sprach: „Was weiß doch der Bürgi in der Hundskehri!“ Er selbst äußerte sich über den Mangel an Neigung, sich von Herzen zu bekehren, also: „Man hält nicht alle Worte Gottes für Wahrheit, hofft noch ein Hinterthürlein in den Himmel zu finden, darum so wenig Bekehrung. Die einen sagen: „Der Herr Pfarrer lehrt uns ja auch nicht anders, und der muß es doch besser wissen;“ die andern sprechen: „Wir fangen nichts Neues an, sondern bleiben beim Alten. Unser Heiri und Joggi selig hat ja auch nichts andres gethan und ist jetzt doch im Himmel.“ „Die Thoren“ — fügte er hinzu — „wer hat's ihnen gesagt, daß sie im Himmel sind? Sie

glauben, wenn sie lange genug auf der Bank der Spötter (Ps. 1, 1) gesessen, sie dürfen am Ende nur einen Ruck thun und sich in den Himmel setzen, da warten die Plätze schon auf sie!"

Einmal bei einer öffentlichen Arbeit kam er auch mit einer Anzahl Männer ins Gespräch über Religion. Die lahme Zustimmung ohne That war ihm entleidet, und er wollte es einmal versuchen einen Rumor zu erwecken, vielleicht, daß ein solcher für einige der Anlaß zum redlichen Suchen werde. Er warf deshalb die Behauptung auf, alle wahren Christen in der Gemeinde um fünf Franken kaufen zu wollen; wer gegen diese Behauptung sei, möge aufstehen und sich verteidigen. Es blieb jedoch alles stille; es war kein Zweckschuß gewesen, er hatte niemand überzeugt. Gar oft hielt man ihm entgegen, daß es so schlimm mit dem Christentum nicht stehe, man bete auch. Am rechten Orte konnte er entgegnen: „Wo das Beten anfängt, hört das Fluchen auf; beide nebeneinander können nie bestehen. Oder meint ihr, euer Beten solle Gott hören, hingegen beim Fluchen werde er die Ohren verschließen? Vor Ihm ist alles klar und offenbar." Die Gelegenheitsbeter aber, die glaubten, ganz genug zu thun, wenn sie während der Arbeit ihren Frohndienst von Morgen- und Abendgebet verrichten, fertigte er also ab: „Wer vor einem Statthalter, der doch nur ein Mensch ist, mit einer Bitte erscheinen will, weiß wohl, daß er die „Sägese oder Lismete"*) nicht mitbringen darf; aber der allerhöchste HErr, der soll es sich gefallen lassen, die Anliegen seiner Menschen nur so von der Arbeit weg sich sagen zu lassen! Wer das meint, scheut den Statthalter mehr als den allmächtigen Gott." Freilich, er selbst beschränkte sich nicht allein auf das, was er daheim auf den Knieen betete, sondern äußerte manchmal: „Es ist wohl keine Furche Landes mehr in meinem „Gewerbli", auf der ich nicht schon geseufzt und gebetet hätte."

*) Sense oder Strickzeug.

Und zu beten und zu seufzen hatte der liebe Mann in diesen Jahren schon; die Windstille war gewichen, und mancher Stoß der Not ging auf seinen Glauben los. Es kam das Jahr 1847 mit seinem Mangel, und das Mehl im Kad war bei Bürgi manchmal so tief unten, als das Öl im Kruge; einmal aber ging es ganz aus, daß er einen Tag bis zum Abend ungegessen blieb. Als er Feierabend gemacht hatte, setzte er sich an den Tisch, faltete die Hände und bat wie ein Kind: „Lieber Gott, gieb mir auch ein Stücklein Brot!“ Kaum war die Bitte ausgesprochen, öffnete sich die Thüre und die Nachbarin brachte ein noch heißes Stück „Wehen“ (Kuchen), das er unter herzlichem Dank gegen seinen guten Gott mit seiner Frau verzehrte. Die Tage des Mangels zogen auch wieder dahin, das Schifflein segelte mit günstigem Winde; ruhig, ohne Gefährde fuhr's dahin. Aber seht da, unser Freund, obwohl groß und stark, er konnte die guten Tage nicht ertragen! Abermals müssen wir ihn in einem Zustand geistlicher Mattigkeit antreffen. Er fühlte es bald und mit Schmerzen, und weil das Sich-selber-aufraffen nicht so recht gehen wollte, war er fest überzeugt, es müsse zu seiner Erneuerung eine besondere Weckstimme vom HErrn kommen, und sie werde kommen. Bürgi hatte richtig geahnt. Eines Morgens wollte er beim Schmied seine Axt schleifen lassen, und als er ihn das erste Mal mit dem Wagner beschäftigt fand, ging er wieder heim und machte eine Stunde später den zweiten Versuch. Wie er so dahinschritt, rannte ein scheu gewordenes Paar Ochsen mit geladenem Mistwagen ohne Fuhrmann daher. Er postierte sich mitten in die Straße, die Flüchtlinge auf jeden Fall anzuhalten und auf diese Weise ein mögliches Unglück zu verhüten. Es war sehr gut gemeint, aber — herzlich schlecht überlegt. Konnte er auch die Ochsen halten, so bedurfte es, um auch den Wagen zum Stehen zu bringen, einer Goliathskraft. Diese besaß er nicht; er wurde

überrannt, die Räder liefen über ihn weg, und das besorgte Unglück war nun ihm selbst widerfahren. Ein wahres Jammerbild, lag er da, aus mehreren Wunden blutend, die Achsel gebrochen, die Brust gequetscht. Als er jedoch aus seiner Ohnmacht erwachte, war sein erster Gedanke: „Das ist die Weckstimme, sie will dein Bestes!" So war es auch. Sein innerer Mensch fühlte sich über die ganze Zeit der Krankheit, trotz aller Schmerzen, so gestärkt und erneuert, daß es ihm war, als sei er im Himmel, und den überaus großen Gewinn aus dieser Trübsal bildete die erneuerte Gewißheit, er sei ein Kind Gottes. Es war daher für einen Mann, der ihn in dieser Krankheit besuchte, ein verwunderlicher Anblick, nichts von Seufzen, Klagen und Sorgen: „Woher will ich nehmen, den Doktorkonto zu bezahlen?" wahrzunehmen, vielmehr gelassene Freudigkeit von dem Angesicht des Kranken abzulesen. Er wurde fast böse, als Bürgi auf sein Jammern erwiderte: „Das ist auch zu etwas gut!" und er fuhr heraus: „Hast du denn so viel übriges Geld, die Kurkosten zu bezahlen?" Der Kranke mußte heimlich lachen — er hatte, so klein sein Geldvorrat war, die Kosten auch noch nicht mit einem Gedanken sein Herz beschweren lassen. Über die Sorge für seine Seele hatte er die Sorge fürs Leibliche ganz und gar vergessen. — Nicht wahr? — „der leichtsinnige Mann!!" Ach ja, wer über dem Trachten nach „dem Übrigen" das Reich Gottes versäumt und vergißt, der gilt vor der Welt noch als rechtschaffener, tüchtiger Mann, aber das Gegenteil — nein, das ist fast unverzeihlich. Wer so denkt, lese doch Matth. 6, 19—34, besonders aber Vers 33. Dazu noch: Wie hoch durfte der Betrag taxiert werden, welchen, hätte sich Bürgi ins Sorgen eingelassen, er auch wirklich ersorgt haben würde? — Raum, darauf das Unkraut der Weltsorgen gedeiht, hätte seine Lage reichlich dargeboten; denn als er geheilt war, behielt er als lebenslängliches Andenken an diese

deutlich lautende, eindringliche Weckstimme Engbrüstigkeit, die sich mit dem zunehmenden Alter steigerte, Hemmung in der Achsel bei schwerer Arbeit, und — den unangenehmsten aller Barometer — nämlich jede Witterungsänderung vorhersagenden Schmerz in den verletzten Teilen. Verletzt wurde ihm nicht sein Glaube. Dieser stieg wie ein Phönix aus dem Feuer dieser Trübsal auf, und die Parole des alten Streiters wurde mit immer mehr Wahrheit:

„Der HErr wirds versehn!"

11.

Der Greis als Jüngling.

„Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein; wo es aber erstirbt, bringet es viele Früchte" (Joh. 12, 24).

Während Bürgis äußerer Mensch ins Abnehmen kam, erneuerte sich der innere mehr und mehr, und die in ihm vorhandene Segenskraft wollte der HErr noch recht für andere nutzbar machen.

Wie solches unvermerkt und ungesucht bewerkstelligt wurde, wollen wir einen jungen Freund des alten Bürgi selbst erzählen lassen:

„Es war im Spätherbst des Jahres 1857, daß ich von Bürgi die sogenannte Bürklizeitung, die er, wie ich wußte, stets hielt, mir holen ließ. Ich hatte als Bäcker die Schweiz, Württemberg und Baden durchreist, in Neapel als Soldat gedient, war bei der englischen Schweizerlegion im Krimkrieg gestanden und wollte wieder hinaus in die weite Welt; da mußte ich wissen, was draußen vorgehe. Kurz zuvor trachtete

ich, wieder nach Neapel zu gehen, hatte in Winterthur schon das Billet nach St. Gallen in der Tasche, verpaßte aber auf eine mir heut noch unbegreifliche Weise den Abgang des Zuges, was mich stutzig machte und zu dem Entschluß bewog, für dieses-mal wieder heimzukehren. Gottes Gedanken waren andere, als die meinigen. Bürgi ließ mir sagen, ich möchte ihn besuchen; mir war seine Armut bekannt, ich dachte, bei einer Flasche Most oder Wein lasse sich's besser sprechen, als am leeren Tische Bürgis, und so ließ ich ihn zu mir auf Besuch bitten. Er kam schon nächsten Abend. Schon von Kindheit an hörte ich gerne Lebens-, besonders aber Kriegs- und Soldatengeschichten und war nicht wenig begierig, des alten Mannes Erlebnisse zu hören. Er war immer gerne bereit zu erzählen, wo er nur ein offenes Ohr für seine Mitteilungen fand und hoffte im stillen, die Beweise von dem Eingreifen des lebendigen, erbarmenden Gottes in seine Lebensschicksale, auf die er allezeit aufmerksam machte, möchten seine Zuhörer zum Nachdenken über sich selbst bewegen und sie so zum Glauben führen. Ach, wie lange hat er vergebens gehofft! Auch ich trug von Jugend auf die Überzeugung in mir, Gott sei es, der den Menschen ihre Bahnen weise und sie verborgen leite; zudem hatte ich manch ähnliches mit ihm erlebt und erfahren; an mir sollte ihm sein Warten zur Freude werden. Lange schon hatte ich mich nach einem Menschen gesehnt, mit dem ich meines Herzens Gedanken austauschen könnte und siehe da, in diesem alten Freunde, je mehr ich mit ihm verkehrte, fand ich, was ich gesucht hatte. Er mochte denselben Zug zu mir, wie ich zu ihm verspüren; oft besuchte er mich, und war er nicht bei mir, kehrte ich in seiner Hütte ein. Mehrmals traf es sich, daß mit mir ein anderer verirrter Wanderer, Conrad Schmidli, sich bei ihm einstellte, um mehr Licht zu suchen. Dieser war von Jugend auf ein strebsamer Geist, der aber durch sein Mühen nach Wissen und Erkenntnis

auf Abwege geraten war; es fehlte ihm an richtiger Leitung. Er grübelte auch an der Bibel herum, die er sich von einem Arbeiter gegen ein Werkzeug eingetauscht hatte, konnte aber aus sich selbst durchaus nicht zur rechten Erkenntnis kommen. Im „Gemeindwerk" hatte er zuerst Bürgi kennen gelernt und besuchte ihn von da an öfter, ungefähr zu gleicher Zeit wie ich. Wir waren freilich nicht die lenksamsten Schüler und besonders von Schmidli sagte er oft: „er hat noch einen Disputiergeist." Bei mir war das weniger der Fall; Bürgi war mir zu lieb, weil ich in ihm meinen längstgesuchten Herzensfreund erkannte und er der Mann war, der meinem Lebensweg eine andere, bestimmte Richtung gab. Durch ihn erhielt ich zunächst wieder Interesse für die Heimat und meine Lust zum Soldatenleben den Abschied. Die Altersungleichheit störte mich nicht; im Gegenteil, wenn Bürgi etwa zu mir sagte: „Was werden die Leute sprechen, wenn sie uns immer beieinander sehen?" so erwiderte ich, daß das uns gleichgültig sein könne; die griechischen Weltweisen seien mit ihren Schülern auch umherspaziert. Mir war er immerhin so lieb, als Plato und Sokrates einem ihrer Schüler. Bürgi wußte jedenfalls so gut als einer dieser Weisen, von denen man heutzutage so viel Aufhebens macht, aus den scheinbar kleinsten Dingen einen Gedankengang zu entwickeln, der bis in den Himmel reichte.

Die Allmacht Gottes war ihm genug Erklärung zu allem, was der Verstand nicht begreift und was in der Bibel als Wahrheit gegeben ist. „Eben da, wo der Verstand aufhört, fängt der Glaube an," war seine Behauptung. Wer ihn bei der Eröffnung der Romanshorn-Züricher Eisenbahn beobachtet hätte, würde kaum begriffen haben, warum der alte Mann die erste herannahende Lokomotive mit Thränen im Auge begrüße? Ihm erschien allerdings diese Maschine als Beweis der wunderbaren Kräfte, die im Menschengeiste wohnen; „aber" — schloß

er — „wenn schon der Geist des Menschen solches hervorzubringen vermag, was für Weisheit und Macht schließt dann erst das Wesen Gottes ein!" Er dachte an Jes. 40, 28: „Sein Verstand ist unausforschlich!" und das war es, das ihn rührte. Wir waren einst miteinander auf der Traubenwacht; es war prächtig sternenhell. Wir lehnten so nebeneinander an einem Rasenbord und unterhielten uns nach unsrer Weise, wobei wir unsere Blicke in die Tiefe des unermeßlichen Sternenhimmels tauchten. Staunend schwiegen wir eine Weile und standen stumm nebeneinander da, als Bürgi sich rasch gegen mich wendet, mir auf die Schulter klopft und sagt: „Melcher, das wollen wir einst, will's Gott, in der Nähe besehen!" Durch die Gewißheit des Kindschaftsrechts im großen Vaterhause war er immer voll fröhlicher Hoffnung, einst mit allen Werken der Allmacht Gottes noch aufs genaueste bekannt zu werden."

„In seinen Erzählungen kam Bürgi immer wieder auf die Züge der Gnade an seinem Herzen zur Zeit, da er noch die Träber der Weltlust liebte, zurück. Das rief manche Erinnerung an ähnliche Seelenzustände in mir wach, und ich fühlte mich sehr glücklich, jemanden zu haben, der mich verstand. Schmidlis Herzenszustand war ähnlicher Art, und bald bildeten wir drei ein festverbundenes brüderliches Kleeblatt. An einem schönen Sonntag gingen wir einmal zusammen nach Eglisau, einem Städtchen am Rhein, um die Schanzen zu besichtigen, die Schmidli als Sappeur-Korporal 1856, da der Krieg mit Preußen drohte, hatte aufwerfen helfen. Bürgi war auf diesem ersten Ausfluge mit uns außerordentlich vergnügt und las uns öfters aus einem kleinen Büchlein von Lavater kurze kernige Sätze vor. Es waren Sentenzen, an denen wir oft lange herumstudierten, bis wir deren Sinn begriffen. Er freute sich über unser Abmühen; es war ihm genug zu sehen, wir haben Lust zur Wahrheit und göttlichen Weisheit. Er konnte manchmal sagen: „Ich

muß immer bei mir lachen, wenn ich jemand, der aufrichtig ist, einen Irrtum behaupten höre. Da denk ich: Wart nur, du wirst schon von selbst herumkommen; denn den Aufrichtigen läßt's Gott gelingen." — So ging etwa ein Jahr hin. Um diese Zeit brachte Schmidli einen früheren Kameraden zu uns, und nun fingen wir vier an, die Bibel zu lesen und zu beten. Nunmehr erfuhren wir drei jüngeren erst, daß der Glaube nicht jedermanns Ding sei, daß es sich bei ihm zunächst nicht um Korrektion irriger Ansichten, als vielmehr um ein neues Herz handle, und daß Vorsätze viel leichter gefaßt, als ausgeführt sind. Würden unsre neumodischen Aufklärer und Tugendprediger das, was sie der blinden Menge vorschwatzen, vorher selbst zu halten suchen, sie würden bald verstummen und sich schämen. Wir wurden inne, und das war auch Gewinn, daß es uns am rechten Glauben und seiner neuschaffenden, weltüberwindenden Kraft fehle, wünschten aber nichts sehnlicher, als ihn zu haben und von allen Zweifeln frei zu sein."

„Unterdessen brach 1859 der italienische Krieg aus, und ich bekam die Ordre, mit meiner Kompagnie in den Kanton Tessin an die Grenzen zu ziehen. Bürgi half mir noch eifrig meine Rüstung in die schönste Ordnung bringen, und ich nahm Abschied von ihm wie von einem Vater. Während des Dienstes von neun Wochen hatte ich Muße, das ganze neue Testament durchzulesen, auch schrieb mir Bürgi einen väterlichen, seelsorgerlichen Brief, der mich bis zu Thränen rührte; leider ist er mir abhanden gekommen. Allein der Arge war auch wach, und ihm war unsere Verbindung ein Dorn im Auge, was Wunder, daß er sie zu zerstören dachte. Nach meiner Heimkehr schwärzte man den Bürgi bei mir an, und ich wurde argwöhnisch gegen ihn. Verglich ich sein mir bekanntes Leben und seine Gesinnung mit den bösen Gerüchten über ihn, mußte ich mir sagen: er ist unschuldig! Ich überwand meine Argdenklichkeit,

allein, vielleicht unbewußt, etwas Mißtrauen blieb doch hängen; ich mußte mit Schaden lernen, was es heiße, dem Gebot Sach. 7, 10 zuwiderhandeln: „Denke keiner wider seinen Bruder etwas Arges in seinem Herzen.“ Ich fing auch an, mich an seiner Verheiratung zu ärgern und hielt sie für einen Fehltritt. Da kam mir aber die Frage: „Was wäre aus dir und deinen Freunden ohne den alten Bürgi geworden?“ und „wäre es ihm ohne diese Verbindung möglich gewesen, sich hier zu halten?“ Dazu sah ich ein, daß seine Frau doch sehr geeignet für diesen Mann, der im Geld- und Handelsverkehr nur Mißgeschick hatte, sich gezeigt habe. Ich legte die Hand auf den Mund und gab mich zufrieden im Gedanken, Gott habe diesen scheinbaren Fehltritt zum Segen gewendet.“

„Kaum war der Friede wieder geschlossen, drang der Feind auf einer andern Seite herein. Bürgi erwartete, daß wir drei Brüder nun denselben Bekehrungsgang, durch den er geführt wurde, auch haben werden, und als er uns nicht auch in solche tiefe Zerknirschung und Not kommen sah, wie er selbst drin gewesen, wurde er stutzig und konnte nicht glauben, daß es mit uns den rechten Weg gehe. Ich mußte ihm widerstehen; denn durch anhaltendes Forschen in der Bibel wurde ich im Glauben gewiß, Jesus Christus ist der Sohn des lebendigen Gottes, der auch meine Schuld bezahlt hat; ich bekam den Frieden Gottes in mein Herz, und das Wort Gottes bewies sich an mir als lebendig in seiner scheidenden und heilenden Kraft. Ich wurde inne, daß Jesus und alle seine Gnade mein gehöre; sollte ich nun nicht kindlich einfältig dem Worte glauben, sondern noch auf besondere Ereignisse warten, die das Wort Gottes nirgends als unerläßlich zur Bekehrung bezeichnet? Bürgi hatte nicht bedacht, daß der Bekehrungsgang bei einem Saulus anders als bei einem Johannes; beim Kämmerer aus Mohrenland nicht, wie beim Kerkermeister in Philippi; bei der großen Sünderin ver-

schieden von dem der Pupurkrämerin Lydia sein könne und wirklich sei. Er konnte sich von seiner Ansicht nicht sogleich trennen und stund mit ihr, nach seinem Ausdruck da, wie der Storch im Winter. Es half nichts, er mußte es endlich zugeben, die rettende Vaterliebe Gottes äußere sich auf die verschiedenartigste Weise und lasse sich nicht in die Zwangsjacke menschlicher Reglements stecken; vielmehr schreite sie frei, groß, souverän einher und mache alle Berechnung zu Schanden. Es war das eine scharfe Läuterung für den alten Jünger und um so wehthuender, als der stärkste Widerstand gerade von mir ausging. Sie war nötig, damit er ein weiteres Herz und dadurch um so mehr Brauchbarkeit zum Dienst im Reiche Gottes erhalte. Als er bei uns dasselbe entschiedene Bekenntnis, und andere Früchte des Glaubens wahrnahm, wie bei sich selbst, beruhigte er sich nach und nach vollständig, und des bösen Feindes arge List, uns zu trennen, war abermals zernichtet."

Nachdem die Brüche im werdenden Verein geheilt waren, fing sein Gedeihen auch von neuem wieder an. Es kamen noch mehrere Jünglinge herzu, die nicht ferne vom Reich Gottes waren und immer entschiedener wurde der Zweck der Zusammenkünfte ein religiös-erbaulicher; doch ermangelten sie noch einer festen Regelung. Auch diese kam zu stande, als den 5. Februar 1860 Herr Kölliker aus Zürich mit zwei Brüdern aus Winterthur nach Neftenbach kam und die Gründung eines christlichen Jünglingsvereins, sowie dessen Aufnahme in den Gesamtverband der schweizerischen Jünglingsvereine bewerkstelligte. In den Herzen aller der sieben Mitglieder, die den Grundstock des Vereins bildeten, besonders aber in dem des 65jährigen Bürgi, dessen Name im Verzeichnis der Mitglieder oben an steht, klang es: „Dies ist der Tag, den der HErr macht, lasset uns freuen und fröhlich darinnen sein." Er wurde selbst wieder zum Jüngling in That und Wort.

Ein reges Leben bewegte den jungen Verein. Bürgi empfing von seinen jüngeren Genossen Munterkeit des Geistes und Frische; sie genossen von ihm reife Erfahrung, Entschiedenheit, Ausdauer und diese liebliche Wechselwirkung förderte jeden. Die Verbindung mit andern Vereinen stand nicht nur im Protokollbuch, sie wurde in die Wirklichkeit eingeführt und da und dort hin zog man zum Besuch aus. Da war es freilich eine wunderliche Erscheinung, den alten Mann mit den rüstigen jungen Männern daher schreiten zu sehen, und die Leute sagten auch: „Seht den alten Bürgi, den Narren; er geht mit den Buben! — Was will's doch da noch werden?" — Bürgi wußte wohl, was man von seiner Kameradschaft urteile, allein um seines HErrn und seiner Sache willen etwas Schmach tragen zu müssen, schien ihm kein Verlust zu sein. Er ließ sich nicht abhalten. Auch den Jünglingen wurde bedeutet, ihre Verbindung mit Bürgi sei bedenklich; sie könnten noch weit kommen, wenn sie dem folgten. Da sie aber alle „einerlei gesinnet" waren nach Jesu Christ, schlug auch bei ihnen die Warnung nicht durch; ja, weit, recht weit wollten sie kommen, das war des Vereines Zweck.

Eines der kräftigsten Glieder des jungen Vereines, der obengenannte Bruder Schmidli, fühlte eine innere Nötigung, dem HErrn in der Mission zu dienen. Zwei Albinos, angeblich aus Panama, und ein Neger, die in Winterthur für Geld gesehen werden konnten, erweckten in dem lieben Manne einen unwiderstehlichen Drang, am großen Heidennetze auch mit Hand anzulegen. Er ward in der Missionsanstalt Basel aufgenommen und verabschiedete sich den 13. Januar 1861 von seinen Freunden. Wie innig Bürgi mit diesem Bruder verbunden war, beweisen die schriftlichen Grüße, die sie sich zusandten, als Schmidli im August 1861 nach Ostindien abgereist war. Bürgi schreibt an ihn (ohne Datum):

Lieber Bruder!

Die Liebe Christi Jesu unsers HErrn begleite Dich alle Tage mit neuer Glaubenskraft!

Daß das Andenken an den alten Bürgi weit über das rote Meer hinaus und wieder hierher zurück kommt, ist mir auch wieder ein Ersatz, ja ein freudiger Gegensatz gegen den unvergeßlichen Trennungsschmerz zwischen Winterthur und Veltheim. Ich hatte es nicht gewußt, daß wir so hart aneinander gewachsen waren, bis wir getrennt gewesen. Schon oft kam mir der unerlaubte Wunsch, Dich wieder zurück zu haben im Verein, oder nur auch eine Stunde unter dem Baum im Garten, aber das Wort: „Dein Wille geschehe!" vereitelt alle meine Wünsche. Ich weiß mich auch mit Freuden darein zu schicken, aus unserm Verein ein Mitglied an dem großen Werk mir zu denken, wo es gilt, Menschenseelen zu retten und dem treuen Hirten zuzuführen aus der Finsternis an das Licht. Es ist mir oft, ich sehe Dich um die Negerkinder herum „trämpeln," und wie sie Dich anschauen mit ihren großen, weißen Augen. Sie werden auch ihre Possen spielen, wie die Neftenbacher Kinder; dann wird die Geduld auf das Wäglein kommen und auch oft ein Seufzerlein ausgepreßt werden. Dann schaue hinauf zum alten Freund:

Er kennet dein Herz von Ewigkeit her,
Er wäget den Schmerz und prüft nicht zu sehr.
Den Seinen muß alles zum besten geschehn;
Der Tilger des Falles, der HErr wird's versehn!

Es freut mich, daß Du gesund bist. Die Liebe Gottes sei mit Dir! Dein alter Bürgi.

Als die Zahl der Mitglieder des Vereins bis auf elf gewachsen war, trat wieder eine starke Abnahme ein, nicht zwar dadurch: „es gingen ihrer viele hinter sich," als vielmehr durch Übersiedlung an andre Orte, auch durch Eintritt

in die Mission. Hierüber schreibt Schmidli an den Verein in Neftenbach:

„Daß der Verein zusammengeschmolzen ist durch das Fortziehen der Brüder, kann ich nicht als Schaden ansehen, sondern vielmehr als ein Wachsen. Der Verein besteht nicht in Zahlen oder Haufen, sondern in der Liebe und Gemeinschaft des Geistes. Also nur brav „gezeuselt" (d. h. Funken umher gestreut); von dem Feuer der Liebe zum HErrn sollen ja Funken an alle Enden der Erde sprühen. Das ist eben auch eine Gottesthat, daß das Licht und Feuer des HErrn nicht zu kurz kommt am Herde der Liebe, wenn auch tausende von Funken und hunderte von Lichtern daran angezündet werden; das ist eben Segen.

Von dem lieben alten Bürgi habe ich keine Silbe in Eurem letzten Briefe gesehen, wo fehlts? Doch nicht, weil er altet, oder — —?"

Nun, darauf mußte freilich der alte Freund, der den Spottnamen „Jünglingsvater" zu tragen hatte, noch einmal die Feder ergreifen. Er schrieb:

„Was soll ich Dir denn in die weite Ferne senden, daß es auf dem Wege nicht verdirbt, sondern alle Tage neu, frisch und herzlich freut? Nichts weiß ich für Dich, als die Liebe Christi; dort ist der „Hansmüller-Apfelbaum," da wir einander wieder finden, dort wo unsre mühselige Frömmigkeit ein Ende hat. Dort wird unsre Liebe uns im Fluge geschickt machen zu dem, was wir hier nicht zu stande bringen. Es bleibt bei dem: Gnade und Erbarmen in Christo Jesu ist unser Reichtum. Jesus ist der beste Freund!"

In seinem letzten Brief an Bruder Schmidli schrieb Bürgi: „Ich bin jetzt auf der letzten Station angelangt und harre im Wartsaal auf den Ruf zum Einsteigen. Ich habe nur noch dafür zu sorgen, daß ich diesen Ruf nicht überhöre oder verpasse."

Der Apfelbaum, von dem er in seinen beiden ersten Briefen spricht, hatte sie mit andern Vereinsmitgliedern so manchen Sonntagnachmittag in seinen Schatten aufgenommen und so manche glückliche Stunde verleben sehen. Nun wandeln sie beide unter besserem Schatten und unter herrlicheren Bäumen als dem Hansmüllerbaum in Neftenbach.

Dem Dienste der Mission von seinen Jünglingen abzutreten, fiel Vater Bürgi gar nicht schwer; er liebte dieses Werk von ganzem Herzen. Lange her war er Sammler der Fünferkollekte, und bei ihr, sollte er's auch entlehnen müssen, fehlte sein Scherflein niemals. Als ein Jüngling des Vereins, der zweite, abreiste, um in die Anstalt der Pilgermission zu St. Chrischona einzutreten, gab er ihm als letztes Wort mit: „Das sind die besten Gaben, die wir dem HErrn geben können, wenn wir uns selbst Ihm zu Diensten stellen."

Daß er die Ausrüstung besaß, auf junge Leute mit Erfolg einzuwirken, kann nach all dem, was bisher erzählt worden, nicht bezweifelt werden. In ihrem Kreis wurde der ernste Greis heiter, der sonst schweigsame Mund öffnete sich, und durch Einflechtung seiner Erlebnisse und Naturbetrachtungen vermochte er die Lehren, die er gab, lieblich und faßlich zu machen. Trotz seiner Engbrüstigkeit war er, auswärtige Versammlungen zu besuchen, stets bei seiner Schar, und unter den Fröhlichen war er immer einer der Fröhlichsten. Unter Gläubigen war's ihm eben wohl, und er pflegte zu sagen: „Die Welt meint, auf unsern Bäumen wachsen lauter „Seufzerbirli". Wenn sie wüßte, wie gut es der Christ hat, sie würde uns beneiden." Waren die Wege holprig oder die Witterung beschwerlich, äußerte er manchmal: „Der Herr, der in der Kutsche fährt, ächzt über jeden Stein im Wege, über den der Barfüßer frohen Mutes wegläuft. Solche Barfüßer wollen wir sein." — Bei den Jünglingen fühlte er sich daheim; er unterließ sogar nicht ihre

Gesangstunden zu besuchen, so wenig er selber die Gabe des Gesangs hatte. Saß er in hellem Glücke neben ihnen, während sie ihre Lieder anstimmten, konnte er an die Bachstelze in dem Lied von Meistersänger Hans Sachs, „der gaistlich Vogelg'sang" genannt, erinnern, da dieser von ihr sagt: „Wenn andre Vögel singen, schlägt sie den Takt dazu." Denn meist hatte er einen Schlüssel in der Hand und gab mit ihm den Takt an. Von den Anfängern forderte er nicht sogleich das Ganze und verwunderte sich nicht, wenn es bei ihnen Mißtritte gab. Zuerst das Gras, dann die Ähren, dann der volle Weizen in den Ähren. Aller ungeduldigen Geisttreiberei hielt er entgegen, wie jede Blume erst lange im Knopf verborgen stecke und die Frucht erst auf die Blüte folge. Mit den Schwachen wußte er Geduld zu tragen, und den Gefallenen sprach er Mut ein. „Wenn du gefallen bist, so bleibe nur nicht liegen. Stehe auf, und fange aufs neue an," war da sein Rat. Oder: „Wenn ich ein Stück Holz zu kurz abgesägt habe, hilfts mich nichts, wenn ich lange stehen bleibe und es anstaune und mich ärgere oder betrübe; es wird um keinen Zoll länger. Es muß andres Holz her. So hat es der Christ. Wenn er gefehlt hat, so nützt es nichts, die Zeit mit Klagen und Grämen zu verlieren. Frisch mit der ganzen Bürde dem Heiland zu Füßen, dort ist die rechte Schmiede!" Trotzdem verlangte er Entschiedenheit. „Entweder gehörst du dem Teufel oder dem lebendigen Gott; zwei Herren kannst du nicht dienen," war seine bestimmte Ansicht, und einen Mittelweg kannte er in dem, was zum Seligwerden gehört, nicht. Sein wesentlicher Grundsatz war: „Niemand soll von mir etwas Böses lernen;" ihn stellte er auch den Brüdern als Ziel vor und bat sie, acht auf sich selbst zu haben. Da ihm sein Soldatenstand so reiche und passende Bilder für den Kampf des Christen an die Hand gab, benützte er diese häufig; z. B. „Jeder Gedanke sollte mit einem „Wer da?" angerufen werden.

Jeder arge Gedanke ist aus dem feindlichen Lager, den man nicht passieren lassen darf. Ehe er sich recht zeigt, Rapport gemacht bei der Hauptwache und zurückgewiesen! — Das ist Kriegsmanier." An einem Sonnabend waren etwa zehn eben erst konfirmierte Jünglinge bei ihm, und er besprach sich mit ihnen aus Gottes Wort. Auf einmal stund er voll Eifer auf und fragte jeden: „Was bewegt dich in unsern Verein zu kommen?" Die jungen Leute waren auf diesen Anfall nicht vorbereitet und stotterten, der eine das, der andre etwas andres. Als die Runde gemacht, stellte er ihnen den Kampf mit der Welt, in den sie jetzt eintreten, eindrücklich vor Augen und lud sie dann voll Liebe ein, dem Heiland Herz und Leben zu heiligen. Sei das ihre Absicht, so sollen sie nur in den Verein kommen und den schmalen Weg mit ihnen wandern. „Macht's nicht," schloß er, „wie ich, der seine Jugendzeit in Welt- und Sündenliebe verlor. Wie gerne wollte ich sie zurücknehmen, wenn ich könnte!" Dieses Wort fegte die Tenne. Die meisten dachten: „Das ist eine harte Rede, wer mag sie hören," und es erfolgte auch das Weitere: „Von dem an gingen viele seiner Jünger hinter sich." Doch, alle blieben nicht zurück. Als die Zahl der Mitglieder sich nicht mehren wollte, fragte er einmal mit Ernst seine Freunde: „Wie kommt's, daß keine Jünglinge zu uns kommen? Ich glaube, es fehlt an euch! Werbet doch Jünglinge, wir Alten wollen gerne hinten abtreten." Er hatte den Sinn Johannes des Täufers: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen." Sprach er in Vereinen, so ging er, wie praktisch im Leben bei sich, auch hier dem eigenen „Ich" scharf zu Leibe, und waren Leute anwesend, die auf beiden Seiten hinkten, konnten sie aus seinem Munde eine scharfe Predigt des Jesajas, der ihm besonders teuer war, hören. Oft führte er Jes. 1, 3 an: „Ein Ochse kennet seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn; aber Israel kennet's nicht, und mein Volk ver-

nimmt es nicht;" und er fügte bei: „O Schande, sich von diesen Tieren übertreffen zu lassen!" Ein hervorragender Charakterzug in seinem Lebensbilde war die Wahrhaftigkeit, Geradheit, Offenheit. „Unsre Herzensstellung gegen den Nebenmenschen sollte so beschaffen sein, daß wir vor jedermann unser Inneres herauslegen und es verlesen lassen dürften, wie ein Krämer seine Ware," war sein Grundsatz. Drang er auf Entschiedenheit, so nicht weniger auf Einigkeit, und als das Band der Einheit erkannte er Wahrheit und Liebe. In den Sektionsversammlungen (Versammlungen mehrerer Vereine eines Bezirks) ermahnte er stets mit vielem Ernst, doch einig in Christo zu sein. Aus seinen gediegenen, praktischen, kurzen Ansprachen erkannten die Brüder den Wert dieses einfachen Mannes, und so wurde er im Jahr 1863 zum Vorstand der Sektion der Vereine Winterthur, Neftenbach, Pfungen und Bülach gewählt. Mit Sorge, ob er, der alte Mann, diesem Amte zu genügen vermöge, trat er es an. Er genoß die Zufriedenheit aller Jünglinge und verwaltete das Amt bis zu seinem Lebensende. Seine letzte Sektionsversammlung, an Weihnacht 1864 gehalten, ist noch vielen Mitgliedern in besonderem Andenken, indem der liebe Greis dabei eine ganz besondere Angethanheit im Geiste bewies. Es war nämlich als Thema der brüderlichen Besprechung die Frage aufgestellt worden: „Welches sind die Ursachen, daß es unter den Gliedern der Vereine nicht zu mehr brüderlicher Gemeinschaft kommt?" Jakobi 5, 12 bis 20 wurde zu Grunde gelegt. Nach einigen andern Rednern ergriff Bürgi das Wort und sprach etwa folgende Worte: „Brüder, wir wollen uns doch befleißigen, die Wahrheit überall und unter allen Umständen zu reden. Lasset uns aufrichtig sein einer gegen den andern und in allem unserm Thun. Ein Ja soll ein Ja, und ein Nein soll ein Nein sein. Wir wollen uns nicht der Welt gleich stellen, die sich um fünf Rappen belügt und noch dazu schwört.

Nicht allein Gott sieht auf uns, sondern auch die Welt, und nichts ist schändlicher und bereitet auch dem Heiland mehr Unehre, als wenn ein Frommer auf einer Unwahrheit ertappt wird. Nicht daß ich sagen wollte: mir soll's in keinem Wort mehr fehlen; ich kann nicht garantieren; aber mit allem Ernst wollen wir diesem Ziele nachjagen. In den Vereinen selbst kommt nicht selten eine Spannung unter den Gliedern nur daher: Einer hat etwas gegen den andern, und er mag es ihm nicht sagen. Die Liebe ist gehemmt, es ist ein Bann vorhanden. Was könnte ihn lösen? Wahrheit, Offenherzigkeit in der Liebe. Wir sind nicht beieinander, um uns auf den Händen zu tragen, sondern um uns gegenseitig zu ermahnen und, wo es nötig, auch zu strafen."

Ach, laßt uns einander erinnern und führen,
Daß wir nicht die Krone des Lebens verlieren!

So hatte der HErr seinem Diener noch vor dem Feierabend ein gar liebliches Geschäft an diesem Vereine, so recht eine Arbeit nach seinem Herzen anvertraut. Auch andre Freude wurde ihm gewährt. Der Einfluß auf seine Angehörigen war nicht ohne Segensspur geblieben. Eine Schwester liebte es, in den schlaflosen Nächten einen Psalm zu singen, besonders während ihrer letzten Krankheit. Es schien etwas besser geworden zu sein, als sie einst nachts zwischen zwölf und ein Uhr den 42. Psalm sang. Mit dem letzten Vers that sie den letzten Atemzug und verschied. Auch für die Mutter glaubte er nicht vergeblich gebetet zu haben; er hoffte, sie sei noch eine Errettete geworden. Dabei blieb es jedoch nicht. Schon im Jahr 1835 hatte er seinem vierjährigen Neffen und Patensohne in Bülach das Predigtbuch von Ludwig Hofacker zum Geschenk gegeben und auf das erste Blatt geschrieben:

„Ich gieb das Buch wohl für meinen lieben Taufgötti, ob er doch noch nichts vom Inhalt versteht. Es ist auch nicht

mein Wunsch, daß es müsse im Verborgenen liegen bis zu seiner Gelehrtheit, sondern es ist mir, ich sehe schon meine liebe Schwester am Tisch sitzen und eine Predigt lesen und meinen Götti nebst seinen lieben Geschwistern mit gefalteten Händen dasitzen und aufmerksam zuhorchen, und zweifle nicht: „Gott der HErr wird jene ruhigen Stunden segnen."

Das dort gesteckte Samenkorn, unter treuem Gebet und liebevoller Ermahnung gepflegt, ging auf, und der „Taufgötti" wurde 1863 der Erstling des Jünglingsvereins in Bülach. Wie Bürgi zum Gedeihen des Einzelnen und des Vereines mitgewirkt, das läßt sich hier nicht gut ausführen. Allen, denen er dort zum Segen geworden, sei zugerufen: „Haltet, was ihr habt, daß niemand eure Krone raube!" und: „Seid getreu bis in den Tod!"

12.

Abendrot; Feierabend.

Es ist Zeit, daß wir, ehe unser Freund Abschied nimmt, auch noch einen Blick in sein häusliches und bürgerliches Leben werfen; denn es ist weit leichter vielen zu sagen, was sie thun sollen, als es selbst thun.

Daß seine natürlichen Anlagen zur Sanftmut nicht gerade hervorragend bei ihm waren, steht auf manchem Blatt seiner Lebensgeschichte mit Frakturschrift eingegraben, und doch sein Suchen, Frieden nach innen und außen zu bewahren, führte er zu glücklichem Finden. Seine in späterem Alter bewiesene stetige Gelassenheit war die Frucht eines langen Gebets-, Willens- und Glaubenskampfes, und mancher, der trotz alles Eilens und Sorgens doch weiter nichts, als ein unzufriedenes Herz errang,

beneidete ihn darum. Wollte sich im häuslichen Kreis ein Sturm erheben, suchte er ihn durch einige ruhige Worte zu beschwichtigen; drangen sie nicht durch, so ging er stille beiseit. Im Verkehr mit den Nebenmenschen ließ er lieber sein Recht, als den Frieden fahren; denn er erfuhr, beides zusammen, Recht behalten und Frieden dabei, das gehe nicht. Er bezeugte es oft: „Wer allezeit sein Recht behaupten will, bekommt Prozeß." Hatte er von der Bosheit der Menschen zu leiden, so las er den 37. Psalm: „Erzürne dich nicht über die Bösen" ꝛc. und wappnete sich mit Leidenswilligkeit.

Sein äußeres Durchkommen erwartete er aus Gottes Hand, und so oft auch der Mangel an seiner Thüre pochen mochte, er ließ sich vom Unglauben nie auf die Dauer tyrannisieren. Er wußte sich im Hause des Vaters zum Erben künftiger Herrlichkeit berufen und zweifelte deshalb nicht, daß ihm zur Ausübung der Treue im geringsten, dessen was zum äußeren Lebensberufe gehört, die nötige Wegzehrung beschert werde. Wie oft wurde sein kindliches Vertrauen durch Hilfe gekrönt, sein Gebet erhört. Aus eigener Erfahrung konnte er es auch andern sagen: „Der rechte Glaube ist einem dicken Seile zu vergleichen, das aus unzähligen Fäden zusammengedreht ist. Jede Erfahrung, Erneuerung und Stärkung im geistlichen Leben ist ein solcher Faden, der dem Seile zugefügt wird, und so wird der Glaube immer stärker." Die Ernten seines geringen Grundbesitzes nahm er als Geschenk aus Gottes Hand an, und wie man bei einem Geschenk nicht zu rechnen pflegt, so liebte er es auch nicht, den Feldertrag genau nachzuzählen und zu berechnen.

Viele Politik, ebenso wie Polemik, waren ihm fremd, so aufmerksam er den Lauf der Weltbegebenheiten und die Entwicklungen der Kirche beobachtete. In wichtigen Fragen des Staats, der Gemeinde und der Kirche stellte er seinen Mann, im übrigen ging er in Einfalt hin, mit Ängstlichkeit beflissen,

niemand ein Ärgernis zu geben. Er war ein sprechender Beleg zu jenem Verse Tersteegens:

Man muß wie Pilger wandeln,
Frei, bloß und wahrlich leer:
Viel sammeln, halten, handeln,
Macht unsern Gang nur schwer.
Wer will, der trag' sich tot;
Wir reisen abgeschieden,
Mit wenigem zufrieden,
Wir brauchen's nur zur Not.

Mit seinem Gott war er im Reinen. Es fußte sein Glaube auf den ewigen Gottesverheißungen. Er konnte sagen: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!" — und: „Ich glaube, darum rede ich!" — Er begnügte sich nicht, die Katechismus-Wahrheiten mit dem Verstand erfaßt zu haben, sondern sprach: „Was hülfe es mich, wenn alle Welt einen Heiland hätte, ich aber nicht! Ich selbst muß einen Heiland haben und für mich selbst gewiß sein, daß ich von Ihm angenommen bin."

Sein Lieblingsbuch blieb ihm die Bibel; sie war ihm das schätzbarste Jelänger-Jelieber; daher floß seine Gesundheit im Glauben, der Segen und die Kraft des Einflusses auf andere. Nebenbei las er gern Joh. Arnds wahres Christentum, die Werke Stillings, und unter diesen hauptsächlich dessen „Siegesgeschichte", neben andern Schriften erprobter Gottesmänner. Den Wert der Gemeinschaft mit Gläubigen wußte er besonders zu schätzen, und oft wunderten sich seine jungen Mitpilger, wie er nach ermüdendem Tagewerk, Engbrüstigkeit und Alter nicht achtend, mit Freude und Frische abends den Versammlungen zuschritt und aus seinem Schatze Altes und Neues zu gemeinsamer Erbauung hervorholte; sie hatten mit sich selbst zuweilen etwas Mitleid empfunden. Mit der Kirche lebte er in Frieden und fand, obwohl selbst ein Kind der Separation, nie Lust zu solcher. Er sah in allen Gemeinschaften Spreu und Weizen

gemengt, war der Ansicht, daß nicht die Partei und ihre Grundsätze, sondern allein Christus, im Glauben erfaßt, selig mache, und nahm deshalb in Einfalt und Dankbarkeit an, wo ihm eine Förderung zum Ziele ewiger Seligkeit geboten wurde.

Auf manchen Abschnitt seines langen Lebens fand Hiobs Klage (Kap. 7, 1—4) Anwendung: „Muß nicht der Mensch immer im Streit sein auf Erden, und seine Tage sind, wie die eines Taglöhners? Wie ein Knecht sich sehnet nach dem Schatten, und wie ein Taglöhner hoffet, daß seine Arbeit aus sei. Also habe ich auch eitle Monden zum Erbteil empfangen, und Nächte des Elends wurden mir zugezählt. Wenn ich mich lege, spreche ich: Wann werde ich aufstehen? Und aus den Brüsten des Abends trinke ich mich Unruh satt bis zur Dämmerung".*) Sein Lebensabend aber sollte auch nach außen hin sich noch friedlich gestalten. Allzeit im Ringen um sein leibliches Durchkommen begriffen, war es ihm etwas ganz Ungewohntes, dieser Sorge enthoben zu sein; ja es ward ihm bange und fast zu viel von seinem guten HErrn, da er ja wohl wußte, wie die sogenannten guten Tage ihm schon so manchesmal zum Schaden gereicht hatten. Daß wir durch viel Trübsal ins Reich Gottes müssen, dieses Grundgesetz des Königreichs Jesu ward von ihm anerkannt, nicht eben nur weil er mußte, sondern weil er den nachhaltigen Segen dieses Müssens so vielfach erfahren hatte. Wohl stand sein Herz zu der selbstgemachten und von Gott auferlegten Not früher nur: „Ich muß leiden;" bald rückte er in die zweite Klasse und sprach: „Ich kann leiden." Die seligen Erfahrungen dabei befähigten ihn zum Entschluß: „Ich will leiden;" ja, zuweilen fühlte er sich durchs Kreuz als mit einer Würde bedacht und sagte: „Ich darf leiden."

So brach das Jahr 1865 an, und der muntere Pilger dachte so wenig als seine Freunde daran, daß der Feierabend

*) von Meiers berichtigte Uebersetzung.

so nahe sei. Die Beschwerde des Atmens hatte freilich zugenommen; allein mit diesem leidigen Begleiter war er so vertraut geworden, daß er zuweilen scherzend sagen konnte, wo er gehe, sei es immer, als ob er bergan liefe. Er ging noch in den Wald, Holz zu fällen, jedoch mit weit mehr Mühe, als in früheren Jahren, bis den 10. Februar 1865 die erste ernstliche Anmahnung kam:

Herz, freue dich, du sollst werden
Vom Elend dieser Erden
Und von der Sündenarbeit frei!

Es wandelte den Greis starkes Frieren an, das keinem Erwärmungsmittel weichen wollte, und die Glieder fühlten eine Schwäche, daß er taumelte, wie ein Trunkener; er legte sich zur letzten Ruhe nieder. Denselben Abend besuchten ihn noch zwei Brüder des Vereins und erquickten ihn dadurch, daß sie ihm mit Flöten sein Lieblingslied: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit ꝛc.“ spielten. Obgleich von da an das stille Abbrechen seiner morschen Leibeshütte deutlich wahrzunehmen war und auch Bürgi die Bedeutung dieser Krankheit wohl verstand, sah man doch an ihm weder die dumpfe, gefühllose Resignation, die dem Unvermeidlichen sich nicht entziehen zu können sich bewußt ist, noch auch die Angst vor der großen, lichten Ewigkeit, die zur schon geöffneten Pforte ihre Schlaglichter herein ins Sünderherz wirft; es war ein Friede um den kranken Pilger her, wert, daß ihn mancher König darum beneidet hätte. Mit den Brüdern des Vereins, die ihn besuchten, durchlebte er noch einmal in der Erinnerung die vielen Friedens- und Segensstunden, die ihnen der HErr so reichlich geschenkt hatte; er ermahnte sie, fest zu halten an Christo, dem Sünderheiland, wie er im Worte Gottes geoffenbart sei, und während sein Mund sprach, gab er selbst durch Frieden und Glaubensfreudigkeit das lebendigste Beispiel davon, was es sei, ein Eigentum

Jesu zu sein und noch an der Todespforte sagen zu können: „Ich bin ein Kind Gottes.“ Seine arme Hütte war in der kurzen Zeit seiner Krankheit ein schöner Sammelpunkt der brüderlichen Liebe. Bürgi hielt sich deren nicht für wert und war für den kleinsten Liebesdienst von Herzen dankbar.

So ging es hin bis zum 17. Februar. Da, plötzlich vormittags 10 Uhr, überfällt den Kranken eine Schwäche, der Atem stockt, und der Kämpfer ist am Ziele.

Ei, wie so sanft entschläfest du
Nach manchem schweren Stand;
Genießest nun die süße Ruh
In deines Heilands Hand.

Vier Brüder des Vereins trugen seine Hülle zur letzten Ruhestätte, wo sie der Auferstehung in Herrlichkeit entgegenharrt. Von seinem Grabe nahmen viele, auch solche, die seinen Wert bisher nicht erkannt hatten, den Wunsch mit nach Hause: „Mein Ende sei wie dieses Ende!“

Ehe auch wir hinweggehen von dem Lebensbilde des teuren Mannes, nur noch ein Wort zur Beherzigung: Ihr Freunde des entschlafenen Bürgi und alle, die den Lauf zum Ziele begonnen: Stehet nicht still! Lasset euch durch dieses Vorbild zu einem vollen zum Himmel gerichteten Lauf neu erwecken; das Kleinod ist nirgends anders als am Ziele selbst zu finden. Gehts durch Leiden und Verleugnung: sie gehen vorüber; ewig ist nur die Seligkeit. Euer Entschluß sei und bleibe:

Als berufen zu den Stufen
Vor des Lammes Thron,
Will ich eilen; das Verweilen
Bringt oft um den Lohn.
Wer auch läuft und läuft zu schlecht,
Der versäumt sein Kronenrecht.
Was dahinten, das mag schwinden,
Ich will nichts davon.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Inhalt.

Verlag von Jaeger & Kober in Basel

C. F. Spittlers Nachfolger.

Blümmer, Minna. **Auf verschiedenen Wegen.** Eine Erzählung für die Jugend und ihre Freunde. 168 S. 8.
geh. Fr. 1,50. — Mk. 1,20. | Lwd. Fr. 2,50. — Mk. 2.

Claus, W. **Dr. Ludwig Krapf**, weiland Missionar in Ostafrika. Ein Lebensbild aus unsern Tagen. Mit Dr. Krapfs Bild. 244 S. geh. Fr. 2. — Mk. 1,60. | Lwd. Fr. 3. — Mk. 2.40.

— **Leben und Wirken des Georg Müller in Bristol.** Nach den besten Quellen dargestellt und mit den Bildern der fünf Waisenhäuser versehen. Dritte gänzlich umgearbeitete Ausgabe. 288 S. geh. Fr. 2. — Mk. 1,60. | Lwd. Fr. 3,50. — Mk. 2,80.

Christen, Immanuel. **Johannes Schneider.** Ein Arbeiterleben a. d. Reiche Gottes. (Krankenwärter u. Stadtmissionar.) 176 S. Mit Bild. geh. Fr. 1,50. — Mk. 1,20. | Lwd. Fr. 2,50. — Mk. 2.

Crome, Johanna. **Johannes Van't Lindenhout** und die Waisenanstalt zu Neerbosch. VIII und 71 S. 8. Mit fünf Bildern. geh. 75 Cts. — 60 Pfg. | Lwd. Fr. 1,50. — Mk. 1,20.

Gerber, F. **Allerlei für einfache Leute.** 180 S. 4. Aufl.
geh. Fr. 1,25. — Mk. 1. | Lwd. Fr. 2,50. — Mk. 2.

Johann Heinrich Jungs, genannt Stilling, Lebensgeschichte, oder: Dessen Jugend, Jünglingsjahre und Wanderschaft, nebst Mitteilungen aus seinem späteren Leben und Alter. 265 S. 6. Aufl. geh. Fr. 1,25. — Mk. 1. | geb. Fr. 2. — Mk. 1,60.

Schindler, Karl. **Baron Albert von Seld**, ein treuer Königs- und wahrer Volksfreund. Ein Lebensbild mit Porträt. VIII u. 296 S. 8. geh. Fr. 2,50. — Mk. 2. | Lwd. Fr. 3,75. — Mk. 3.

Schlatter, Dora. **Zum Sonnabend.** Erlebtes und Erzähltes. Ein Büchlein fürs Volk. 148 S. 8.
geh. Fr. 1,25. — Mk. 1. | Lwd. Fr. 2. — Mk. 1,60.

— **Vom Lebensbaum.** Ein Büchlein fürs Volk. 160 S. 8.
geh. Fr. 1,25. — Mk. 1. | Lwd. Fr. 2. — Mk. 1,60.

Schmidt, E. **Funken.** Erzählungen für das Volk. 168 S. 8.
geh. Fr. 1,50. — Mk. 1,20. | Lwd. Fr. 2,50. — Mk. 2.

— **Im Schatten erblüht.** Aus dem Leben und für das Leben geschrieben. IV und 172 S. 8.
geh. Fr. 1,50. — Mk. 1,20. | Lwd. Fr. 2,50. — Mk. 2.

Wangemann. Gustav Knak. Ein Prediger der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Ein Lebensbild aus dem ewigen Leben und ein Spiegelbild für das zeitliche. 3. Auflage. Neue wohlfeile Ausgabe. VIII und 448 S. 8. Mit Knaks Bild.
geh. Fr. 3. — Mk. 2,40. | Lwd. Fr. 4. — Mk. 3,20.

Zeller, Mutter, in Beuggen 96 S. 3. Auflage.
geh. 60 Cts. — 50 Pfg. | fein Lwd. Fr. 1,50. — Mk. 1,20.

Bo

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thumm, W. F.

Glückliche Heimkehr aus langer Irré Lebensgeschichte des Rudolf Bürgi aus Neftenbach

Basel 1896

Biogr. 153 o
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11802802-4